This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX & TILDEN
FOUNDATIONS

16

Die Persische Flotte bei Mykale verbrannt. 479 v. C. G.

17

Rükkehr der Israeliten aus Babylon. 556 v. C. G.

18

Perikles befördert die Künste. 444 v. C. G.

Die Weltgeschichte für die Jugend bis auf die neuesten Zeiten dargestellt von Ernst Hold.

Mit 81 Abbildungen auf 27 Kupfertafeln.

Leipzig, 1818
bei J. C. Hinrichs.

Vorwort.

Der Verfaſſer dieſer Ueberſicht der allgemeinen Geſchichte glaubte, daß neben mehren brauchbaren Büchern ähnlicher Art auch ein neues wohl noch ſeinen Weg machen, und beitragen könne, in jungen Gemüthern Sinn und Neigung für die Geſchichte, die große Lehrerinn des Lebens, zu wecken. Es faßt ja doch jeder bei der Betrachtung des reichen Gemähldes der Menſchengeſchichte beſondere Züge ins Auge, die ein Andrer überſah, oder führt weiter aus, was jener nur kurz andeutete, und ſo möchte jede neue Darſtellung dem jungen Leſer, der auch frühere kennt, erneute Theilnahme einflößen können. Darum gab der Verfaſſer der Aufforderung nach, eine ſolche Schrift zu bearbeiten, ungeachtet er beſorgte, daß er in ſeinem Entwurfe beſchränkt und gebunden ſein werde, da die Wahl der Bilder, die das Buch begleiten ſollten, bereits im Jahre 1812, ehe er jene Aufforderung erhalten hatte, und ohne ſein Zuthun, war getroffen worden. Ein Leſebuch, das bei dem Geſchichtsunterrichte zur Vorbereitung und Wiederhohlung nützlich ſein, auch wohl Anregung zu weiterer Erforſchung geben

könne, wollte er liefern; und wenn auch einige Theile, zumahl in der teutschen Geschichte, mit größerer Ausführlichkeit behandelt würden — wozu die begleitenden Bilder führen mußten — so sollte doch kein wichtiges Ereigniß, besonders in der europäischen Geschichte, übergangen werden, damit eine zusammenhängende Darstellung entstehe. Die angegebene Bestimmung wird dieses Buch, wie der Verfasser hofft, erfüllen, und neben irgend einem guten Lehrbuche*), das der mündlichen Unterweisung, oder dem Selbstunterrichte, die weitere Ausführung überläßt, nicht ohne Nutzen gebraucht werden können.

E. H.

---

*) Außer Bredow's schätzbaren Büchern, sind auszuzeichnen: „Pölitz's Weltgeschichte für Real- und Bürgerschulen und zum Selbstunterrichte. 3te Aufl. Leipzig 1818" — die für den ersten zusammenhangenden Geschichtsunterricht, und dessen „Kleine Weltgeschichte, oder compendiarische Darstellung der Universalgeschichte für höhere Lehranstalten. 3te Aufl. Leipzig 1818" die für die reifere Jugend zu empfehlen ist. Dem Lehrer aber gibt reichen Stoff dessen größeres Werk: Die Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende dargestellt. Neue Bearbeitung in 8 Bden. Leipzig 1813 mit Ergänzungen bis 1818.

Inhalt.

Einleitung. Bildung der Erde. Wohnplatz und Lebensweise der ersten Menschen. Jagd. Hirtenleben. Ackerbau. Erste Erfindungen für das einfache Bedürfniß. Ursprung gesellschaftlicher Vereine. Bildung der Staaten. S. 3—28.

Zeittafel der wichtigsten Begebenheiten. S. 28—36.

Erste Abtheilung.

Geschichte der alten Welt. S. 37—152.

Aegypten. S. 37—55. Babylonien. S. 55—58. Assyrien. S. 58—67. Phönizier. S. 68—72. Hebräer. S. 73—82. Meder und Perser. S. 82—90. Griechen. S. 90—112. Das Macedonische Reich. S. 112—124. (Indien. S. 117 ff.) Die Römer. S. 124—152.

Zweite Abtheilung.

Von den Völkerzügen bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts. S. 153—264.

I. Die Teutschen und die Völkerzüge. S. 153—162. II. Das Reich der Franken. S. 162—175. (Die Araber. S. 163 ff.) III. Teutschland vom zehnten bis zwölften Jahrhundert. S. 175—188. IV. Schicksale der wichtigsten übrigen Staaten bis zum zwölften Jahrhundert. S. 188—202. (Italien. S. 188 ff. Frankreich. S. 191 f. Spanien. S. 192 f. England. S. 193 ff. Nord-Europa. S. 195 ff. Polen. S. 197 f. Rußland. S. 198 f. Das oströmische Reich. S. 199 ff. Araber und Türken. S. 201 f.) V. Die Kreuzzüge. S. 202—222. (Ritterorden. S. 217 ff. Ritterwesen. S. 220 ff.) VI. Die europäischen Staaten von den Kreuzzügen bis zu Ende des funf-

zehnten Jahrhunderts. S. 222—249. (Teutschland. S. 222 ff. Italien. S. 234 ff. Frankreich. S. 236 ff. England. S. 240 ff. Spanien und Portugal. S. 242 ff. Die nordischen Reiche. S. 245 f. Polen. S. 246. Rußland. S. 246—47. Das griechische Kaiserthum. S. 247 ff.) VII. Die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Indien. S. 249.

Dritte Abtheilung.

Geschichte der neuern Zeit. S. 265—357.

I. Das Zeitalter der Glaubensreinigung. S. 265—291. II. Frankreichs Uebermacht. Der Streit um die spanische Erbfolge. Der nordische Krieg. S. 292—308. III. Das achtzehnte Jahrhundert. S. 308—325. V. Das Zeitalter der Revolutionen. S. 323—357.

Die

Weltgeschichte

für

die Jugend

von

Ernst Hold.

Einleitung.

Bildung der Erde. Wohnplatz und Lebensweise der ersten Menschen. Jagd. Hirtenleben. Ackerbau. Erste Erfindungen für das einfache Bedürfniß. Ursprung gesellschaftlicher Vereine. Bildung der Staaten.

Unsre Erde mußte vielfache Veränderungen erleiden, ehe Gewächse auf ihr gedeihen, ehe Thiere und Menschen sie bewohnen konnten. Anfangs war ihre ganze Oberfläche mit Wasser bedeckt und das jetzt bewohnte feste Land war der Grund des Meeres. Dieß beweiset uns die innere Beschaffenheit der Erde. Man findet noch jetzt sowohl auf hohen Gebirgen, als im Innern der Erde viele versteinerte Muscheln und andre Seethiere, die in Schichten über einander liegen, man findet sogar Abdrücke von Seepflanzen und Seefischen im Schiefer. Wie könnte dieß seyn, wenn nicht solche Steine lange von den Fluten des Meeres wären bedeckt gewesen? Aus den Veränderungen, die noch immer durch Erdbeben und feuerspeiende Berge auf der Oberfläche der Erde hervor gebracht werden, können wir aber auch schließen, daß in ihrem Innern ein Feuer ist, welches sich immer aufs neue entzündet. Die gewaltsamen Wir-

kungen dieſes unterirdiſchen Feuers haben ohne Zweifel dazu beigetragen, der Erde nach und nach ihre jetzige Geſtalt zu geben und ſie zu einem glücklichen Wohnplatze für Menſchen und Thiere umzubilden. So geſchah es, daß ausgebrannte Theile der Erde einſanken und andre Theile über die Oberfläche des Waſſers empor gehoben wurden. Waſſer und Land ſchieden ſich nach und nach. Die Flut drang in die Erde ein, die noch wenig Feſtigkeit hatte, es wurden Meerbuſen ausgehöhlt, einzelne Theile der Erde als Inſeln abgeriſſen und das erhöhte Land wieder auseinander geſpült. Die Erden ſanken aus dem ſchlammigen Waſſer zu Boden, und was ſich geſenkt hatte, erlitt bald wieder neue Verwandlungen durch das Feuer. Unter dieſen Veränderungen, die durch Waſſer und Feuer hervor gebracht wurden, entſtanden nach und nach harte Felſen, die den Stürmen und den Meereswogen widerſtehen konnten. Dieſe feſten Steinmaſſen nennt man Urgebirge, weil ſie weit älter ſind, als die jetzige Geſtalt unſerer Erde. Sie hielten die lockern und flüſſigen Theile zuſammen und ſind gleichſam das Gerippe des Erdkörpers.

So mögen vielleicht viele tauſend Jahre vergangen ſeyn, ehe dem Meere ſeine Gränzen beſtimmt waren und das Erdland ſo viel Feſtigkeit erhalten hatte, daß die Flut es nicht mehr hin und her treiben konnte. Der vierte Theil der Oberfläche unſrer Erde hatte ſich als bewohnbares Land aus dem Meere empor gehoben und die übrigen Theile blieben von dem Waſſer bedeckt. Die fruchtbare Oberfläche ward nun bald mit dem grünen Schmucke von Gewächſen, mit Mooſen, Gräſern, Kräutern und Bäumen bekleidet, und als der Boden allerlei nährende Pflanzen trug, ſetzte der Schöpfer auch Thiere von mannigfaltiger Größe und Geſtalt auf die Erde. Endlich ward auch der Menſch erſchaffen. Er war Gottes Ebenbild und ſollte durch ſeine Vernunft Herr der Erde ſeyn. Die Gewächſe und Thiere, welche

er auf dem Erdlande vorfand, ſollten ihm Nahrung, Kleidung und Vergnügen geben, und dazu beitragen, daß ſein Geiſt zum Nachdenken aufgeweckt, ſein Verſtand ausgebildet würde.

Es mögen etwa ſechstauſend Jahre ſeyn, ſeit Menſchen auf der Erde wohnen. Alle Erdbewohner aber, wie verſchieden ſie auch an Farbe, Geſtalt und Sitten ſeyn mögen, ſtammen von einem Menſchenpaare, das die heiligen Schriften der Hebräer Adam (das iſt Erdmann) und Eva nennen. Luft, Nahrungsmittel und beſondre Gewohnheiten haben manche Veränderungen und Verſchiedenheiten hervorgebracht, welche wir unter den Menſchen finden. Die Sonnenhitze zum Beiſpiele, ſchwärzte die Haut der Bewohner heißer Erdgegenden und machte ihre Kopfhaare kürzer und krauſer, uns aber ließ eine kühlere und reinere Luft die weiße blühende Hautfarbe und das zartere wallende Haar. Aber alle dieſe Veränderungen ſind nicht von der Art, daß ſie die Abſtammung des Menſchengeſchlechts von einem Paare beſtreiten können. Der dumme Wilde, der rohe Feuerländer im ſüdlichen Amerika, der in dumpfer Trägheit ſein Leben verträumt, und die gebildetſten, verſtändigſten Bewohner Europa's, der Sohn des ärmſten Tagelöhners ſo gut, als der Fürſtenſohn, alle ſind Abkömmlinge eines Stammvaters.

Die erſten Menſchen mußten in einer warmen Gegend wohnen, wo eine heitere Luft ſie vor Krankheiten ſchützte, wo der fruchtbare Boden, ohne mühſame Bearbeitung, ihnen reichlich alles darbot, was ſie zu ihrer Erhaltung brauchten. Eine ſolche Gegend war das mittlere Aſien, beſonders der reizende Landſtrich von den Ufern des Euphrat und Tigris bis zu den Gränzen Indiens. Hier lag wahrſcheinlich der Wohnplatz der erſten Menſchen, welcher ſo anmuthig war, daß man ihn, wie die Luſtgärten der alten perſiſchen Könige, ein Paradies, oder auch Eden, das iſt Land der

Freude, nannte. In jenen glücklichen Gegenden sind mehrere Gattungen köstlicher Fruchtbäume einheimisch. Da wächst der Kokosbaum, ein wohlthätiges Geschenk der Natur, das sich auf vielfache Weise benutzen läßt. Die unreifen Früchte, die der Baum zugleich mit den reifen trägt, geben ausgepreßt ein schmackhaftes Getränk; die reife Nuß aber gibt das erfrischende Kokoswasser, welches, wenn es länger aufbewahrt wird, wie Milch einen Rahm ansetzt, woraus man das Palmöhl bereitet, das nicht nur wie unsre Butter gebraucht werden kann, sondern den Bewohnern warmer Gegenden auch zum Einreiben in den Körper nützlich ist. Der Kern der Nuß ist schmackhaft wie die Mandel, das Mark und die weichen Holzfasern der obern Gipfel sind eßbar, und aus der Blumenkolbe wird Palmwein gewonnen. Das Holz wird zu Gebäuden, die innere braune Schale der Nuß zu allerlei Gefäßen benutzt, die äußern Fasern derselben werden zu Tauen und Stricken, die Blätter zum Decken der Häuser, zu Sonnenschirmen, zu Papier gebraucht. Außer diesem Baume wachsen hier noch mehrere nützliche Palmenarten, und von andern erfrischenden und nährenden Früchten die Pomeranze, die Zitrone, die Feige, die Weintraube, die Olive. Die meisten Getreidearten kamen aus dem mittleren Asien nach Europa, und diejenigen Thiere, welche der Mensch bald als Hausthiere zu benutzen suchte, waren hier einheimisch.

So mußte der Wohnplatz der ersten Menschen beschaffen seyn, sollten sie vor Unfällen geschützt bleiben und ihre Bedürfnisse leicht befriedigen können. Die Baumfrüchte, die sie in ihrer Nähe fanden, waren ohne Zweifel ihre erste Nahrung. Der Nachahmungstrieb aber reizte den Menschen bald, auch andre Nahrungsmittel zu versuchen. Er sah, wie die Thiere mit Wohlgefallen die Wurzeln verzehrten, die sie aus der Erde aufgewühlt hatten, und er machte es ihnen nach. Auch

einige Kornarten, die wild wuchſen, wie der Mais, gaben ihm Nahrung. Er aß alle Früchte roh, denn er hatte noch nicht die Mittel, ſie anders zu bereiten, und ſuchte nur ſeinen Hunger zu ſtillen. Er brauchte keine Vorräthe für den Winter einzuſammeln, da man in der glücklichen Gegend, die er bewohnte, die rauhe Jahreszeit nicht kennt, wo die Erde unter Schnee und Eis begraben liegt. Die Felder ſind da immer grün und eine Frucht reift nach der andern.

In dieſer warmen Gegend mochte der Menſch auch nicht ſogleich daran denken, ſeinen Leib mit einer künſtlichen Bekleidung zu bedecken. Aber bald mußte er die unangenehmen Eindrücke der Witterung fühlen, und beſonders waren ihm die Regengüſſe empfindlich, die in jenen Gegenden während der Winterzeit gewöhnlich ſind. Ohne Zweifel regte ſich bald auch die Schamhaftigkeit, die in des Menſchen Bruſt gepflanzt iſt. Die erſte Bekleidung war leicht gefunden, denn der Menſch ſah auf ſeinem Wohnplatze Bäume, deren große und breite Blätter dazu dienen konnten. Die Bibel erzählt uns daher, daß die erſten Menſchen eine Schürze von Feigenblättern getragen hätten. Die großen Blätter der Palmen mochten auch dazu gebraucht werden. Später heftete man vielleicht mehrere Blätter an einander, und als man angefangen hatte, Thiere zu ſchlachten, fand man in den Thierfellen die paſſendſte Bekleidung. Anfangs warf man das Fell des getödteten Thieres, vielleicht noch ganz blutig, um den Leib, und es dauerte ohne Zweifel lange, ehe man darauf fiel, dieſe rohe Bekleidung bequemer und geſchmackvoller zu machen. Noch jetzt wohnen in warmen Erdgegenden, ja ſelbſt in kältern Ländern, wilde Völker, die ganz nackt gehen, und ſich den Leib nur mit bunten Farben bemahlen, und wieder andre Wilde, die bloß die Mitte des Leibes mit einer Schürze bedecken, oder ein kurzes Thierfell um ſich werfen.

Eben ſo wenig brauchten die erſten Menſchen in der

milden Luft, die sie umgab, eine Wohnung. Unter dem Schatten breitlaubiger Bäume fanden sie Schutz gegen die heißen Strahlen der Sonne, und wenn die Glut zu heftig war, oder wenn der Regen herab strömte, konnten sie sich in den Höhlen verbergen, welche die Natur in Bergen und Felsen gewölbt hatte. Wahrscheinlich begnügten sie sich ziemlich lange mit einem solchen einfachen Obdache, ehe sie darauf verfielen, sich Hütten zu bauen. Aber vermuthlich bestanden diese Wohnungen bloß aus zusammen gebogenen und verschlungenen Zweigen neben einander stehender Bäume. Dann steckte man vielleicht Baumstämme, die man mit scharfen Steinen zuspitzte, in die Erde, und umgab sie an den Seiten und oben mit Fellen. So war das erste einfache Zelt erfunden.

In diesem Zustande konnte der Mensch eine bequeme Ruhe genießen; aber des Menschen Glück besteht nicht in träger Ruhe, er soll arbeiten, seine Kräfte stärken und üben, und mit edler Anstrengung im Guten fortschreiten. Darum mußte sein Geist geweckt, er mußte zum Nachdenken gereizt werden. Vielleicht war es irgend eine große Naturerscheinung, ein furchtbarer Sturm, ein zerstörendes Gewitter, was den Menschen zur Aufmerksamkeit reizte, und noch mehr that es vielleicht die Noth, welche den Trägen noch immer zur Arbeit aufweckt, und ihn zwingt, seinen Geist anzustrengen und auf allerlei Mittel zu sinnen, um sich zu erhalten. Der Mensch sah sich bald von allerlei Gefahren umgeben. Die Erde lieferte ihm zwar seine einfachen Bedürfnisse; aber reissende Thiere, welche die Begierde nach Raub in seine Nähe brachte, störten seine Ruhe, und verminderten seine Nahrungsmittel, oder bedrohten gar sein Leben. Er mußte sich wehren. Mit der unbewaffneten Faust konnte er sich nicht lange vertheidigen. Er nahm einen Baumast, einen umgeworfenen Stamm, gegen seine Feinde sich damit zu schützen. Um den Ast oder

den Stamm bequemer zu handhaben, machte er ihn mit einem scharfen Steine an einem Ende dünner und ließ ihm an dem andern die natürliche Stärke. So entstand die älteste Waffe, die Keule. Ein Anderer spitzte den Baumstamm, um das heran rennende Thier damit zu durchbohren, und er hatte die Lanze erfunden, welcher ein erfinderischer Kopf in spätern Zeiten, als man Metalle zu bearbeiten verstand, eine kupferne oder eiserne Spitze gab. Der Kampf gegen die Thiere ward allmählig eine Hauptbeschäftigung des Menschen, als er angefangen hatte, das Fleisch des erlegten Wildes zu kosten. Er fand diese Nahrung kräftiger, als die Früchte der Erde, obgleich er das Fleisch roh aß, wie es noch bei vielen Wilden gebräuchlich ist. Als die Menschen sich vermehrten und die Früchte zu mangeln anfingen, wurde das Thierfleisch eine Hauptnahrung. Den Thieren ward nun häufiger nachgestellt, und so wurde die Jagd eine der frühesten Beschäftigungen der Menschen.

Bei dieser Lebensweise lernte der Mensch die Thiere bald genauer kennen, und machte die Erfahrung, daß einige derselben, wenn sie Nahrung fanden, sich gern zu ihm gesellten und sich leicht zähmen ließen. Er versammelte solche gesellige Thiere um sich, erst Schafe und Ziegen und endlich Rinder, Esel und Pferde. Er gab den gezähmten Thieren Nahrung und Wartung, er benutzte sie auf mancherlei Weise, und ihr Fleisch gab ihm eine Nahrung, die ihm oft noch willkommner war, als das Fleisch des gejagten Wildes, weil er seine Hausthiere aufsparen konnte bis zu dem Augenblicke, wo er ihrer zu seiner Ernährung bedurfte; denn in frühern Zeiten kannte man noch nicht die Kunst, das Thierfleisch auf verschiedene Weise gegen Fäulniß zu bewahren. So entstand das Hirtenleben. (I. Kupfertafel, 1.) Der Hirt fühlte schon mehr, als der Jäger, das Bedürfniß, sich bequemere Wohnungen einzurichten, denn er mußte sich oft in Gegenden, wo sich gute Weide fand, längere Zeit auf-

halten und nicht überall waren Höhlen, die ihm Obdach und Schutz gegen die Witterung geben konnten. Je mehr die Menschen sich vermehrten, je zahlreicher die Heerden wurden, desto eher ward es nothwendig, andere Weideplätze aufzusuchen, und so zogen die Hirten mit ihren Zelten, die sich leicht fortschaffen ließen, von einer Gegend zur andern. So leben noch jetzt, besonders in Asien, ganze Völker, die mit ihren Heerden umher ziehen und bald hier bald dort bequeme gute Weide suchen. Man nennt sie wandernde Völker, oder Nomaden.

Wäre der Mensch immer bei dieser Lebensweise geblieben, so würden die Anlagen nicht ausgebildet worden seyn, welche die Natur in seine Seele gelegt hat. Der Jäger konnte bei seiner grausamen Beschäftigung seine Kräfte wohl abhärten, aber sanfte Empfindungen, milde Gesinnungen und freundliche Geselligkeit mochten nicht leicht in ihm erweckt werden. Die Hirten, die mehr mit Thieren, als mit Menschen Umgang hatten, konnten bei ihrem unsteten Leben Geist und Herz auch wenig ausbilden. Aber sie lebten doch einsamer und ruhiger, als der wild herumschwärmende Jäger, sie waren enger verbunden im Kreise ihrer Angehörigen, und so konnten bei ihnen manche häusliche Einrichtungen entstehen, manche nützliche Erfindungen gemacht werden, die der Jäger nicht kannte. Diese Einrichtungen und Erfindungen mußten bei der unsteten Lebensweise der Hirtenvölker sehr unvollkommen bleiben, und manche wohlthätige Erfindung ging dabei bald wieder verloren. Das wirksamste Mittel, wodurch nützliche Einrichtungen unter den Menschen allgemein verbreitet und immer vollkommner werden, ist die gegenseitige Mittheilung und wechselseitige Unterstützung in einem großen Menschenvereine. Die Hirtenvölker aber konnten nicht in solchen engen Verbindungen leben, weil jede Familie einen gro-

ßen Raum brauchte, um für ihre Heerde eine hinreichende Weide zu haben.

Erſt als der Ackerbau erfunden war, wohnten die Menſchen näher beiſammen, und erſt von dieſer Zeit an wurden ſie vollkommner ausgebildet. Wir wiſſen nicht, bei welchem Menſchen oder unter welchem Volke zuerſt der Gedanke erwachte, fruchtbare Samenkörner in die Erde zu legen und die Zeit zu erwarten, wo dieſe Keime neue Früchte hervorbrachten. Glaubt nicht, es hätte keines großen Nachdenkens bedurft, um die Entdeckung zu machen, daß friſche Samenkörner junge Früchte bringen. Die erſten Menſchen waren gewohnt, die freiwilligen Früchte der Erde in Ueberfluß zu finden, und bekümmerten ſich in ihrem rohen Zuſtande wenig darum, wie die Gewächſe ſich fortpflanzten und wieder erzeugten. Erſt als wiederhohlte Erfahrungen ihr Nachdenken geübt hatten, als ſie ſchon zu kluger Beobachtung fähig waren, konnten ſie aufmerkſam darauf werden. Wer aber auch dieſe Entdeckung gemacht haben mag, die für das Menſchengeſchlecht ſo wichtig und ſegenreich geworden iſt, ſie gehört gewiß ſchon in die früheſten Zeiten der Welt. Schon Kain wird in der Bibel ein Ackerbauer genannt, und als Abraham vor beinahe viertauſend Jahren nach Aegypten kam, war in dieſem Lande ſchon blühender Ackerbau.

Ohne Zweifel war es ein, von Gottes vorſorgender Weisheit herbeigeführter, Zufall, was dem Menſchen jene wohlthätige Entdeckung erleichterte. Vielleicht beobachtete ein aufmerkſamer Hirt, daß neue Früchte aufwuchſen auf einer Stelle, wo einige Zeit vorher ein Vogel, oder ein anderes Thier, das von Pflanzennahrung lebt, Samenkörner hatte fallen laſſen. Er machte es zum Verſuche nach, und zu ſeiner Freude ſah er bald eine neue Saat keimen. Lebte nun ein Hirtenſtamm in einer freundlichen Gegend, wo zwar die Heerden reiche Weide, aber die Menſchen nur wenig Früchte fanden,

so mußte man wohl auf den Gedanken fallen, zu benutzen, was man früher schon beobachtet hatte. Vielleicht traf sich's auch, daß ein Hirtenstamm in einer Thalebene von andern umher wohnenden Hirtenvölkern eingeschlossen war, und unter Mangel und Noth gelitten haben würde, wenn er nicht das Mittel gebraucht hätte, sich durch ausgestreute Samenkörner neue Früchte gleicher Art zu verschaffen. So wurden wahrscheinlich mehrere Völker in verschiedenen Gegenden der Erde, durch diesen oder jenen Zufall, zu der Kunst des Ackerbaues geleitet, die nach und nach vollkommner ward.

In den ältesten Zeiten war die Art den Acker zu bauen sehr mangelhaft, und reichte nur gerade hin, das Bedürfniß nothwendig zu befriedigen. Mit seinen Armen und einem Stücke Holz mußte der Mensch alles verrichten, was wir uns jetzt durch manche künstliche Werkzeuge erleichtern. Noch jetzt gibt es halbwilde Völker, die Ackerbau treiben, ohne solche Werkzeuge zu kennen. Die Neger am Senegal im westlichen Afrika wühlen das Ackerfeld mit ihren Schwertern um, und als die Spanier im Jahre 1528 nach Peru im südlichen Amerika kamen, bauten die Bewohner dieses Landes den Acker, aber ohne Pflüge, ohne Zugthiere; sie gruben den Boden mit hölzernen Schaufeln um, und machten mit einem Stocke Löcher, worein sie das Getreide streuten. Am frühesten war der Pflug in Aegypten und bei den Sinesen bekannt. Der erste Pflug war ein sehr einfaches Werkzeug, das bloß aus einem krummen Aste, oder einem langen Stücke Holz bestand, welches an einem Ende krumm gebogen war. Der gekrümmte, ein wenig zugespitzte Theil wühlte die Erde auf, und an das andere gerade Ende wurden die Zugochsen gespannt. Dieser einfache Pflug hatte bloß eine Handhabe, womit der Ackersmann ihn lenkte. In spätern Zeiten bestand der Pflug aus zwei Stücken, einem langen Holze, woran die Ochsen gespannt wurden, und einem kurzen, das

unter jenem, wie eine Pflugschaar, befestigt war. Erst als man die Metalle zu verarbeiten verstand, beschlug man diese Pflugschaar, damit sie weniger abgenutzt würde. — Anfangs raufte man den reifen Getreidehalmen die Aehren mit den Händen ab, wie es noch jetzt bei manchen Völkern gebräuchlich ist, aber schon in frühen Zeiten ward ein Werkzeug erfunden, mit welchem man mehrere Halme auf einmahl abschneiden konnte. Ehe man metallene Sensen und Sicheln hatte, behalf man sich vielleicht, wie die Bewohner von Paraguay im südlichen Amerika, welche ihr Getreide mit Kuhrippen abschnitten. Es wurden verschiedene künstliche Mittel erfunden, die Getreidekörner von den Aehren abzusondern, um sich die langweilige Arbeit zu ersparen, sie mit den Fingern aus jeder Aehre zu pflücken. Man schlug einen ebenen Platz unter freiem Himmel fest, breitete alsdann die Garben, oder die abgeschnittenen Aehren darauf aus und ließ Ochsen, oder andre Thiere, darüber laufen, welche die Körner austraten. Andre Völker, z. B. die Türken, machten ein paar dicke Breter scharf, wie eine Feile, und zogen sie hin und her über die Aehren. Unser Dreschflegel ist selbst in Europa nicht überall gebräuchlich, denn in manchen Gegenden von Italien und Frankreich bedient man sich einer Art von Schlitten, um die Körner aus den Aehren los zu machen.

Die Erfindung des Ackerbaues hatte bald großen Einfluß auf die Bildung der Menschen. Dem Ackerbauer konnte es nicht leicht einfallen, seinen Wohnplatz zu verlassen, besonders wenn er in einer freundlichen Gegend lebte, wo der Ertrag des Bodens seinen Fleiß reichlich belohnen konnte. Das erste Bedürfniß war ihm nun eine bequemere und festere Wohnung, denn der Ackerbauer brauchte nicht nur Platz für seine Familie und seine Hausthiere, sondern auch einen trockenen Raum zur Aufbewahrung der eingesammelten Früchte. Die einzelnen Familien eines Volkes rückten näher zusammen,

es bildeten ſich größere Menſchengeſellſchaften, und als erſt feſte Wohnſitze eingeführt waren, nahm jeder Hausvater für ſich, als Eigenthum, einen Theil des Bodens, den vorher alle Bewohner einer Gegend gemeinſchaftlich benutzt hatten, und bearbeitete ihn, um von dem Ertrage ſeines Feldes mit den Seinigen zu leben. Die Bibel ſchreibt daher dem erſten Ackerbauer Kain auch die Erbauung der erſten Stadt zu. (I. Kupfertafel, 2.) In ſolchen größeren Vereinen lebten die Menſchen ſicherer, und ſie ſannen nun bald auf neue Erfindungen, um ſich einen mannigfaltigen Genuß ihres Eigenthums zu verſchaffen. Es wurden nach und nach neue Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens eingeführt und ohne Zweifel wählte der Ackerbauer bald auch eine gemächlichere Kleidung, die ihm bei den Feldarbeiten weniger hinderlich war, als das rohe Thierfell, das bisher um ſeine Schultern hing. Alle ſtrengten ihre Kräfte an, und auch aus dieſem Wetteifer entſtanden manche nützliche Einrichtungen unter den Menſchen, welche ihnen das Leben angenehmer machten und zur Entwickelung der Anlagen ihres Geiſtes beitrugen.

In den früheſten Zeiten des Ackerbaues benutzte man das Getreide noch nicht ſo, wie wir es jetzt brauchen. Es mußten erſt manche Erfindungen gemacht werden, ehe man Brot backen konnte. Man hatte nicht gleich Mühlen, um die Getreidekörner zu Mehl zu zerreiben, ja man hatte nicht gleich anfangs Feuer, und alſo noch weniger Backöfen. Als man aber auch das Feuer ſchon fortzupflanzen verſtand, dauerte es doch noch lange, ehe man anfing, die Getreidekörner anders, als roh zu verzehren, wie man andere Früchte der Erde genoß. Endlich fiel man wahrſcheinlich darauf, die hart gewordenen Körner in Waſſer zu erweichen, und ſie zu einem Brei zu kochen, wie wir es mit dem Reiße machen. Ein ſolcher Kornbrei war in den älteſten Zeiten die tägliche Speiſe der Griechen und Römer. Sehr

früh auch ſchon war es gebräuchlich, die Getreidekörner auf dem Feuer zu röſten. So machen es noch die Kalmücken in Aſien. Sie weichen die Gerſtenkörner erſt in Waſſer auf, reiben mit den Händen die Schale ab, laſſen dann die Körner in Keſſeln röſten und eſſen ſie aus der Hand, wie Brot. Dieſes Röſten der Getreidekörner konnte leicht zu der Erfindung führen, ſie in Mehl zu verwandeln. Anfangs ging es auch damit ſehr einfach zu. Man zerrieb oder zerſtampfte die Körner mit einem Steine, oder einem harten Holze, und aß entweder dieſes Mehl ohne weitere Zubereitung, oder kochte es mit Waſſer zu einem Brei. Schon vor viertauſend Jahren aber war bei den Hebräern eine Bereitung des Mehls gebräuchlich, die unſerm Brotbacken ähnlich war. Man machte aus Mehl und Waſſer einen Teig, den man zu dünnen Kuchen ausbreitete und mit heißer Aſche bedeckte. So machen es noch jetzt manche Völker in Amerika; andre Wilde backen den Teig zwiſchen zwei heißen Steinen. Die Hebräer wußten auch ſchon vor mehr als dreitauſend Jahren den Sauerteig zu brauchen, um ihre Brotkuchen beſſer und wohlſchmeckender zu machen.

Die Kunſt, das Getreide in Mehl zu verwandeln, war im Alterthume viel zu unvollkommen, als daß man gutes Brot hätte bereiten können. Mühlen gab es zwar ſchon ſehr früh, wenigſtens ſchon vor dreitauſend Jahren, aber es waren nur kleine Handmühlen, die aus zwei Steinen beſtanden, von welchen der oberſte durch Menſchenhände gedreht wurde. Dieſe mühſame Arbeit mußten die niedrigſten Sklavinnen verrichten. Späterhin brauchte man ſtatt der Menſchenhände Pferde, dieſe Mühlen zu drehen. Unſre Waſſermühlen mit ſogenannten unterſchlächtigen Rädern ſind erſt ſeit achtzehnhundert Jahren bekannt, und Mühlen mit oberſchlächtigen Rädern, das heißt ſolche, in welchen das Waſſer von oben auf das Rad fällt, ſind eine weit ſpätere teutſche Erfindung. Die Windmühlen aber

wurden erst vor ungefähr siebenhundert Jahren in Europa bekannt; in Asien waren sie schon früher gebräuchlich.

Einige Getreidearten, besonders die Gerste und der Weizen, werden noch auf andre Weise benutzt; man braut ein Getränk daraus, das Bier, das schon sehr früh den Bewohnern von Aegypten, so wie den alten Teutschen, bekannt war. Der alte Gebrauch, die gerösteten oder gedörrten Getreidekörner mit Wasser zu einem Brei zu kochen, mußte leicht auf die Erfindung führen, aus solchen Körnern ein dünnes kräftiges Getränk zu bereiten, das dem Weine ähnlich war, aber freilich nicht so künstlich zubereitet werden konnte, als es jetzt geschieht. Wie früh auch eine Art von Bier bekannt gewesen seyn mag, der Wein war es noch eher, und nach dem einfachsten Getränke, dem Wasser, gehörte ausgepreßter Traubensaft gewiß zu den frühesten Getränken.

Ehe aber die Menschen die Getreidekörner zu Brote oder Getränken benutzen konnten, mußten sie die Kunst verstehen, das Feuer anzufachen und zu unterhalten. In ihrem frühesten Zustande war ihnen diese Kunst nicht bekannt. Man hat sogar noch in neuern Zeiten wilde Völker gefunden, die gar nichts davon wußten. Als die Portugiesen im sechzehnten Jahrhunderte die marianischen Inseln an der östlichen Küste von Asien entdeckten, staunten die rohen Einwohner nicht wenig über das Feuer, das die fremden Männer am Ufer angezündet hatten. Sie meinten, die lodernde Flamme wäre ein Thier, das sich an das Holz gehangen hätte, um sich davon zu nähren, und als Einige von ihnen, die näher traten, sich verbrannten, wichen Alle erschrocken zurück, um von dem furchtbaren Thiere nicht auch gebissen zu werden. Ohne Zweifel aber fanden die Menschen schon sehr früh Mittel, sich das Feuer zu verschaffen, welches ihnen so vielfach nützlich war. Der Blitz entzündete wahrscheinlich einen dürren Baum, in dessen schwam-

migem Marke die Glut einige Zeit fortbrannte. Konnte da nicht ein kluger Hirt oder Jäger leicht auf den Gedanken kommen, das Feuer zu unterhalten und das trockene Mark solcher Bäume wie Zunder zu brauchen? Die alten Griechen erzählten daher, ein Mann, den sie Prometheus nannten, hätte das Feuer vom Himmel gehohlt und in dem markigen Stamme des Riesenfenchels, der in warmen Ländern über zehn Fuß hoch wächst, es aufbewahrt. Das heißt mit andern Worten, der Blitz hatte einen solchen Stamm entzündet, und der kluge Prometheus unterhielt das Feuer in dem Marke jener Pflanze, das man noch jetzt in Italien als Zunder braucht. Wahrscheinlich fachte man in den ältesten Zeiten das Feuer an, wie es noch bei den Wilden gebräuchlich ist, die von unserer bequemen Art, sich Feuer zu verschaffen, gar nichts wissen; man rieb trockene Holzstücke so lange aneinander, bis eine Flamme aufloderte.

Anfangs brauchte man das Feuer vorzüglich zur Bereitung der Speisen, womit es aber freilich ganz anders zuging, als bei uns. Man hat wilde Völker gefunden, die in den Leib eines ganzen Schweines glühende Steine legten, um es zu braten; Andere thaten Fleisch oder Früchte mit Wasser in ein Felsenloch und warfen Glutkohlen oder heiße Steine hinein, bis sie glaubten, die Speisen wären genießbar. So ungefähr mochten es die ersten Menschen auch machen, aber diese Art zu kochen war so unbequem, daß man bald auf passendere Mittel sann, und wahrscheinlich führte auch hier der Zufall auf manche nützliche Entdeckung. Einige Völker Asiens setzen noch jetzt ihren Reiß in Kokosnußschalen ans Feuer. Die Schale verbrennt, aber ehe sie ganz in Kohle verwandelt ist, wird der Reiß gahr. Späterhin fiel man darauf, in ausgehöhltem Holze die Speisen zu bereiten, und vielleicht traf sich's einmahl, daß sich ein wenig feuchte Erde oder Thon an das hölzerne Kochgeschirr legte, wodurch es gegen die Flamme

geſchützt ward. Dieſe zufällige Entdeckung konnte leicht zu der Erfindung führen, Töpfe aus Thon zu machen, die man ſchon vor mehr als dreitauſend Jahren hatte.

Die wichtigſte Erfindung aber, die das Feuer möglich machte, war die Bearbeitung der Metalle. Schon im hohen Alterthume kannten Aegypter, Hebräer und Griechen die Kunſt, das rohe Erz zu ſchmelzen und zu bearbeiten. Einer der erſten Nachkommen Kains, Tubalkain, arbeitete in Erz und Eiſenwerk, wie die Bibel erzählt. Das Eiſen aber, wovon wir die meiſten Werkzeuge machen, war im Alterthume weniger gebräuchlich, weil es ſich ſchwerer bearbeiten läßt, als andre Metalle. Gold, Silber und Kupfer wurden weit früher gebraucht, und wahrſcheinlich machte man in den älteſten Zeiten die meiſten Geräthſchaften und Waffen aus Kupfer.

So wie man noch in neuern Zeiten manche Erzminen und Bergwerke durch glückliche Zufälle entdeckt hat, ſo geſchah es ohne Zweifel auch in den früheſten Zeiten des menſchlichen Geſchlechts, wo man die Metalle näher an der Oberfläche der Erde gediegen, das heißt unvermiſcht mit Steinarten und andern Erzen, finden konnte. Auch die Kunſt, durch des Feuers Glut die Metalle zu erweichen, wurde wahrſcheinlich durch einen glücklichen Zufall erfunden. Vielleicht hatten Hirten oder Feldbauer einmahl Feuer am Fuße eines Berges gemacht, als ſie plötzlich die Steine, welche ſie umher geſtellt hatten, zerfließen ſahen, und einen Strom von geſchmolzenem Silber oder Blei erblickten. Ein kluger nachdenkender Mann wußte die zufällige Entdeckung zu benutzen, und ſtatt der ſchweren Steine, die man wahrſcheinlich anfangs zur Bearbeitung der Metalle brauchte, erfand man nach und nach den Hammer und andre bequeme Werkzeuge.

Als die Schmiedekunſt erfunden war, konnten die Menſchen viele Bedürfniſſe, die ſie vorher hatten ent-

behren müssen, leichter und besser befriedigen, und manche Werkzeuge und Geräthschaften verfertigen, die sie zu vielen nützlichen Gewerben und besonders zu dem Baue bequemer Häuser brauchten. Aus den rohen Hütten der Hirten und der ersten Ackerbauer wurden festere Wohnungen, die man in denjenigen Gegenden, wo es an Holze fehlte, wie in Aegypten, bald aus Steinen erbaute. Auch die Erfindung, viereckige Thonstücke zu trocknen und im Feuer zu härten, ward in holzarmen Gegenden sehr früh gemacht, um sich das mühsame Behauen der Steine zu ersparen. Solche Ziegelsteine brauchte man zum Baue des Thurmes zu Babel. Die ältesten Gebäude von Stein gab es in Aegypten und Indien, wo man noch jetzt große Bauwerke findet, die aus dem höchsten Alterthume herrühren. Diese Gebäude waren zwar oft prächtig und ungeheuer, aber ihre Theile hatten selten schönes Ebenmaß und richtige Anordnung, und die angebrachten Verzierungen waren roh oder überladen. Erst die Griechen bauten schön, und die Gebäude, welche nach dem Muster griechischer Tempel und Paläste in Italien aufgeführt wurden, gaben vor ungefähr vierhundert Jahren den übrigen Völkern Europa's wieder Vorbilder schöner Bauwerke.

Der ursprüngliche Wohnsitz, wo die Menschen zuerst einen geselligen Zustand gründeten, ward bald zu enge, als sie sich vermehrten. Sie mußten sich immer mehr nach allen Gegenden hin ausbreiten, und eine Familie ward von der andern fortgedrängt. In den neuen Wohnplätzen, die sie auf diesen Wanderungen fanden, lernten sie neue Gegenstände kennen, und die natürliche Beschaffenheit jedes Wohnsitzes erweckte hier diese, dort jene Bedürfnisse, und führte sie hier zu diesen, dort zu jenen Erfindungen. In einem ebenen Lande mußte eine andre Lebensweise eingeführt werden, als in einer gebirgigen waldigen Gegend, in einem feuchten von Flüssen und Bächen durchschnittenen Lande, oder

an den Küſten des Meeres und großer Seen, wurden andre Einrichtungen nöthig, als in waſſerarmen Gegenden. So bildeten ſich unter den Bewohnern verſchiedener Länder auch verſchiedene Sitten und Gebräuche.

Eine andre Folge der Ausbreitung der Menſchen war die Veränderung der Sprache, welche ſie in ihrer urſprünglichen Heimath geſprochen hatten. Die Sprache der erſten Menſchen waren bloß Töne der Empfindung, der Freude, des Schmerzes, oder des Erſtaunens, wie das Kind ſie ausſtößt. Nach und nach fingen ſie an, die Töne nachzuahmen, die ſie von manchen Dingen hörten, die einen Laut gaben, und bezeichneten dieſe Dinge mit ſolchen Tönen. Es gibt noch immer viele Wörter in allen Sprachen, welche die Nachahmung des gehörten Tones verrathen, z. B. die Wörter Sturm, Rauſchen, Ziſchen, Poltern, Brüllen, Donner, Krächzen. Aber auch viele Gegenſtände, die nicht hörbar waren, mußten mit Wörtern bezeichnet werden. Der Menſch ward auch bei ſolchen Gegenſtänden vom Nachahmungstriebe geleitet. Was ſtark und lebhaft auf ſeine Sinne wirkte, ſuchte er durch ſtarke und kräftige Töne anzudeuten, was aber einen ſanften und freundlichen Eindruck auf ihn machte, bezeichnete er auch durch ſanfte Töne. Die natürliche Beſchaffenheit des Wohnplatzes hatte auch großen Einfluß auf die Bildung der Sprachen. In einem gebirgigen Lande prallten die Töne der Sprechenden von den Bergen kurz ab, und die Bewohner ſolcher Gegenden gewöhnten ſich daher, kurz und abgeſtoßen zu ſprechen, wie es z. B. die Schweizer und Tiroler thun. Die Menſchen aber, die in freundlichen Ebenen in einer milden Luft lebten, wo die Laute der Stimme nicht hart abprallten, gewöhnten ihre Sprachwerkzeuge an gedehnte Töne, und ihre Sprache mußte weicher und ſanfter werden. Dieß ſieht man z. B. an der teutſchen Sprache; im nördlichen Teutſchland, wo es keine Felſen gibt, iſt ſie weich und gedehnt,

im südlichen gebirgigen Teutschlande rauher und härter; eben so spricht der Bewohner der schönen Ebenen des obern Italiens weicher, als die Gebirgsbewohner in Calabrien. Wir wissen nicht, welche Sprache die älteste, die Sprache der ersten Erdbewohner war. Die älteste, von welcher wir Ueberreste haben, ist die hebräische, worin die ältesten schriftlichen Denkmahle, die wir kennen, die Bücher Moseh's und die meisten Schriften des alten Testaments geschrieben sind.

Schon in den Zeiten, wo die Menschen als Jäger oder Hirten umher wanderten, mußte häufig Streit unter ihnen entstehen, wenn sie in ihrem Jagdgebiete oder mit ihren Heerden sich einander näherten, und als sie feste Wohnsitze genommen und das fruchtbare Land unter sich getheilt hatten, da gab es nur noch mehr Gelegenheit zu Zwist und Unfrieden. Habsucht und ungerechte Begierde reizten Manchen, einem Andern etwas zu nehmen, und wenn dieser sich wehren wollte, ihn zu schlagen, oder gar zu tödten. Dieser Zustand ward bald so drückend und quälend, daß Alle wünschten, ihr Eigenthum ruhig und ohne unaufhörliche Furcht vor Störung genießen zu können. Jedem sagte es sein eigener Vortheil sowohl, als das Gefühl von Recht und Unrecht, daß keiner den Andern im Genusse seines Eigenthums stören, keiner den Andern mißhandeln dürfte, und daß derjenige, der es dennoch thäte, dafür mit Recht büßen müßte, wenn Alle in Ruhe und Sicherheit leben wollten. Diese Grundsätze gewannen immer mehr Ansehn und Macht, und wurden nach und nach Gesetze, nach welchen gute Menschen sich richteten. Wenn die Bösen diese Gesetze nicht achteten, so blieb dem Beleidigten freilich nichts übrig, als das Unrecht zu rächen, welches ihm widerfahren war. Wie aber, wenn der Beleidigte nicht Macht und Ansehn genug besaß, um zu vergelten, was man ihm gethan hatte? Oder wenn er mächtig genug war, konnte er nicht sehr leicht von

Zorn und Rachsucht sich verleiten lassen, härter zu strafen, als es die Beleidigung verdiente? Es galt am Ende also nur die Gewalt, oder das Recht des Stärkern, wie man's nennt; wer die größte Gewalt hatte, behielt das größte Recht. Die Menschen erkannten, daß sie sich insgesammt aufreiben würden, daß sie nie völlige Sicherheit ihres Eigenthums und ihres Lebens genießen würden, wenn jeder die Freiheit behielte, seiner Laune und seiner Leidenschaft zu folgen, und wenn nicht Anstalt getroffen werden könnte, die Gesetze mit Nachdruck zu handhaben. Traf es sich nun gar, daß eine kleine Menschengesellschaft von einer andern Schaar angegriffen wurde, so mußten vollends Alle fühlen, wie nothwendig es wäre, ihre Kräfte zu vereinigen und willig Einem zu folgen, der sie zur Abwehrung des Angriffs anführte. Auf diese Weise kamen die Menschen endlich dahin, sich einem Oberherrn zu unterwerfen, der Recht sprechen und jeden Friedensstörer bestrafen sollte, um Alle gegen Kränkungen zu schützen, und der bei Vertheidigung gegen fremde Feinde sich an die Spitze der Krieger stellte. So entstanden Staaten, das heißt Vereinigungen von Menschen unter einem Oberhaupte, das über die Gesetze wacht, Recht und Gerechtigkeit schützt und für die Sicherheit Aller sorgt. Ein viel gereiseter Grieche, Herodot war sein Nahme, erzählt eine Geschichte, die uns zeigen kann, wie einst Menschen dazu vermocht wurden, sich einem Oberherrn zu unterwerfen. Die Meder, ein kriegerisches Volk, nicht weit vom kaspischen Meere, machten sich frei von der Herrschaft der mächtigen assyrischen Könige, und lange lebten sie ohne Oberherren, jeder nach seiner Willkühr. Aber es rissen bald Unordnungen unter ihnen ein und die Gesetze hatten wenig Ansehn. Es war ein kluger Mann unter ihnen, Nahmens Dejokes, der sehr geehrt war, aber heimlich die Absicht hatte, einst über Alle zu herrschen. Nie vergaß er seinen Zweck und handelte immer gerade und gerecht.

Er ward dadurch bald berühmt unter ſeinen Landsleuten, und aus allen Gegenden kamen die Bewohner zu ihm, um ihn zum Schiedsrichter in ihren Angelegenheiten zu wählen, weil ſie vernahmen, daß er nur nach dem Rechte urtheilte. Immer größer ward der Zulauf, und als er ſah, daß alles nur zu ihm kam, erklärte er ſeinen Landsleuten, er möchte nicht mehr, wie bisher, ihnen Recht ſprechen, weil es ihm keinen Vortheil brächte, ſeine Arbeit zu vernachläſſigen und den ganzen Tag nur ihre Streitigkeiten zu ſchlichten. Aber es währte nicht lange, da nahmen überall Räubereien und Ungerechtigkeiten mehr als je überhand, und endlich verſammelten ſich die Meder, und berathſchlagten, was ſie unter dieſen Umſtänden thun ſollten. Wir können unmöglich länger hier wohnen, ſagte man, wenn wir alles ſo gehn laſſen, wie es geht. Laßt uns einen König wählen. Dann wird das Land gut verwaltet werden und ruhig jeder ſeine Geſchäfte beſorgen können. Dejokes ward einmüthig zum Könige gewählt. Sobald man ihm aber die Gewalt übertragen hatte, befahl er den Uebrigen, ihm eine Wohnung zu erbauen, die ſeiner Würde angemeſſen wäre, und ſeine Macht durch eine Leibwache zu unterſtützen. Sie bauten ihm alſo ein großes und feſtes Schloß in einer Gegend des Landes, die er ihnen angewieſen hatte, und geſtatteten ihm, ſich aus dem ganzen Volke eine Leibwache auszuſuchen.

In den älteſten Zeiten war das Oberhaupt ein einziger kräftiger Mann, der ſich durch Einſicht, Gerechtigkeit und Tapferkeit das Vertrauen der Uebrigen erworben hatte. Starb der Mann, welchem das Volk ſich unterworfen hatte, ſo wurde ein Anderer gewählt, der gleiches Vertrauen genoß. Aber es konnte nicht fehlen, daß die Wahl des Oberhaupts zuweilen ſtreitig wurde, wenn mehrere die Herrſchaft begehrten, und oft entſtanden daraus Zwiſtigkeiten, welche die Ruhe des Staats in Gefahr ſetzten. Man gewöhnte ſich daher

deſto leichter daran, in dem wackeren Sohne einen tapfern Vater zu ehren, und ſich den Nachkommen eines geachteten Königs zu unterwerfen. So wurden aus Wahlreichen nach und nach Erbreiche. Die Gebiete der erſten Könige waren ſehr klein, oft hieß eine Stadt, oder gar ein Dorf ſchon ein Königreich; die Macht der Beherrſcher war dabei ſehr beſchränkt, und wenn über gemeinſame Angelegenheiten zu entſcheiden war, ſo verſammelte ſich das Volk, um ſich zu berathen, und der König nahm den Beſchluß an, welchen Alle gefaßt hatten.

Ein Staat, worin einem einzigen Manne die Gewalt ertheilt iſt, Geſetze zu geben und über die Ausführung derſelben zu halten, heißt eine Monarchie. Aber es gab auch ſchon in frühen Zeiten Staaten, wo mehrere Männer dieſe Gewalt beſaßen, und vor tauſend Jahren hatten die meiſten Staaten unſeres Erdtheils eine ſolche Verfaſſung. Ein Staat, worin die Reichſten und Mächtigſten herrſchen, heißt eine Ariſtokratie. Die meiſten Staaten unſeres Erdtheils hatten vor tauſend Jahren dieſe Verfaſſung; ſie waren in einzelne kleine Gebiete getheilt, in Herzogthümer, in Grafſchaften, in Herrſchaften, deren Beſitzer zuſammen die oberſte Gewalt ausmachten. Wo aber jeder im Volke das Recht ausübte, ſeine Stimme zu einem Geſetze, oder zu einem Beſchluſſe über gemeinſame Anlegenheiten, oder zur Wahl der Obrigkeiten zu geben, da war der Staat eine Demokratie, das heißt Volksherrſchaft. Die oberſte Gewalt war hier bei der Verſammlung des Volks, welche verſchiedene Obrigkeiten, zum Beiſpiele Richter und andre öffentliche Beamten, nach Stimmenmehrheit erwählte. Solche Verfaſſungen ſind beſonders in einem großen Lande, wo die herrſchende Verſammlung nothwendig zahlreich werden muß, ſehr verderblich und gefahrvoll für die allgemeine Ruhe. Wo viele zu rathen und zu gebieten haben, entſteht leicht Uneinigkeit, weil

jeder Herr und dem Andern gleich ist. Und hat denn jeder im Volke Einsichten und Kenntnisse genug, um das Beßte rathen, um alles, was dem Ganzen vortheilhaft ist, übersehen zu können? Die Schlauen, die Verständigern werden die Uebrigen leicht täuschen und nach ihrem Willen, oft nicht zum gemeinsamen Vortheile, sie lenken. Demokratische Verfassungen sind daher selten von Dauer gewesen, und nur in sehr kleinen Ländern, wie in einigen gebirgigen Landschaften der Schweiz, haben sie sich lange erhalten können. Auch aristokratische Staatsverfassungen haben viele Nachtheile und sind nicht selten sehr drückend für das Volk geworden. Die Einigkeit unter den Herrschern kann hier eben so leicht gestört werden, als in Demokratien, und überdieß wird es den Regierern leicht, nur ihren eigenen Vortheil zu befördern, ihre eigene Macht zu erhöhen. Die Mächtigen bereichern sich, und das Volk muß Mißhandlung und harten Druck erleiden. Monarchie ist daher diejenige Verfassung, welche das Glück des Volkes am meisten sichert. Einer hat die Macht des Staats in seiner Hand, er weiß die Störer des Friedens zu bändigen, die ruhigen Bürger zu schützen, und er wird, wenn es ihm um seines Volkes Wohl Ernst ist, die Wackersten und Einsichtsvollesten zu sich berufen, um sich mit ihnen zu berathen und ihnen einen Theil seiner Gewalt anzuvertrauen.

Schon in frühen Zeiten mußte der Fürst solche Rathgeber und Gehülfen um sich sammeln, die in seinem Nahmen Recht sprachen und Ordnung unter dem Volke schützten, denn je größer der Staat ward, desto weniger konnte der Fürst allein für alles sorgen und auf alles sehn. Die Verdienste, welche diese Gehülfen des Fürsten sich erworben hatten, gaben auch ihren Nachkommen Ansehn und Ehre unter dem Volke, und der Sohn erbte das Vertrauen, dessen der Vater würdig gewesen war. So entstanden Vornehme oder Adelige. Aber nicht

überall war dieß der Ursprung des Adels unter den Völkern. Die Bewohner mancher Länder wurden von einem fremden Volke besiegt, das in ihre Gränzen einbrach. Die Eroberer theilten das angebaute Land unter sich und die alten Besitzer mußten das Feld, welches sie urbar gemacht hatten, für die Sieger bearbeiten und den fremden Gebietern zu harter Dienstbarkeit sich unterwerfen. Die Dienstbaren wurden Sklaven, das heißt Menschen, über deren Kräfte und Arbeitsfleiß der Gebieter nach Willkühr schaltet, und die Sieger waren die einzigen Eigenthümer und Gutsbesitzer, der herrschende Adel. Die unterworfenen Menschen, die kein freies Eigenthum haben, nennt man auch Leibeigene, wenn sie an die Erdscholle gebunden sind, worauf sie geboren wurden, und die Dienstbarkeit auf Kinder und Kindeskinder forterbt. Es gibt noch jetzt, selbst in Europa, einige Gegenden, wo diese, die Menschheit entehrende, Einrichtung herrscht, aber weise und gute Fürsten haben in neuern Zeiten angefangen, sie nach und nach abzuschaffen, wie es auch der edle Kaiser Alexander in Rußland that.

Ehe wir den großen Zeitraum von ungefähr dreitausend Jahren, den die gewisse Geschichte des Menschengeschlechts umfaßt, durchlaufen, müssen wir einige Gränzpunkte bestimmen, um uns die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern. Wir theilen die Geschichte in die alte, die mittlere und die neuere. Die alte Geschichte, oder die Geschichte der alten Welt geht bis 400 Jahre nach Christus und begreift einen Zeitraum von ungefähr 1400 Jahren. Die mittlere, oder die Geschichte des Mittelalters reicht bis 1500 Jahre nach Christus und umfaßt eine Zeit von 1100 Jahren, die Geschichte der neuern Zeit endlich, die

bis auf unsere Tage geht, erzählt die Begebenheiten, die sich während dreihundert Jahren ereigneten. Aber auch diese Abtheilungen sind noch zu groß, und um den Ueberblick des ganzen Gebiets der Weltgeschichte bequemer zu machen, müssen wir es in mehrere kleinere Zeitabschnitte zerlegen. Solche Zeitabschnitte, eingeschlossen von zwei merkwürdigen Ereignissen, die auf das ganze Menschengeschlecht, oder doch einen großen Theil desselben, wichtigen Einfluß hatten, heißen Perioden.

Wir theilen die alte, mittlere und neue Geschichte in acht Zeiträume. Der erste geht von den ältesten Zeiten bis auf Cyrus, den Stifter des persischen Reichs, ungefähr 500 Jahre vor Christus;

der zweite geht von Cyrus bis auf Alexander den Großen, 333 vor Christus;

der dritte von Alexander dem Großen bis auf Augustus, den ersten Kaiser des römischen Reichs, 30 Jahre vor Christus;

der vierte von Augustus bis zum Umsturze des abendländischen Reichs der Römer durch teutsche Völker, 476 Jahre nach Christus;

der fünfte von der Stiftung neuer Staaten durch teutsche Völker bis auf Karl den Großen, 800 Jahre nach Christus;

der sechste von Karl dem Großen bis zu der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seewegs nach Ostindien, 1500 Jahre nach Christus;

der siebente von der Entdeckung von Amerika bis zum Anfange der französischen Revolution, 1789 nach Christus;

der achte endlich fängt mit der französischen Revolution an und umfaßt die Geschichte unserer Zeit.

Von diesen acht Zeiträumen fallen der Geschichte der alten Welt die vier ersten zu, der Geschichte des

Mittelalters der fünfte und sechste, der neuern Geschichte der siebente und achte.

Dieser allgemeinen Abtheilung des ganzen Gebiets der Weltgeschichte soll nun eine Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten nach der Zeitfolge, die wir durch Jahre vor Christus und nach Christus bestimmen, sich anschließen. Diese Zeittafel möget Ihr, meine jungen Freunde, fleißig betrachten und oft überblicken, damit Ihr die Zeit der wichtigsten Ereignisse, so wie die Lebenszeit merkwürdiger Menschen, eurem Gedächtnisse einpräget. Ich erinnere nur noch, daß in den frühesten Zeiträumen der ältern Geschichte die Zeitbestimmungen, wegen des Mangels an gewissen Nachrichten, nicht immer genau seyn können, sondern die Zeit der Begebenheiten oft nur ungefähr, oder in sogenannten runden Zahlen angegeben werden kann.

Zeittafel der wichtigsten Begebenheiten.

Jahre vor Christus.

2000 Das assyrische Reich gegründet durch Ninus und Semiramis.

Abraham in Kanaan oder Palästina.

1800 Die Hebräer ziehen nach Aegypten.

Jakob. Joseph.

1500 Moseh führt die Hebräer aus Aegypten nach Kanaan zurück.

1200 Handel der Phönizier.

ihre vor Christus.

Obelisken und Pyramiden in Aegypten.

Seezug der Argonauten.

1180. Troja von den Griechen zerstört.

1100 Saul, erster König der Hebräer.

1050 Blühender Zustand des Reichs der Hebräer unter David.

1000 Salomo, König der Hebräer.

Homer, griechischer Dichter.

888 Karthago gegründet.

Sardanapal in Assyrien.

Lykurg in Sparta.

776 Anfang der olympischen Spiele in Griechenland.

753 Roms Erbauung.

Griechen lassen sich in Italien nieder.

600 Fall des assyrischen Reichs.

Das Babylonische Reich durch Nebukadnezar gestiftet.

Ende des Staats der Hebräer.

570 Solon, Gesetzgeber in Athen.

555 Cyrus stiftet das grofse persische Reich von der Donau bis zum Indus.

536 Rückkehr der Hebräer in ihr Vaterland.

490 Der griechische Feldherr Miltiades besiegt die Perser bei Marathon.

480 Themistokles, der Athener, siegt über die Perser bei Salamis.

Jahre vor Christus.

Herodot, erster Geschichtschreiber der Griechen.

444 Perikles, Redner und Staatsmann in Athen.

Phidias, griechischer Bildhauer.

400 Sokrates.

Alkibiades.

Griechenland durch innere Kriege zerrüttet.

333 Alexander gründet das griechisch-macedonische Reich, vom adriatischen Meere bis jenseit des Indus.

280 Roms wachsende Macht siegt über Pyrrhus.

218 Roms Kriege mit Karthago.

Hannibal.

140 Die Römer zerstören Karthago und Korinth.

113 Erste Bekanntschaft der Römer mit teutschen Völkern.

80 Rom siegreich, aber durch innere Kriege zerrüttet.

Cäsar. Pompejus. Schlacht bei Pharsalus.

Antonius. Cicero, Roms größter Redner. Brutus, Cäsars Mörder.

Kleopatra.

30 Augustus herrscht als Kaiser über das römische Reich.

Christus wird geboren.

Ire nach Christus.

9 Hermann, der teutsche Feldherr, schlägt die Römer in Westfalen.

70 Jerusalem zerstört.

200 Das römische Reich, unter schlechten Kaisern entkräftet, wird von teutschen Völkern angegriffen.

Gothen, Franken, Sachsen, Allemanen treten auf.

333 Kaiser Konstantin, der Erbauer von Konstantinopel, wird Christ.

374 Anfang der Völkerwanderung.

395 Theodosius theilt das römische Reich in das abendländische und morgenländische.

416 Herrschaft der Westgothen in Spanien.

445 Attila, der Hunne.

476 Ende des abendländischen Reichs der Römer.

493 Theodorich, König der Ostgothen in Italien.

500 Klodwig stiftet das Reich der Franken in Gallien.

555 Justinian, Kaiser des morgenländischen Römerreichs.

Belisar. Narses.

Sammlung der römischen Gesetze.

Seidenwürmer in Europa.

622 Mohammed. Ausbreitung des von ihm gestifteten Glaubens (Islam). Macht der Araber.

714 Spanien von den Arabern erobert.

Pocken in Europa.

Jahre nach Christus.

732 Karl Martell, der fränkische Heerführer, schlägt die Araber bei Tours.

Christenthum in Teutschland. Bonifacius.

800 Karl der Grosse stiftet das fränkische Reich zwischen dem Ebro, der Tiber, der Raab und der Eider.

Nord-Europa entdeckt.

Seezüge und Eroberungen der Normänner.

900 Das fränkische Reich wird zertheilt in Teutschland, Frankreich und Nord-Italien.

919 Heinrich I., König der Teutschen, gründet Städte in Teutschland.

Wein und Silber in Teutschland.

950 Das Christenthum im Norden von Europa eingeführt.

1073 Papst Gregor VII.

Kaiser Heinrich IV.

Verbot der Priesterehe. Streit der geistlichen Macht mit der weltlichen.

1095 Anfang der Kreuzzüge, zur Eroberung von Palästina.

1200 Genua und Venedig werden mächtig durch Handel.

1240 Ursprung der teutschen Handelsverbindung, der Hanse.

1250 Ende der Kreuzzüge.

1300 Gebrauch des Kompasses auf Seereisen.

Jahre nach Christus.

Schießpulver in Europa.

Erfindung des Linnenpapiers.

1418 Heinrich der Seefahrer befördert die Entdeckung neuer Länder und legt den Grund zur Handelsmacht der Portugiesen.

1440 Erfindung der Buchdruckerkunst.

Johann Gutenberg. Johann Fust.

Branntwein in Europa.

Anfang der Posten.

1453 Die Türken erobern Konstantinopel.

Flüchtige Griechen verbreiten Gelehrsamkeit in Italien.

1486 Bartholomäus Diaz umschifft das Vorgebirge der guten Hoffnung.

1492 Christoph Colombo entdeckt Amerika.

1498 Entdeckung des Seeweges nach Ostindien um die Südspitze von Afrika. — Vasco da Gama.

1517 Luther's Reformation. Zwingli. Calvin.

Karl V., Kaiser von Teutschland und König von Spanien.

1546 Religionskrieg in Teutschland.

Erfindung der Taschenuhren.

1600 Eroberungen der Holländer in Ostindien.

Verfall der portugiesischen Macht.

Tabak in Europa.

1603 Elisabeth Königin von England stirbt.

Jahre nach Christus.

Englands Seemacht erhebt sich.

1610 Heinrich IV. König von Frankreich ermordet.

Hugonotten.

1618 Anfang des dreißigjährigen Krieges.

1648 Westfälischer Friede. Spanien und Oesterreich geschwächt; Frankreich und Schweden erhoben. Sicherung der Rechte der Protestanten in Teutschland.

Kaffee und Thee in Europa.

1685 Ludwig XIV. Frankreichs höchste Macht.

1700 Peter der Große in Rußland.

Erhebung des russischen Reichs. Bildung der Russen.

1709 Schlacht bei Poltáwa.

Schweden gedemüthigt. Karl XII.

1713 Ende des spanischen Erbfolgekriegs durch den Frieden zu Utrecht.

Frankreichs Erschöpfung.

1740 Friedrich II. besteigt den preußischen Thron. Preußens Macht erhebt sich.

Maria Thereſia in Oesterreich.

1756 Anfang des siebenjährigen Kriegs.

Englands Eroberungen in Ostindien und Nordamerika.

1763 Friedensschlüsse zu Paris und Hubertsburg zwischen England und Frankreich, Oesterreich und Preußen.

1766 Australien oder Süd-Indien entdeckt.

James Cook.

Jahre nach Christus.

1772 Erste Theilung von Polen.
1773 Aufstand der englischen Kolonien in Nord-Amerika.
1782 Der Nord-Amerikanische Freistaat. Washington. Franklin.
Katharina II schwächt die Türken. Josef II.
1789 Anfang der französischen Revolution.
1792 Krieg Frankreichs gegen Teutschland, England, Preußen und andre Mächte.
Französische Republik.
1793 Ludwigs XVI Hinrichtung. Schreckensregierung in Frankreich.
1795—96 Polens gänzliche Theilung. Buonaparte siegreich in Frankreich.
1797 Friede zu Campo Formio. Venedigs Fall.
1798 Die Franzosen erobern Aegypten. Nilson.
1799 Wiederausbruch des Kriegs gegen die Franzosen. Frankreichs Kriegsglück verschwindet. Buonaparte, erster Consul der französischen Republik.
1801 Friede zu Luneville zwischen Frankreich und Oestreich.
1802 Friede zu Amiens mit England.
1803 Neuer Krieg zwischen Frankreich und England.
1804 Kaiserthum Frankreich.
1805 Königreich Italien. Krieg zwischen Frankreich und Oestreich. Schlacht bei Austerlitz. Friede zu Presburg.
1806 Teutschlands alte Verfassung umgestürzt. Der rheinische Bund.
Krieg zwischen Frankreich und Preußen. Schlacht bei Jena. Hemmung des Handels. Abschaffung des Sklavenhandels in England.
1807 Schlachten bei Eilau und Friedland. Friede zu Tilsit. Königreich Westfalen. Herzogthum Warschau. Teutschland unter Frankreichs Obergewalt. Der König von Portugal in Brasilien.
1808 Revolution und Volkskrieg in Spanien. Die Engländer in Portugal. Aufhebung der spanischen Inquisition.

Jahre nach Christus.

1809 Krieg Frankreichs gegen Oestreich, und gegen die Engländer in Spanien. Schlachten bei Regensburg, Aspern und Wagram. Friede zu Wien. Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes. Finland russisch.

1810 Aufstand im spanischen Amerika. Holland und ein Theil von Nord-Teutschland französisch.

1811 Kriegsglück der Russen gegen die Türken. Venezuela und Cartagena in Süd-Amerika, erklären sich für unabhängig.

1812 Krieg Frankreichs gegen Rußland. Königreich Polen. Verbrennung von Moskwa. Unglücklicher Rückzug der Franzosen aus Rußland.

1813 Rußlands und Preußens Krieg gegen Frankreich. Schlachten bei Lützen und Bauzen. Waffenstillstand. Oestreichs und Schwedens Krieg gegen Frankreich. Schlacht bei Leipzig. Auflösung des Rheinbundes. Frankreichs Uebermacht vernichtet.

1814 Einzug der Verbündeten in Paris. Napoleons Absetzung. Friede zu Paris. Anfang des Kongresses zu Wien. Herstellung der Jesuiten. Norwegen schwedisch.

1815 Napoleons Landung in Frankreich (1. März). Schluß des Kongresses zu Wien. Teutscher Bund (8. Junius). Königreiche Holland und Polen. Schlacht bei Waterloo (18. Junius). Napoleons Gefangenschaft. Friede zu Paris.

1816 Englands Krieg gegen Algier. Eröffnung des teutschen Bundestages. Vereintes Königreich Brasilien und Portugal. Oestreichisches Königreich Illyrien.

1817 Aufstand in Brasilien. Verschwörung in Portugal. Vereinigung der protestantischen Glaubensparteien in einigen teutschen Ländern bei der dritten Jubelfeier der Reformation.

Erſte Abtheilung.

Geſchichte der alten Welt.

Von den älteſten Zeiten haben wir nur ſehr mangelhafte und ungewiſſe Nachrichten. So lange die Kunſt zu ſchreiben noch unbekannt war, konnte man die Begebenheiten bloß durch mündliche Erzählung auf die Nachwelt bringen; aber auf dieſem langen Wege wurden die überlieferten Nachrichten durch Zuſätze oder Weglaſſungen nicht wenig verändert. Wir können nicht höher als etwas über tauſend Jahre vor Chriſtus hinaufgehen, um einigermaßen gewiſſe Nachrichten zu finden; die meiſten älteren Erzählungen ſind theils völlig erdichtet, theils ſo ſehr mit Erdichtungen vermiſcht, daß ſich das Wahre von der Fabel kaum ſcheiden läßt. Ein Land aber ragt ſo hell aus dem dunkeln Nebel der älteſten Geſchichte hervor und die merkwürdigen uralten Denkmähler, die es uns noch jetzt zeigt, gehen über alle Nachrichten, die wir von andern Ländern haben, hinaus. Es iſt Aegypten in Nord-Afrika.

Dieſes Land wird von Süden nach Norden in gerader Richtung von dem Nil durchſtrömt, der in einem ſehr engen Thale fließt, das nur zwei bis drei Meilen breit iſt und gegen Abend von dürren Sandwüſten, ge-

gen Morgen von hohen Felsen eingeschlossen wird. Ohne diesen wohlthätigen Fluß würde Aegypten nichts als unfruchtbare Wüste seyn. Im Winter hat der Nil das niedrigste Wasser, im Sommer aber tritt er aus und überschwemmt das ganze Thal. Wenn nähmlich auf den hohen Gebirgen von Habesch oder Abyssinien in den Sommermonaten der Schnee schmilzt, so schwillt der Strom so hoch an, daß er das Ufferland auf beiden Seiten unter Wasser setzt. Dazu kömmt noch, daß im mittelländischen Meere während der Sommermonate fast immer ein Nordwestwind weht, der gerade auf die Mündung des Nils stößt und das ausströmende Wasser zurückhält. Die große Ueberschwemmung, die dadurch entsteht, fängt jedesmahl gegen den Anfang des Augusts an, und das ganze Land gleicht bald einem See, aus welchem Städte und Dörfer wie Inseln sich erheben. Im Oktober tritt der Nil wieder in sein Bett, und läßt auf den Feldern einen fetten Schlamm zurück, der den Boden so sehr düngt, daß der Landmann nur zu säen braucht, um reichlich zu ernten. Diese Ueberschwemmung ersetzt den Regen, der in Aegypten sehr selten ist, und macht es zu einem der fruchtbarsten Länder. Zweifache, ja sogar dreifache Ernten in einem Jahre sind in Aegypten gar nicht ungewöhnlich. Schon in frühen Zeiten hat die Erfindungskraft der Aegypter die Ueberschwemmung zur Befruchtung des Bodens benutzt, und schon mehr als 1000 Jahre vor Christus war das ganze Land mit Kanälen durchschnitten, um auch die entfernteren Theile des Landes reichlich zu bewässern.

Der ganze nördliche Theil von Aegypten dehnt sich bis zum mittelländischen Meere in einer breitern Fläche aus, und wird von zwei Armen des Nils wie ein Dreieck umschlossen. Dieser ganze fruchtbare Landstrich soll durch den Sand und Schlamm, den der Nil hier abgesetzt hat, nach und nach gebildet worden seyn. Nur

das Uferland auf beiden Seiten des befruchtenden Stromes und so weit die abgeleiteten Kanäle den Boden bewässerten, und außerdem einige quellenreiche und von Bäumen beschattete Landstriche in der westlichen Sandwüste, die Oasen genannt werden, waren angebaut und bevölkert.

Unter den natürlichen Erzeugnissen des Landes gab es besonders Getreide und Reis in solchem Ueberflusse, daß Aegypten die Kornkammer der alten Welt war. Auch der ägyptische Flachs war berühmt, aus welchem eine sehr feine Leinwand, die Byssus hieß, verfertigt ward. Die Fäden dieser Leinwand sollen so zart gewesen seyn, daß man sie kaum sehen konnte und doch ein außerordentlich dichtes Gewebe gegeben haben. Eine andre merkwürdige Pflanze war die Papyrusstaude, eine Art von Schilfrohr, dessen Stängel ein Mark enthielt, das den Armen zur Nahrung diente. Die zwiebelartige Wurzel der Pflanze bestand aus mehrern dünnen Häuten, die man auseinander löfete, zusammenfügte und fest leimte. Diese Blätter, worauf man schrieb, nannte man Papyrus, und daher hat unser Papier den Nahmen erhalten. Die Aegypter brauchten eiserne oder beinerne spitzige Griffel, womit sie auf diese Blätter ritzten, was sie schreiben wollten. Buchstaben aber hatten sie nicht, sondern eine eigene Schrift, die für jedes Wort ein besonderes Zeichen hatte, dessen Bedeutung nur den gelehrtesten Männern unter dem Volke, den Priestern, bekannt war. Diese Schrift hieß daher Hieroglyphen, das heißt eine heilige Schrift.

Hier ist die schicklichste Gelegenheit, Euch etwas von der Erfindung der Schreibekunst (II. Kupfertafel, 4.) überhaupt zu sagen. Schon lange hatten die Menschen die Sprache ausgebildet, aber sie konnten ihre Gedanken nur demjenigen mittheilen, der bei ihnen war, aber wenn sie kein treues Gedächtniß hatten, diese Gedan-

ken nicht für die Zukunft aufbewahren. Da sann ein kluger Mann darüber nach, wie es anzufangen wäre, seine Gedanken für sich fest zu halten und auch Abwesenden in der Ferne mitzutheilen. Er erfand die Kunst, zu den Augen zu sprechen, wie man bisher bloß zu den Ohren gesprochen hatte. Aber wie fing er dieß an? Er mahlte die Dinge, wie sie aussahen, zum Beispiel eine Kuh, einen bewaffneten Mann, einen Baum, und wer diese Bilder sah, wußte, was man damit ausdrucken wollte. Als die Spanier vor dreihundert Jahren nach Mexico in Amerika kamen, fanden sie ein gebildetes und sehr kunstreiches Volk, aber zu unserer Schreibekunst war es noch nicht gekommen. Man mahlte die Begebenheiten. Der mächtige König des Landes schickte Mahler an die Küste, wo die Spanier gelandet waren, und sie mußten alles, was sie sahen, die fremden Menschen, die fremden Trachten und Schiffe, auf ein Stück Leinwand mahlen. Das war der Bericht, den sie dem Könige ablegten, und so bewahrte man in Mexico das Andenken an wichtige Begebenheiten. Eine solche Schrift war freilich sehr unvollkommen, denn sichtbare Dinge lassen sich wohl abmahlen, nicht aber Gedanken und Empfindungen. Wer konnte zum Beispiele Großmuth, Neid, oder den Entschluß zu irgend einer That, oder die Absicht, jemanden zu erfreuen, mahlen? Man kam daher auf den Einfall, mit der Darstellung sichtbarer Dinge solche Bilder zu verbinden, welchen man, nach einer Abrede mit andern Menschen, vorher eine bestimmte Bedeutung gegeben hatte. Mit dem Bilde des Löwen zum Beispiele wollte man starken Muth und Gewalt, mit dem Adler Kühnheit, mit einem Auge Vorsicht, mit einem Pfauenschwanze vergängliche Reize bezeichnen. Das war nun Bilderschrift, wie die Hieroglyphen der Aegypter. Die Bedeutung solcher Zeichen mußte man erst erlernen, so wie wir die Bedeutung unserer

Zahlzeichen erst erlernen müssen. Wer sieht es dem Zeichen 4 gleich an, daß es vier Einheiten bedeuten soll? Auf den Denkmählern, welche von der Kunst der Aegypter übrig geblieben sind, finden sich noch viele Hieroglyphen, die wir aber nicht lesen können, weil die Bedeutung der Zeichen uns nicht bekannt ist. Diese Art, durch Zeichen zu schreiben, hat aber den Vortheil, daß zwei Menschen sich mit einander unterhalten können, wenn sie auch nicht mit einander zu sprechen vermögen, weil sie verschiedene Sprachen reden. Aber welche Menge von Zeichen müssen für eine solche Schriftart erfunden werden, da jeder Begriff sein besonderes Zeichen haben muß. Ein Volk, das nur tausend Begriffe hätte, müßte wohl ein sehr dummes Volk seyn, aber wie schwer würde man es finden, eben so viele Zeichen für Begriffe zu ersinnen, und weit schwerer noch, die Bedeutung so vieler Zeichen zu lernen und zu behalten. Die Sinesen, die Bewohner des großen Reiches Sina oder China in Asien, haben zwar keine Hieroglyphen, wie die Aegypter, aber doch eine Zeichenschrift, worin jedes Zeichen für ein Wort steht; sie haben achtzigtausend solcher Zeichen, und es geht eine ganze Lebenszeit darauf, ehe die Menschen sie nur lesen lernen. Endlich kam irgend ein kluger Mann auf die Erfindung der Buchstabenschrift. Gewiß eine große, herrliche Erfindung! Wie kam man wohl auf den Gedanken? Der Mensch sprach Wörter aus, womit jeder, der sie hörte, die Begriffe verband, die man hineingelegt hatte. Wer zum Beispiel das Wort Baum hörte, dachte sogleich an eine Pflanze, die einen holzigen Stängel (den Stamm), große Aeste, Zweige und Blätter hat. Diese Wörter bestanden aus einzelnen Tönen, die sich in jedem Worte unterscheiden ließen. Alle Töne, welche die Sprachwerkzeuge des Menschen hervorbringen können, belaufen sich auf ungefähr vierzig, und die teutsche Sprache hat nur etwa

sechs und zwanzig deutlich unterschiedene Töne. Aus der Zusammensetzung dieser Töne werden Millionen Wörter möglich, welche in der Zeichenschrift eben so viele Zeichen haben müßten. Die Erfinder der Buchstabenschrift machten die Bemerkung, daß die Theile, woraus jene Wörter und Töne bestehen, zersetzt, getheilt und getrennt werden können, und daß dieser Bestandtheile sehr wenige sind. Da kamen sie auf den Gedanken, die zersetzten Töne und Bestandtheile der Wörter zu mahlen, und für jeden vernehmlich unterschiedenen Ton, zum Beispiel B, G, A, ein besonderes Zeichen zu bestimmen. Es ließ sich mit wenigen Zeichen auskommen, weil man die feinen Unterschiede zwischen ä, ö und e, d und t anfangs nicht angab, aber diese wenigen Zeichen waren hinreichend, so viele Begriffe zu bezeichnen, als die Sprache Wörter hatte. Auf diese Weise nun konnten die Erfinder der Schrift zu dem Auge eines abwesenden Menschen sprechen, wenn dieser nur seine Zeichen erlernen, das heißt lesen lernen wollte; und wenn er die Bedeutung der Töne, welche durch diese verschiedenen Zeichen angedeutet wurde, verstand, das heißt die Sprache kannte. Auch für sich selber konnten die Menschen nun einen Gedanken fest halten und ihn leicht wiederfinden, wenn sie ihn vergessen hatten. Sie schrieben ihn mit den Zeichen der einzelnen Töne auf. Diese Zeichen heißen Buchstaben. Wer der Mann war, der diese schöne Erfindung machte, wissen wir nicht; eben so wenig können wir das Volk, welches zuerst auf diese Art schrieb, mit Gewißheit angeben, und auch nicht einmahl die Zeit, wenn diese Erfindung gemacht wurde. Wahrscheinlich aber ist es, daß schon vor ungefähr dreitausend Jahren ein kluges, unternehmendes Volk, das einen weit ausgebreiteten Handel trieb, die Phönizier, mit der Buchstabenschrift bekannt war. Von den Phöniziern lernten die Hebräer und Grie-

chen die Kunſt der Buchſtabenſchrift. Die Römer lernten von den Griechen, die Teutſchen von den Römern ſchreiben. Es iſt nicht viel über tauſend Jahre, als unſre teutſchen Vorältern ſchreiben lernten. Der Anfang der Schreibekunſt war nun erfunden, aber es blieb bei der Ausübung der Kunſt ſelbſt noch manches zu beſtimmen übrig. Man hatte zum Beiſpiel Zeichen für die Töne A, B, R, T beſtimmt. Aber wie ſollte man ſie nun zuſammenſetzen, um das Wort Bart zu ſchreiben? Neben einander, oder über einander? Und wenn man ſie neben einander ſetzte, ſollte man ſie von der Rechten zur Linken ſtellen, oder umgekehrt? Alſo Bart, oder traB oder gar B
a
r
t. Alles dieß war willkührlich, und alle dieſe verſchiedenen Arten zu ſchreiben haben alte und neue Völker verſucht, bis man endlich auf unſre Art kam. Eben ſo wichtig war die Erfindung der Werkzeuge, womit man ſchrieb, und die Wahl der Dinge, worauf man die Buchſtaben mahlte. Man ſchrieb auf Ziegel, ehe ſie gehärtet waren, auf Holztafeln, auf Stein, auch auf Bleiplatten, beſonders auf Kupfer, und endlich, wie bei den Römern, auf hölzerne Tafeln, die mit Wachſe überzogen waren. Vor ungefähr zweitauſend Jahren wurde in Aegypten die Kunſt erfunden, auf die Häute der Papyrusſtaude zu ſchreiben. Später bereitete man in Aſien Thierfelle zum Schreiben, das Pergament. Vor ungefähr 700 Jahren endlich machte man Papier aus Seide und Baumwolle, und erſt vor 500 Jahren ward die Kunſt erfunden, aus Linnenlumpen Papier zu machen. So lange man ſich zum Schreiben der Steine, oder metallener und hölzerner Tafeln bediente, mußte man Griffel von Eiſen oder Knochen haben, aber als man ſpäter auf weichere Dinge ſchrieb, brauchte man einen Pinſel, oder, wie noch jetzt

in Sina, ein zugespitztes Rohr, um eine färbende Flüssigkeit, die Dinte, damit aufzutragen. Die Federn von Pfauen, Schwänen und Gänsen sind erst seit ungefähr 1300 Jahren im Gebrauche. — Das Schreiben war anfangs gewiß eine sehr schwere, weitläufige, langweilige Arbeit. Wie viel Zeit und Mühe mochte es kosten, nur zehn bis zwanzig Wörter in einen Stein zu graben, wobei die Buchstaben doch noch sehr plump ausfielen. Ein Volk konnte also die Schreibekunst kennen, aber Jahrhunderte lang blieb sie nur Wenigen bekannt, oder wurde wohl gar nur als Geheimniß betrieben, oder nur bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. zu Inschriften, zur Bekanntmachung von Gesetzen, ausgeübt.

Wir kehren wieder zu Aegypten zurück, wovon noch viel Merkwürdiges zu erzählen ist. An Holz und Metallen fehlte es fast ganz, aber im östlichen Theile des Landes war ein Ueberfluß von Bausteinen. Die Aegypter gehörten daher zu den ersten Völkern, die steinerne Gebäude aus gebrannten Ziegeln, oder aus behauenen Felsenstücken, erbauten. Die mächtigen Gebäude, die aus dem Alterthume dieses Volkes bis auf unsre Zeiten sich erhalten haben, zeigen uns, wie viel die Aegypter bei dem Mangel mancher Werkzeuge, die wir jetzt zum Häuserbau brauchen, bloß durch Anstrengung und Beharrlichkeit ausgerichtet haben. Die merkwürdigsten von diesen Bauwerken sind die Obelisken und Pyramiden. Die Obelisken sind viereckige, oben spitzig zulaufende Säulen, die 50 bis 180 Fuß hoch waren und doch nur aus einem einzigen Steine, aus dem härtesten Granit, bestanden. Sie mußten aus den Felsen mit Meißeln und Hämmern ausgehauen, auf allen Seiten mit andern Steinen glatt gerieben und dann in den Kanälen des Nils auf Flößen fortgeschafft werden. Man errichtete sie vor Tempeln, in Gärten und auf öffentlichen Plätzen, als Denkmahle merkwür-

7

Aeneas trägt seinen Vater aus Troja. 1184 v.C.G.

Ruinen eines Karavanserais.

9

Aegyptische Pyramiden.

ziger Begebenheiten, oder auch als Zierden und später-hin als Sonnenzeiger. Mehrere dieser Obelisken wurden in spätern Zeiten aus Aegypten nach Rom gebracht, wo noch jetzt vier derselben aufgerichtet stehen.

Die Pyramiden (III. Kupfertafel, 9.) sind noch weit mächtigere Werke der Baukunst. Sie wurden aus ungeheuren Blökken von Kalkstein erbaut, die gleichfalls aus den Felsen an der östlichen Gränze Aegyptens gehauen und dann auf Flößen fortgeschofft wurden. Sie sind vierseitig, und laufen oben in eine abgestumpfte Spitze zu. Man findet noch jetzt gegen vierzig Pyramiden in Mittel-Aegypten, von welchen manche 500 bis 800 Fuß hoch sind. Sie wurden auf Anhöhen errichtet, über welche der Nil bei seinen Ueberschwemmungen nicht steigen konnte. Ehe man an den Bau der Pyramide ging, wurde die Anhöhe geebnet und ein Damm angelegt, um die Felsblöcke auf den Hügel zu bringen. Unter der größten Pyramide, — sie heißt die Pyramide des Cheops — ist der Hügel tief ausgegraben, im Innern desselben sind Gemächer gebaut und durch einen unterirdischen Kanal wird der Nil in die Tiefe geleitet. An dieser Pyramide sollen 100,000 Menschen gegen 50 Jahre gebaut haben. Die Pyramiden haben weder Thüren, noch Fenster; nur schmale Gänge, die oft ganz vermauert sind, führen in das Innere. Einige haben geglaubt, diese ungeheuren Gebäude wären zu Kornbehältnissen gebraucht worden, Andere meinen, die ägyptischen Priester hätten sich in diesen finstern Gewölben versammelt, aber am wahrscheinlichsten ist die Meinung derjenigen, welche sie für Begräbnisse oder Trauerdenkmahle der Könige halten.

Die Aegypter wandten auf ihre Grabmähler mehr Sorgfalt, als auf die Erbauung ihrer Häuser, denn das Erdenleben achteten sie nur gering, aber desto höher ein ruhiges Leben nach dem Tode, und nannten daher die Wohnungen der Lebenden nur Herbergen. Ihre

in Sina, ein zugespitztes Rohr, um eine färbende Flüssigkeit, die Dinte, damit aufzutragen. Die Federn von Pfauen, Schwänen und Gänsen sind erst seit ungefähr 1300 Jahren im Gebrauche. — Das Schreiben war anfangs gewiß eine sehr schwere, weitläufige, langweilige Arbeit. Wie viel Zeit und Mühe mochte es kosten, nur zehn bis zwanzig Wörter in einen Stein zu graben, wobei die Buchstaben doch noch sehr plump ausfielen. Ein Volk konnte also die Schreibekunst kennen, aber Jahrhunderte lang blieb sie nur Wenigen bekannt, oder wurde wohl gar nur als Geheimniß betrieben, oder nur bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. zu Inschriften, zur Bekanntmachung von Gesetzen, ausgeübt.

Wir kehren wieder zu Aegypten zurück, wovon noch viel Merkwürdiges zu erzählen ist. An Holz und Metallen fehlte es fast ganz, aber im östlichen Theile des Landes war ein Ueberfluß von Bausteinen. Die Aegypter gehörten daher zu den ersten Völkern, die steinerne Gebäude aus gebrannten Ziegeln, oder aus behauenen Felsenstücken, erbauten. Die mächtigen Gebäude, die aus dem Alterthume dieses Volkes bis auf unsre Zeiten sich erhalten haben, zeigen uns, wie viel die Aegypter bei dem Mangel mancher Werkzeuge, die wir jetzt zum Häuserbau brauchen, bloß durch Anstrengung und Beharrlichkeit ausgerichtet haben. Die merkwürdigsten von diesen Bauwerken sind die Obelisken und Pyramiden. Die Obelisken sind viereckige, oben spitzig zulaufende Säulen, die 50 bis 180 Fuß hoch waren und doch nur aus einem einzigen Steine, aus dem härtesten Granit, bestanden. Sie mußten aus den Felsen mit Meißeln und Hämmern ausgehauen, auf allen Seiten mit andern Steinen glatt gerieben und dann in den Kanälen des Nils auf Flößen fortgeschafft werden. Man errichtete sie vor Tempeln, in Gärten und auf öffentlichen Plätzen, als Denkmahle merkwür-

7

Aeneas trägt seinen Vater aus Troja. 1184 v. C. G.

8

Ruinen eines Karavanserais.

9

Aegyptische Pyramiden.

diger Begebenheiten, oder auch als Zierden und späterhin als Sonnenzeiger. Mehrere dieser Obelisken wurden in spätern Zeiten aus Aegypten nach Rom gebracht, wo noch jetzt vier derselben aufgerichtet stehen.

Die Pyramiden (III. Kupfertafel, 9.) sind noch weit mächtigere Werke der Baukunst. Sie wurden aus ungeheuren Blökken von Kalkstein erbaut, die gleichfalls aus den Felsen an der östlichen Gränze Aegyptens gehauen und dann auf Flößen fortgeschofft wurden. Sie sind vierseitig, und laufen oben in eine abgestumpfte Spitze zu. Man findet noch jetzt gegen vierzig Pyramiden in Mittel-Aegypten, von welchen manche 500 bis 800 Fuß hoch sind. Sie wurden auf Anhöhen errichtet, über welche der Nil bei seinen Ueberschwemmungen nicht steigen konnte. Ehe man an den Bau der Pyramide ging, wurde die Anhöhe geebnet und ein Damm angelegt, um die Felsblöcke auf den Hügel zu bringen. Unter der größten Pyramide, — sie heißt die Pyramide des Cheops — ist der Hügel tief ausgegraben, im Innern desselben sind Gemächer gebaut und durch einen unterirdischen Kanal wird der Nil in die Tiefe geleitet. An dieser Pyramide sollen 100,000 Menschen gegen 30 Jahre gebaut haben. Die Pyramiden haben weder Thüren, noch Fenster; nur schmale Gänge, die oft ganz vermauert sind, führen in das Innere. Einige haben geglaubt, diese ungeheuren Gebäude wären zu Kornbehältnissen gebraucht worden, Andere meinen, die ägyptischen Priester hätten sich in diesen finstern Gewölben versammelt, aber am wahrscheinlichsten ist die Meinung derjenigen, welche sie für Begräbnisse oder Trauerdenkmahle der Könige halten.

Die Aegypter wandten auf ihre Grabmähler mehr Sorgfalt, als auf die Erbauung ihrer Häuser, denn das Erdenleben achteten sie nur gering, aber desto höher ein ruhiges Leben nach dem Tode, und nannten daher die Wohnungen der Lebenden nur Herbergen. Ihre

diger Begebenheiten, oder auch als Zierden und späterhin als Sonnenzeiger. Mehrere dieser Obelisken wurden in spätern Zeiten aus Aegypten nach Rom gebracht, wo noch jetzt vier derselben aufgerichtet stehen.

Die Pyramiden (III. Kupfertafel, 9.) sind noch weit mächtigere Werke der Baukunst. Sie wurden aus ungeheuren Blökken von Kalkstein erbaut, die gleichfalls aus den Felsen an der östlichen Gränze Aegyptens gehauen und dann auf Flößen fortgeschofft wurden. Sie sind vierseitig, und laufen oben in eine abgestumpfte Spitze zu. Man findet noch jetzt gegen vierzig Pyramiden in Mittel-Aegypten, von welchen manche 500 bis 800 Fuß hoch sind. Sie wurden auf Anhöhen errichtet, über welche der Nil bei seinen Ueberschwemmungen nicht steigen konnte. Ehe man an den Bau der Pyramide ging, wurde die Anhöhe geebnet und ein Damm angelegt, um die Felsblöcke auf den Hügel zu bringen. Unter der größten Pyramide, — sie heißt die Pyramide des Cheops — ist der Hügel tief ausgegraben, im Innern desselben sind Gemächer gebaut und durch einen unterirdischen Kanal wird der Nil in die Tiefe geleitet. An dieser Pyramide sollen 100,000 Menschen gegen 50 Jahre gebaut haben. Die Pyramiden haben weder Thüren, noch Fenster; nur schmale Gänge, die oft ganz vermauert sind, führen in das Innere. Einige haben geglaubt, diese ungeheuren Gebäude wären zu Kornbehältnissen gebraucht worden, Andere meinen, die ägyptischen Priester hätten sich in diesen finstern Gewölben versammelt, aber am wahrscheinlichsten ist die Meinung derjenigen, welche sie für Begräbnisse oder Trauerdenkmahle der Könige halten.

Die Aegypter wandten auf ihre Grabmähler mehr Sorgfalt, als auf die Erbauung ihrer Häuser, denn das Erdenleben achteten sie nur gering, aber desto höher ein ruhiges Leben nach dem Tode, und nannten daher die Wohnungen der Lebenden nur Herbergen. Ihre

Leichen wurden mit kostbaren wohlriechenden Spezereien, welche vor Verwesung schützen, einbalsamirt, mit einem harten durchsichtigen Stoffe überzogen, oft mit lebhaften Mahlereien und Hieroglyphen ausgeschmückt und alsdann in felsige Gräber gelegt. Solche einbalsamirte Leichen heißen Mumien, von welchen sich viele noch jetzt ganz unversehrt erhalten haben. Man findet auch in Teutschland, z. B. in Leipzig, Gotha, Dresden, schöne Mumien.

Ehe ein Todter begraben wurde, untersuchten vierzig Richter alle Klagen, die man gegen ihn vorbringen konnte, und entschieden alsdann, ob er sich durch guten Wandel der Ehre eines Begräbnisses würdig gemacht hätte. Das nannte man Todtengericht. Selbst die Könige mußten ein feierliches Gericht über sich ergehen lassen, und mancher unwürdige König ward von seinem Volke verurtheilt, unbegraben liegen zu bleiben, was für den größten Schimpf galt.

Außer den Pyramiden und Obelisken gibt es noch andre merkwürdige Denkmähler der Baukunst in diesem Lande. Ohne andere öffentliche Gebäude ausführlich zu beschreiben, wozu z. B. das auf der Kupfertafel (III, 8) abgebildete Karawanserai, das heißt Aufenthaltsort der Karawanen oder reisenden Handelsgesellschaften, gehört, müssen wir vorzüglich auch etwas von den gewaltigen Tempeln in Ober-Aegypten sagen. Das eigentliche Heiligthum dieser Tempel begreift einen nicht sehr großen Raum, aber sie sind mit einer Menge von Säulen, Säulengängen und Höfen umgeben, so daß sie mächtigen Palästen gleichen. Die Wände derselben sind mit Hieroglyphen bedeckt und das Innere zieren oft Mahlereien, welche noch bis jetzt ihre frische Farben behalten haben. Ein anderes merkwürdiges Denkmahl des Alterthums ist das Labyrinth, wovon man noch die Trümmer sieht. Es herrschten einst, erzählen die Alten, zwölf Fürsten in Aegypten, die das

ganze Land unter sich getheilt hatten und um Frieden zu erhalten, sich durch Heirathen verbanden. Sie faßten den Entschluß, ein Gebäude zu errichten, größer und prächtiger, als alles, was ihre Vorfahren erbaut hatten, ein dauerndes Denkmahl ihrer vereinten Herrschaft. Es wurden zwölf große Paläste an einander gebaut, sechs gegen Mittag und sechs gegen Mitternacht, worin dreitausend Gemächer waren, funfzehnhundert über der Erde und eben so viele unter der Erde. Die obern Gemächer, welche allein den Fremden gezeigt wurden, waren mit Edelsteinen und kunstvollen Bildwerken köstlich ausgeschmückt, in dem untern Raume aber standen, wie die Priester erzählen, die Leichen der zwölf Könige und die Särge heiliger Krokodile.

Heilige Krokodile? werdet Ihr fragen. Nicht anders; das Krokodil, welches einer Eidechse ähnlich, aber über 20 Fuß lang ist und häufig im Nile wohnt, wurde von den Aegyptern mit manchen andern Thieren göttlich verehrt. Fast bei keinem Volke des Alterthums finden wir die Verehrung eines Gottes, eines einzigen Schöpfers und Erhalters der Welt. Schon die ersten Menschen mußten zwar durch den Anblick furchtbarer und freundlicher Naturerscheinungen und durch die Beobachtung ihrer selbst auf eine unsichtbare unendliche Macht geleitet werden, welche über die Natur herrschte und über das Schicksal der Menschen waltete. Aber in jenem frühen Zeitalter, wo die Geisteskräfte der Menschen nur wenig oder gar nicht ausgebildet waren, konnte man sich nicht leicht zu dem Gedanken erheben, daß alle jene auffallenden Erscheinungen, die man beobachtete, die Wirkungen eines einzigen unendlichen Wesens wären, sondern man glaubte im Gegentheil, daß jede große Naturerscheinung von einer besondern Macht hervorgebracht würde, und daß über furchtbare Erscheinungen ein anderes Wesen walten müßte, als über freundliche, die unmittelbar einen wohlthätigen Einfluß

auf die Menschen äußerten. So entstand der Glaube an mehrere Götter, der Götzendienst, der bei diesem Volke so, bei jenem anders sich ausbildete. Man verehrte daher einen Gott des Donners, einen Gott des Windes, eine Gottheit, welche über die Fruchtbarkeit der Erde wachte, eine andre, die den wohlthätigen Wechsel der Jahreszeiten herbeiführte. Besonders waren es die glänzenden Himmelskörper, vorzüglich Sonne und Mond, worin die rohen Menschen lebendige Gottheiten zu erblicken glauben, und Anbetung der Gestirne war daher eine der ältesten Religionen der Erde. Auch wichtige Erfindungen, die schon seit frühen Zeiten das Leben der Menschen bequemer und angenehmer gemacht hatten, deren Urheber man aber nicht mehr genau angeben konnte, schrieb man wohl besondern Göttern zu, wie z. B. die Erfindung des Spinnens, des Webens, der Schmiedekunst, der Musik und des Gesangs.

Der ägyptische Götzendienst war besonders durch die Verehrung gewisser Thiere merkwürdig. Es läßt sich denken, daß der ungebildete Mensch leicht verleitet werden konnte, manche schädliche Thiere aus Furcht, und andre, die ihm großen Nutzen brachten, aus Dankbarkeit zu verehren; aber sehr wahrscheinlich ist es, daß die Aegypter die Thiere bloß als Sinnbilder gewisser mächtig wirkenden Kräfte der Natur verehrten. Außer dem furchtbaren Krokodile ward auch das kleine Ichneumon, das die Eier des Krokodils wegfraß und dadurch die allzu große Vermehrung dieser furchtbaren Thierart hinderte, ferner der storchartige Vogel Ibis, der das Land von Ungeziefer reinigte, die Katze und vorzüglich ein besonders gezeichnetes Rind, der Apis, göttlich verehrt. Starb eines dieser verehrten Thiere in einem Hause, so mußte jeder Bewohner desselben Trauer anlegen und sich die Augenbraunen abscheeren, und bei dem Tode eines Hundes, der gleichfalls an manchen Orten heilig gehalten ward, mußte sich die ganze Familie

Kopf und Leib barbiren und den Leichnam in der Stadt in einem geweihten Sarge begraben. Todte Katzen wurden eingesalzen und in einem besondern Begräbnisse in der Stadt Bubastis beigesetzt. Gefallene Ochsen wurden bis an die Hörner in die Erde begraben, und zu bestimmten Zeiten durchzogen Männer das Land, um diese Gräber aufzusuchen und die ausgegrabenen Knochen nach einer Insel zu führen, wo sie auf einem besondern Platze feierlich begraben wurden. Leichname von Krokodilen und Schlangen, die man zufällig auffand, wurden eingesalzen und in großen Särgen begraben. Wehe dem Fremden, der es gewagt hätte, sich an einem heiligen Thiere zu vergreifen, er würde mit dem Leben für seine Unwissenheit oder seinen Frevel gebüßt haben, wie einst ein römischer Soldat, der eine Katze todt schlug, ohne zu wissen, daß er den Aegyptern ein göttliches Wesen raubte. Nicht in allen Gegenden des Landes aber wurden einerlei Thiere verehrt, sondern in dem einen Bezirke dieses, in dem andern jenes Thier, und in einer Gegend war es erlaubt, manche Thiere zu tödten und zu essen, die in andern Gegenden nicht angerührt werden durften. Die allgemein verehrten Gottheiten des Landes waren Osiris, das Sinnbild des Ackerbaues oder der Sonne, die jährlich die Erde neu befruchtet, und Isis, das Sinnbild der fruchtbaren Erde.

Die Bewohner Aegyptens waren in gewisse Volksklassen, die man Kasten, das heißt abgesonderte Stände, nennt, und auf die Absonderung derselben ward so strenge gehalten, daß der Sohn nie das Gewerbe seines Vaters verlassen durfte. Der vornehmste und herrschende Stand war die Kaste der Priester; ihre Familien waren die reichsten und angesehensten und ihnen gehörten die schönsten Ländereien. Sie waren allein im Besitze aller gelehrten Kenntnisse, aller Kunsteinsichten und schlossen die übrigen Bewohner gänzlich

davon aus, sie allein kannten die Geschichte des Landes, deren Begebenheiten durch die öffentlichen Denkmähler und durch die Hieroglyphen, deren Bedeutung nur sie kannten, aufbewahrt wurden; sie entwarfen die Gesetze des Landes und waren die Richter in Streitsachen, sie standen als Räthe den Königen zur Seite, welche von den mächtigen Priestern in strenger Abhängigkeit gehalten wurden. Eine Abtheilung der Priesterkaste waren die Aerzte, die aber nicht nach ihrer besondern Einsicht oder nach den bei jeder Krankheit vorkommenden Umständen, sondern nach vorgeschriebenen Regeln ihre Heilart einrichten mußten. Diese Priesterärzte schrieben auch den übrigen Ständen eine bestimmte Lebensordnung im Essen und Trinken vor.

Nach der Priesterkaste waren die Krieger der geehrteste Stand. Die Krieger hatten statt des Soldes gewisse Ländereien, und waren, außer dem Könige und den Priestern, allein Gutsbesitzer. Diese Ländereien lagen größtentheils in Unter-Aegypten, und das Beisammenwohnen der Krieger gab den Königen den Vortheil, ihre Heere im Nothfall schnell zu versammeln. Jährlich mußten tausend derselben bei dem Könige Wache halten. Sie durften kein Handwerk treiben; der Krieg war ihre einzige Beschäftigung.

Der dritte Stand begriff die Handwerker, Krämer, Kaufleute und diejenigen, welche die Ländereien der höhern Kasten als Pachter anbauten. Die Handwerke waren bei den Aegyptern zu einem sehr hohen Grade von Vollkommenheit gestiegen und besonders hatten sie es zu einer außerordentlichen Geschicklichkeit in Webereien und in der Verfertigung köstlicher schön gestickter Teppiche gebracht.

Die Schiffer bildeten auch einen besonderen Stand. Das Getreide, welches Aegypten reichlich ausführte, und alles, was der Kunstfleiß hervor brachte, ward von ihnen auf dem Nile fortgeschafft, der mit

Fahrzeugen und Laſtſchiffen bedeckt war. Seehandel aber trieben die Aegypter nicht, weil es ihnen an Holz zu Meerſchiffen fehlte, und kein Ausländer ward an den Küſten zugelaſſen, wahrſcheinlich darum, weil die frühern Seefahrer nur Seeräuber waren.

Die Hirten, welche einen beſondern Stamm ausmachten, waren von dem übrigen Volke ausgeſchloſſen und wurden verachtet. Der Rinderhirt galt jedoch für edler, weil er in manchen Gegenden zugleich mit dem Ackerbaue ſich beſchäftigte; die Schweinhirten aber wurden ſo ſehr verachtet, daß ſie nicht einmahl die Schwelle eines Tempels betreten durften; denn das Schwein wurde bei den Aegyptern, wie bei den Hebräern, für ein unreines Thier gehalten, und die Prieſter hatten dem Volke das Schweinefleiſch verboten, als eine ungeſunde Speiſe, welche die Hautkrankheiten beförderte, wozu die Bewohner jener Gegenden ohnehin geneigt waren. Aber man konnte dieſes verachtete Thier ſo wenig, als die verachteten Schweinhirten entbehren, weil jährlich an einem allgemeinen Feſte jedes Haus dem Gott Oſiris ein Schwein opfern mußte. Auch ließ man nach den Ueberſchwemmungen den ausgeſtreuten Samen durch eine Heerde Schweine, die man auf das Feld trieb, in den erweichten Boden treten.

So wie das Volk in beſondre Klaſſen zerfiel, ſo war auch das Land in Bezirke abgetheilt, welche Nomen hießen. In den älteſten Zeiten bildeten dieſe Bezirke beſondre Gebiete, von welchen jedes einen Tempel für eine eigene Gottheit und ſeine eigenen Prieſter hatte. Lange mochten dieſe kleinen Staaten in dem Nilthale neben einander beſtanden haben, ehe ſich einige über die andern erhoben. Die beiden mächtigſten wurden Theben und Memphis. Theben, einer der älteſten Staaten von Aegypten, ward durch den Handel zwiſchen Afrika und Aſien und durch die Goldgruben in dem benachbarten Arabien ſehr reich und blühend. Der

Tempel des Jupiter Ammon war das vornehmſte Heiligthum. Theben hatte, wie die Sage erzählt, hundert Thore. Die prächtigen Trümmer von Gebäuden, die man noch hier bewundert, beweiſen, wie mächtig einſt dieſer Staat war, der aber ungefähr 900 Jahre vor Chriſtus auf immer unterging.

Memphis ward von Menes geſtiftet. Bis zu ſeiner Zeit bildete der Nil oberhalb des Gegend, wo er die Stadt erbaute, ein ſtehendes Gewäſſer. Menes leitete den Strom in zwei Arme und ließ beiden ihr gehöriges Bett ausgraben. Dieſe große Unternehmung, die 2000 Jahre vor Chriſtus ſchon vollendet war, machte den mittleren Theil von Aegypten erſt zu einem angebauten Lande und nun konnte auch Unter-Aegypten, durch welches der Nil in ſieben Armen zu dem mittelländiſchen Meere ſtrömte, ſich allmählig aus den Wellen erheben.

Die Hykſos, ein Hirtenvolk aus Aſien, das Raub und Viehzucht trieb, brachen in Aegypten ein, unterjochten die friedlichen Ackerbauer und herrſchten faſt dreihundert Jahre im Lande. Als die Fremdlinge endlich vertrieben waren, rief man einen kriegeriſchen Stamm herbei, dem man in Unter-Aegypten einen Landſtrich anwies und Ackerleute dazu gab, die das Feld für ihn bauen mußten. Denn dieſe Krieger ſollten immer unter den Waffen bleiben, um das Land gegen jeden Ueberfall zu ſchützen.

Von der älteſten Geſchichte der ägyptiſchen Staaten aber wiſſen wir nicht viel mehr, als daß die Könige Obelisken und Pyramiden bauten und Memphis nach dem Untergange von Theben das mächtigſte und herrſchende Reich ward. Ungefähr 1700 Jahre vor Chriſtus kam der Hebräer Joſeph nach Aegypten, und als er durch ſeinen großen Verſtand ſich zu dem erſten Rathe des Königs erhoben hatte, wies er hier ſeinen Landsleuten neue Wohnſitze an, wo ſie einige Jahrhunderte mit ihren Heerden lebten.

Beinahe 1000 Jahre nach Joseph machte ein Held aus dem benachbarten Aethiopien, Nahmens Sabako, einen Einfall in Aegypten und unterwarf sich das Land. Diese Herrschaft dauerte funfzig Jahre, und gab den Aegyptern neue Dämme und Kanäle und einige mildere Gesetze. Da gingen die fremden Eroberer in ihre Heimath zurück und ein Priester zu Memphis, Sethon war sein Nahme, riß die oberste Gewalt an sich. Er vereinigte die königliche Würde mit dem Priesterthume. Der Kriegerstamm war unzufrieden mit dieser neuen Herrschaft. Sethon nahm den Kriegern zur Strafe ihre Ländereien, aber es brach eine heftige Empörung aus, und zwölf Fürsten aus dem Kriegerstamme beherrschten nun das Land.

Unter diesen zwölf Fürsten war einer Nahmens Psammetich, der Unter-Aegypten zu seinem Antheile erhalten hatte. Er war früher schon mit griechischen Handelsvölkern und Seeräubern an der Küste von Klein-Asien bekannt gewesen, und die Lage seines Reiches am Meere machte es ihm leicht, seine alten Verbindungen mit jenen Völkern fortzusetzen. Er nahm griechische Kriegsleute in Sold und diese halfen ihm tapfer, der Herrschaft der zwölf Fürsten und der mächtigen Priester ein Ende zu machen. Psammetich war nun Beherrscher von ganz Aegypten. Dieses Land war ein einziges großes Reich geworden, ungefähr 670 Jahre vor Christus.

Von nun an verwandelte sich die Gestalt Aegyptens und ausländische Sitten drangen unter die Bewohner, welche bisher alles Fremde von sich gestoßen hatten. Die Griechen kamen immer zahlreicher als Kaufleute und als Reisende nach Aegypten, und Psammetich ließ sogar viele ägyptische Knaben in griechischen Sitten erziehen und in der griechischen Sprache unterrichten. Diese griechisch erzogenen Eingebornen wurden in den Stämmen, wozu sie eigentlich gehörten, aus

Haß gegen die Neuerung nicht mehr geduldet; sie mußten daher eine neue besondere Kaste bilden und aus diesen Aegyptern, welche den Fremdlingen, die häufig ins Land kamen, als Unterhändler und Dolmetscher dienten, entstand die Dolmetscherkaste. Einer von Psammetich's nächsten Nachfolgern, Amasis, zeigte sich den Fremdlingen noch weit günstiger. Um sich auf dem Throne zu befestigen, auf welchen er kein geerbtes Recht hatte, öffnete er sein Reich den Griechen noch mehr. Er gestattete ihnen, mit ihren Handesschiffen in die Mündungen des Nils einzulaufen, sich in seinem Lande anzubauen und wies ihnen Plätze zu Tempeln, Waarenlagern und Märkten an. Dieser König machte Aegypten blühender, als es je gewesen war. Er gab die Eroberungsentwürfe auf, welche die ägyptischen Könige seit Psammetich ohne großes Glück auszuführen gesucht hatten, und bemühte sich, durch die Erhaltung eines ungestörten Friedens mit den Nachbarn den Wohlstand seines Landes zu gründen. Der Handel stieg und mit ihm kamen Betriebsamkeit und Künste unter das Volk. Es war nun so leicht, den Lebensunterhalt zu gewinnen, daß der König durch ein Gesetz befehlen konnte, jeder sollte ein besonderes Gewerbe ergreifen und jährlich seiner Obrigkeit anzeigen, wovon er sich nährte. Der Unterhalt eines Kindes kostete den Aeltern, bis es achtzehn Jahre alt war, jährlich nur etwa zwei Thaler unseres Geldes, so wohlfeil waren Lebensmittel und Kleidung.

Dieses ruhige Glück des Landes ward bald zerstört. Aegypten mußte die Oberherrschaft des mächtigen Cyrus, des Königs der Perser, anerkennen, und der Nachfolger dieses glücklichen Eroberers, der wilde Kambyses, machte das Land völlig zu einem Theile seines großen Reichs. Mit schrecklicher Wuth griff der Eroberer den mächtigen Priesterstand an, den er vernichten mußte, wenn er das Land ganz unterwerfen wollte.

Götter und Tempel wurden zerstört. Der Adel ward niedergemacht, oder aus dem Lande geschleppt, und in den meisten Städten blieb nur der Pöbel mit den persischen Besatzungen zurück.

Aegypten hörte auf, ein eigenes Reich zu seyn, 524 Jahre vor Christus, und von nun an ward es durch persische Statthalter regiert. Das Land mußte, nach manchen fruchtlosen Empörungen, unter furchtbarem Drucke leiden, der das Volk in Rohheit und Verwilderung stürzte.

Von Afrika, wo in dem Zeitraume vor der Herrschaft des persischen Cyrus allein Aegypten uns anziehen konnte, wenden wir uns nach Asien, wo wir mehrere mächtige Völker erblicken und große Reiche aufblühen und fallen sehen.

In den ältesten Zeiten war Asien ein großer Weideplatz, auf welchem einzelne Völkerstämme mit ihren Heerden sich herumtrieben. Ward der Weideplatz zu enge, oder war der Boden durch seine edlern Erzeugnisse zu etwas mehr als zu einer Trift bestimmt, so vertauschten manche Horden den Hirtenstab mit dem Pfluge und verwandelten ihre Weiden in Ackerfelder. Diese Umwandlung verbreitete sich durch alle Länder Asiens, wo nur der Boden günstig zum Anbau war, und selbst in öden Gegenden erhoben sich einzelne Ackerländer aus der Wüste. Seitdem war Asien vom mittelländischen Meere bis nach Indien unter Fürsten getheilt, die aus reichen Heerdenbesitzern Könige geworden waren.

Das älteste dieser Reiche, wo zuerst feste Wohnsitze und bürgerliche Gesellschaft errichtet wurden, war

Babylonien.

Schon früh fing in dem ebenen fruchtbaren Lande zwischen

dem Euphrat und Tigris Ackerbau an. Hier gab es Felder, die jährlich mit zweihundertfältiger Frucht den Fleiß des Ackerbauers belohnten. Die Blätter des Weizens wurden leicht vier Finger breit, und die Hirse schoß bis zur Höhe eines Baumes auf. Außer dem Palmbaume aber, dessen Früchte den Einwohnern eine wohlschmeckende Nahrung und durch künstliche Zubereitung auch eine Art von Wein und Honig gaben, fand man hier keine hochstämmigen Bäume.

In einer solchen Gegend, welche mit üppiger Fruchtbarkeit gesegnet war, würde der Mensch sich leicht haben verleiten lassen, die reichen Gaben der Natur in träger Ruhe zu genießen, wenn er nicht Schwierigkeiten gefunden hätte, die ihn zum Nachdenken und zur Thätigkeit reizten. Der Euphrat überschwemmte jährlich das ganze flache Land, und die Bewohner der Ebene mußten bald auf Mittel sinnen, den Zerstörungen des Stroms Einhalt zu thun, wenn sie auf ihrem Wohnplatze sicher und bequem leben wollten. Sie legten Dämme und Kanäle an und gruben Seen aus, um das Wasser abzuleiten. Andre weniger fruchtbare Gegenden wurden dadurch bewässert, und der Ackerbau blühte immer schöner auf. Die Bewohner bauten sich Hütten hinter den schützenden Dämmen, bis sich nach und nach eine Stadt an beiden Ufern des Euphrat erhob. Man machte bald die Beobachtung, daß die Arbeiten des Feldbaus, Ackern, Pflanzen, Säen und Ernten, zu gewissen Zeiten, wenn diese oder jene Sterne am Himmel sichtbar waren, mit gesegneterm Erfolge vorgenommen wurden, als zu andern Zeiten, und seitdem gab man sorgfältig Acht auf die Erscheinung der Gestirne. Der fast immer heitere Himmel und die weite Ebene waren solchen Beobachtungen besonders günstig, und so geschah es, daß die Bewohner Babyloniens zuerst sich auf die Sternkunde legten. Zugleich aber wurde den Lichtern am Himmel, welche mit den Feldarbeiten

I.

Unschuldsvolles Hirtenleben.

Cain gründet die erste Stadt.

Semiramis Unersättlichkeit und Muth, 1950 vor Christi Geburt.

in ſo naher Verbindung zu ſtehen ſchienen, eine fromme Verehrung geweiht, und man kam ſogar auf den Gedanken, der Königin der Geſtirne, der Sonne, ein Heiligthum ſo hoch als möglich zu erbauen, um das glänzende Geſtirn in der Nähe anzubeten. Es fehlte zwar an Bauſteinen, aber dieſen Mangel erſetzte ein reichlicher Vorrath von Thonerde, woraus man ſehr feſte Ziegel machte, die an der Sonne getrocknet und in Oefen gebrannt wurden. Das Erdharz, das am Euphrat und andern kleinen Flüſſen häufig quoll, brauchte man ſtatt eines Mörtels, um die Ziegel zu verbinden. Ihr wißt, wie dieſer ſtolze Bau, der ſogenannte Thurm von Babel, vereitelt ward, als er ſchon eine ziemliche Höhe erreicht hatte. Man ſah ein, daß es unmöglich war, bis zum Gott des Lichts hinauf zu bauen und ließ das Werk unvollendet liegen. Die Prieſter aber bezogen dieſen Tempel, wo ſie den Lauf der Geſtirne beobachteten, um den Ackerleuten nützliche Nachrichten für die Feldarbeiten geben zu können. Dieſe Beobachtungen gaben überdieß Gelegenheit zu andern wohlthätigen Erfindungen, welche man den Babyloniern verdankte. Sie fingen zuerſt an, den Tag in zwölf Doppelſtunden einzutheilen und erfanden die Sonnenuhren.

Einige Jahrhunderte waren den Bewohnern dieſes Landes unter fortgeſetztem Anbau der fruchtbaren Ebene und in dem ruhigen Genuſſe der reichen Gaben der Natur verfloſſen, als ein mächtiger Jäger, Nahmens Nimrod, an der Spitze eines kriegeriſchen Völkerſtammes aus Arabien hervorbrach und die friedlichen Ackerleute in Babylonien und andre benachbarte Hirtenſtämme ſeiner Herrſchaft unterwarf. So ward durch ihn ein mächtiges Reich gegründet, das ſich von dem perſiſchen Meerbuſen bis zu den Gebirgen von Armenien erſtreckte, und über zweihundert Jahre

unter Beherrschern von Nimrod's Stamme fortgedauert haben soll.

Schon zu Moseh's Zeiten, funfzehnhundert Jahre vor Christus, war Babylon wegen seines Kunstfleißes berühmt. Es wurden dort künstliche Teppiche und Leinwand gewebt, Stickereien und kostbare Gewänder verfertigt, und die wandernden Horden, welche auf ihren Kamehlen die Erzeugnisse des Kunstfleißes aus Babylon abhohlten, brachten dafür dem bequemen und üppigen Volke, das lieber ruhig daheim blieb, allerlei köstliche Waaren aus Arabien und Indien. Die Sitten des Volkes wurden durch diesen Verkehr zwar milder, aber es ward dabei auch durch seine gemächliche Lebensweise verwöhnt und versank in Weichlichkeit.

Neben Babylon bildete sich, jenseit des Tigris, schon früh ein anderes Reich, welches von dem Nomaden-Stamme Assur, der es stiftete,

Assyrien

genannt wurde. Aber die Bewohner dieses Landes, so fruchtbar auch der Boden ihrer neuen Niederlassung war, erreichten nicht den Grad der Ausbildung, der die Babylonier auszeichnete. Sie blieben eine herumstreifende kriegerische Horde, wie es noch jetzt die Bewohner dieser Gegend, die Kurden, sind. Schon zu Moseh's Zeiten waren sie wegen ihrer Kriegsthaten berühmt. Ninive war die Hauptstadt ihres Reiches, welche ungefähr tausend Jahre vor Christus als eine ungeheure aber sittenlose Stadt geschildert wird.

Die Geschichte des alten assyrischen Reichs ist sehr ungewiß und gründet sich nur auf die spätern Sagen, welche uns die Griechen aufbewahrt haben. Ninus, ein kriegerischer Fürst, so erzählen sie, sammelte die stärksten Jünglinge in seinem Lande und übte sie in den Waffen. Alsdann verband er sich mit einem mächtigen König von Arabien und beide zogen gegen das reiche Babylon, dessen weichliche

Bewohner sich dem Eroberer unterwerfen mußten. Gleiches Schicksal hatte ein großes Land, südwärts vom kaspischen Meere, Medien genannt, von dessen Geschichte wir bis dahin nichts wissen. Ninus ging in seinen Eroberungen weiter, und in siebzehn Jahren hatte er sich das ganze westliche Asien unterworfen. Nach der Rückkehr von seinen Siegeszügen erbaute er am Euphrat eine Stadt, die alle Städte an Größe übertraf, und nach seinem Nahmen Ninive genannt ward. Sie bildete ein längliches Viereck, hatte über 12 teutsche Meilen im Umfange, und ihre hundert Fuß hohen Mauern waren so breit, daß drei Wagen neben einander darauf fahren konnten.

Ninus rüstete sich nun gegen die östlich wohnenden Baktrier, ein kriegerisches Volk, das noch nicht bezwungen war. Mit einem ungeheuren Heere von mehr als 2 Millionen Kriegern und 10,000 Streitwagen, worauf bewaffnete Männer standen, fiel er in ihr Land. Die Baktrier wurden geschlagen, aber sie wehrten sich lange tapfer in ihrer festen Hauptstadt Baktra. Da kam Semiramis in das Lager des Königs, um ihren Gemahl, einen assyrischen Feldherrn, zu besuchen. Die Sage erzählt von dem Leben dieser berühmten Frau so viele wunderbare Dinge, daß man ihr nur einen göttlichen Ursprung beilegen konnte. Sie war, heißt es, die Tochter einer Göttin, welche das neugeborne Mädchen ausgesetzt hatte. Das Kind ward von Turteltauben, die es mit ihren Flügeln wärmten, wunderbar erhalten und ernährt, bis es endlich von einem Hirten gefunden ward, der es in seine Hütte trug und erzog. Hier wuchs Semiramis auf und nahm zu an Schönheit, aber mehr noch an Klugheit und Verstande. Menon fand sie in der Hirtenhülle, als er hingesandt war, um nach den Heerden des Königs zu sehn, und sie gefiel ihm so sehr, daß er sie zu seiner Gemahlin machte. Als Semiramis im assyrischen

Lager vor Baktra angekommen war, bemerkte sie sogleich, daß man sich nur damit aufhielt, die schwächsten Seiten der Stadt zu erstürmen, ohne gegen die Burg etwas zu wagen, wodurch die Belagerten verleitet wurden, die festern Stadttheile zu vernachlässigen, um die schwächern desto besser zu vertheidigen. Semiramis gesellte einige tapfre Krieger, die im Klettern geübt waren, zu sich, und erstieg mit ihnen mühsam die steilste Seite der Burg. Diese unerwartete Erscheinung verbreitete Schrecken unter den Belagerten, die sich von dieser Seite ganz sicher gehalten hatten, und die Bestürzung war so groß, daß die Stadt leicht erobert ward, als die Assyrer auf das Zeichen, das die kühne Frau ihnen von den Mauern der Burg gab, zum Sturme heran rückten.

Ninus erstaunte über die tapfre That, und Semiramis entzückte ihn so sehr, daß er ihren Mann bewog, sich von ihr zu trennen. Sie ward zur Königin erhoben und gebar ihrem neuen Gemahle einen Sohn, welcher Ninyas genannt wurde. Nach dem Tode des Königs sollte sie als Vormünderin ihres Sohnes herrschen, aber sie war zu ehrgeizig, als daß sie vom Throne hätte herabsteigen mögen, als der schwache Ninyas, der seinem tapfern Vater so wenig glich, erwachsen war. Besorgt, daß ihr kriegerisches Volk einem Weibe nicht gehorchen möchte, ersann sie eine List. Sie war ihrem Sohne an Wuchs, an Gesicht und an Stimme ähnlich, und das Volk wurde leicht getäuscht, als sie sich ihm in einer Tracht, die Arme, Füße, Brust und Haare verhüllte, statt des königlichen Jünglings zeigte, den sie unter den Weibern ihres Palastes verbarg, wo er unthätig viele Jahre zubrachte.

Semiramis errichtete auf dem Grabe ihres Gemahls einen hohen Berg, als sein Denkmahl, aber um seinen Ruhm auch durch prachtvolle Bauwerke zu verdunkeln, gründete sie eine neue Stadt, Babylon,

an beiden Ufern des Euphrat, die an Größe und Herrlichkeit das ungeheure Ninive übertreffen ſollte. In einem Jahre ward das Werk vollendet, denn die Königin, erzählt die Sage, hatte nicht weniger als zwei Millionen Bauleute.

Es war ſehr gewöhnlich im Alterthume, daß die gewaltigen Bauwerke aus der Vorzeit, und andre, für den Anbau des Landes wohlthätige, große Einrichtungen, die nach und nach im Laufe der Jahrhunderte entſtanden waren, von der ſpätern Sage irgend einem fabelhaften Helden zugeſchrieben wurden, wenn man den eigentlichen Urheber nicht anzugeben wußte. So geſchah es in Aegypten, ſo in Griechenland, ſo in Indien, und ſo machte die Sage auch die berühmte Heldin Semiramis zur Urheberin aller Wunder Babylons, die größtentheils das Werk der ſpätern Könige waren.

Ich will euch gleich hier etwas von den Herrlichkeiten der Stadt erzählen, wie ſie von dem reiſenden Griechen Herodot, ungefähr 480 Jahre vor Chriſtus, und von ſpätern Geſchichtſchreibern geſchildert werden. Babylon bildete, wie Ninive, ein Viereck, das gegen 13 teutſche Meilen im Umfange hatte. Die Mauern, 288 Fuß hoch, waren von Ziegeln, mit Erdharz verbunden, und ſo dick, daß ſechs Wagen darauf fahren konnten. An jeder Seite der Mauer waren 25 eherne Thore, und zwiſchen zwei Thoren erhoben ſich jedesmahl drei Thürme. Der Fluß war auf beiden Ufern mit hohen Mauern eingefaßt, welche ebenfalls, jeder Straße gegenüber, prächtige eherne Thore hatten, die nach dem Fluſſe hinunter führten. Um die Stadt ging ein Graben, und man kann denken, wie groß er ſeyn mußte, da der Thon zu den Ziegeln der ungeheuern Mauer daraus genommen war. Von einem Thore zum andern lief eine Straße, 130 Fuß breit und ungefähr drei

Meilen lang. Die beiden Stadttheile, welche der Euphrat trennte, waren durch eine prächtige steinerne Brücke verbunden, die mit Zedern, Cypressen und Palmbäumen belegt war. An beiden Enden der Brücke erbaute Semiramis prachtvolle feste Burgen, in welchen sie abwechselnd wohnte, um die Stadt zu übersehen, und ließ beide durch einen gewölbten Gang verbinden, der quer durch das Bett des Stromes lief. Der eine dieser Paläste, welcher auf der Abendseite stand, war besonders prächtig. Er war mit drei Mauern umschlossen, von welchen die äußerste anderthalb Meilen im Umfange hatte. Die zweite Mauer war mit Bildern von lebendigen Farben geziert, und durch Thürme vertheidigt. Auf der dritten inneren Mauer, die höher als die zweite war, und auf ihren Thürmen waren allerlei Thiere abgebildet, besonders eine Jagd wilder Thiere, wovon jedes vier Ellen hoch war, und mitten darunter sah man Semiramis selbst zu Pferde, wie sie einen Leoparden erlegte, und ihren Gemahl Ninus, der mit der Lanze gegen einen Löwen kämpfte.

In der Mitte der Stadt erhob sich der Tempel des Bel, oder des Sonnengottes. Es war ein hoher viereckiger Thurm, acht Stockwerke hoch, und es schien, als ob acht Thürme über einander stünden, weil rings umher bis zum Gipfel statt der Treppe eine schiefe Fläche hinauf lief. Das oberste Stockwerk enthielt den eigentlichen Tempel, worin aber keine Bildsäule war, sondern nur ein goldner Tisch und ein prächtiges goldenes Bett standen. In dem untern Raume des Thurmes war noch ein Tempel, worin das goldne Bild des Gottes Bel auf einem goldenen Thronesaß.

Die berühmten hängenden Gärten der Semiramis befanden sich auf den beiden Palästen an der Brücke. Es waren große Vierecke, die aus ein-

zelnen Abſätzen über einander beſtanden. Jeder Abſatz ruhte auf Gewölben, die mit glatten Steinen, mit Schichten von Rohr und Erdharz und zuletzt mit bleiernen Platten bedeckt waren. Darauf war Erde gelegt, ſo hoch, daß die Wurzeln der größten Bäume Tiefe genug hatten. Auf den oberſten Abſatz war Waſſer geleitet worden, um den ganzen Garten zu bewäſſern.

Nicht weniger bewundernswürdig war ein See, von Menſchenhänden gegraben, in der Nähe der Stadt. Er hatte 24 Meilen im Umfange und war 35 Fuß tief. Man hatte ihn zuerſt gegraben, als man den Fluß ableiten mußte, um Dämme an ſeinen Ufern zu bauen. Der See nahm das Waſſer des Euphrat auf, und das tiefer liegende Land konnte daraus gewäſſert werden, ſo oft es nöthig war.

Als Semiramis ihre Bauwerke vollendet hatte, ſtellte ſie ſich an die Spitze ihres Heeres und zog gegen die empörten Bewohner Mediens. Unterwegs legte ſie auf einem hohen Berge, und ſelbſt auf einem ſteilen Felſen, ſchöne Gärten und prächtige Gebäude an, wo ſie die umliegende Gegend und die Läger ihres Heeres überſehen konnte. Ueber einen andern ſteilen Berg, den ſie auf ihrem langſamen Zuge fand, bahnte ſie einen bequemen Weg, welcher die Straße der Semiramis genannt wurde. Auf ihrem Zuge durch das Reich erforſchte ſie zugleich die Gemüther des Volkes, und da ſie fand, daß man ihr geneigt war, ſo entdeckte ſie das Geheimniß, daß ſie des vorigen Königs Wittwe und nicht deſſen Sohn wäre. Das erſtaunte Volk begrüßte die Heldin als Königin und blieb ihr treu ergeben. Einſt aber, als ſie eben in ihrem Gemache ſaß (I. 3.) und ſich die Haare flechten ließ, erhielt ſie die Nachricht, daß ein gefährlicher Aufruhr ausgebrochen wäre. Sie eilte ſogleich mit fliegendem Haare unter den aufrühriſchen Haufen und gebot Ruhe. Alle gehorchten.

Späterhin setzte sie ihre Streifereien durch Asien fort bis nach Aegypten und überall ließ sie steile Berge abtragen, oder auch Berge aufführen, um ebenen Gegenden neue Reize zu geben. Das Andenken dieses Zuges ward durch ein Denkmahl in einem Berge nicht weit von Ekbatana, der Hauptstadt Mediens, verewigt. Ihr Glück machte sie kühner. Auch das mächtige Indien wollte sie ihrer Herrschaft unterwerfen. Sie erbaute 2000 Schiffe, welche, in einzelne Stücke zerlegt, auf Kamehlen an den Gränzfluß Indiens fortgeschafft werden sollten. Um aber auch den Elephanten, womit das Heer des indischen Königs reichlich versehen war, etwas entgegen zu setzen, fiel sie auf den abenteuerlichen Gedanken, künstliche Elephanten machen zu lassen. Die schwarzgrauen Häute von 30,000 Büffelachsen, erzählt die Sage, wurden zugerichtet, wie Elephanten ausgestopft, und Kamehle darein versteckt, die von Männern geführt werden sollten. Die Leute, welche mit dieser Arbeit beschäftigt waren, wurden mit einer hohen Mauer umschlossen und durften nicht ausgehen, damit das Geheimniß dem Feinde nicht verrathen werden möchte. In drei Jahren war sie mit ihren Rüstungen fertig und nun begann sie mit einem ungeheuern Heere ihren Zug. Der König von Indien hatte sich nicht weniger furchtbar gerüstet. Als Semiramis an dem Indus angekommen war, sah sie die feindliche Seemacht in Schlachtordnung. Sie ließ ihre Schiffe in den Fluß und schlug die Indier in einem hartnäckigen Kampfe. Der König von Indien zog sich zurück, um sie zu locken. Semiramis folgte ihm sogleich mit ihrem ganzen Heere über den Strom, und mit ihren Elephanten an der Spitze zog sie den Feinden nach. Die indischen Feldwachen hielten die Elephanten der assyrischen Königin für wahre und machten fürchterliche Beschreibungen davon unter ihren Kriegsgefährten. Niemand konnte begreifen, wie die Assyrer zu einer solchen Schaar

von Elephanten gekommen waren, da es in ihrem Lande und in der Nachbarschaft solche Thiere nicht gab. Aber ihre Bestürzung wurde bald gehoben, als einige Kriegsleute aus dem assyrischen Heere zu dem Feinde übergingen und den Betrug verriethen. Die Schlacht begann. Die Pferde der indischen Reiter und der Streitwagen rückten wüthend gegen die nachgemachten Elephanten an, aber der widrige Geruch der Ochsenhäute machte sie scheu und sie geriethen in Unordnung. In diesem Augenblicke, als Semiramis mit einem Haufen erlesener Reiterei sich unter die Feinde stürzte, wagte der König von Indien einen heftigen Angriff mit dem Fußvolke. Die Assyrer erlitten eine große Niederlage. Das ganze Heer floh, und Semiramis selbst entrann auf ihrem schnellen Pferde kaum der Gefahr. Nicht den dritten Theil ihrer Kriegsmacht brachte sie in ihr Reich zurück. Bald nach dem unglücklichen Kriegszuge, der ihren Heldenruhm verdunkelte, brach eine Verschwörung gegen ihr Leben aus, wozu ihr Sohn Ninyas einen Hofbedienten gereizt hatte. Semiramis entdeckte den Anschlag, aber sie erinnerte sich einer Weissagung, die ihr einst verkündigt hatte, daß sie aus der Welt verschwinden sollte, sobald ihr Sohn ihr nach dem Leben trachten würde. Sie sah, daß der geweissagete Augenblick gekommen war; sie verzieh den Verschworenen, übergab ihrem Sohne die Herrschaft, und ermahnte das Volk, ihm als Könige zu gehorchen. Darauf verschwand sie in Gestalt einer Taube, mit einer Schaar von andern Tauben, die sich eben auf das Dach der königlichen Burg gesetzt hatten. So ließ die fabelnde Sage sie wunderbar aus der Welt scheiden, wie sie wunderbar hinein gekommen war.

Ihr Sohn Ninyas war ein Weichling, der in träger Ruhe das reiche Erbe seiner Aeltern genoß.

Um seinen Thron zu sichern, sammelte er um seine Hauptstadt ein großes Heer, das jährlich seine Krieger wechselte, und unter einem Anführer von bewährter Treue stand. Seine Nachfolger ahmten dieses Beispiel nach. Alle aber übertraf an Trägheit und Ueppigkeit Sardanapal, der die Sorge für das Reich seinen Dienern überließ, sich sogar in Frauenkleider verhüllte und mit seinen Weibern spielte und spann. Arbaces, einer seiner Feldherren, sah einst den König in dieser Gestalt und faßte eine solche Verachtung gegen ihn, daß er beschloß, dem elenden Fürsten nicht länger zu gehorchen. Er stiftete unter dem Heere eine Verschwörung gegen Sardanapal, und als dieser sich von allen Seiten bedrängt sah, als der ausgetretene Tigris die Mauern der belagerten Hauptstadt unterwühlte und einen großen Theil derselben fortriß, da verbrannte er sich mit seinen Weibern und seinen Kostbarkeiten auf einem Scheiterhaufen in dem Innern seines Palastes, um nicht in die Gewalt der Sieger zu fallen.

Das assyrische Reich zerfiel nun, 820 Jahre vor Christus, in einzelne Staaten, welche die Statthalter an sich rissen. Erst lange nachher bildeten sich aus den Trümmern Assyriens wieder drei neue mächtige Reiche, die man Neu-Assyrien, Neu-Babylon und Medien nennt.

Die Beherrscher von Neu-Assyrien richteten ihre erobernden Waffen besonders gegen das Land der Hebräer und gegen Aegypten. Berühmt sind unter ihnen Tiglat-Pilesar, der Israel demüthigte, Salmanassar, der dieses Reich völlig zerstörte und das Volk, als Anbauer, nach Assyrien wegführen ließ, Sanherib, der mit einem furchtbaren Heere gegen Aegypten zog und das Reich Juda bedrohte, als durch eine heftige Pest, die im Lager ausbrach, der größte Theil seiner Kriegsvölker umkam.

Neu-Babylon ward von einigen Königen be-

herrſcht, von welchen die Geſchichte wenig zu erzählen weiß, bis es von Sanheribs Nachfolger, Eſarhadon, mit dem aſſyriſchen Reiche vereinigt wurde.

Medien hatte ſich indeß zu neuer Macht erhoben und war 620 Jahre vor Chriſtus ſo ſtark, daß Kyaxares auch Aſſyrien bezwang und ſeinem Sohne Aſtyages ein großes Reich hinterließ.

Der Statthalter von Babylon, Nabopolaſſar, der dem Könige der Meder bei der Unternehmung gegen Aſſyrien beigeſtanden hatte, erhielt als Beute den Staat von Babylon, wo ſeine Landsleute, die Chaldäer, ſich niederließen. Dieſe neuen Einwanderer, ein kriegeriſches Nomadenvolk aus dem nördlichen Aſien, verbreiteten neues Leben am Euphrat, und Babylon war blühend und mächtig durch weit verbreiteten Handel. Unter Nabopolaſſar's Nachkommen war der berühmteſte ſein Sohn, Nebukadnezar, der das Königreich Juda bezwang, die mächtige phöniziſche Stadt Tyrus, den Hauptſitz des Welthandels zerſtörte, und Aegypten als Eroberer durchzog. Durch die Hände der beſiegten, und an dem Euphrat verpflanzten, Völker verſchönerte er Babylon, und die Wunder dieſer Stadt waren größtentheils ſein Werk. Aber ſchon drei und zwanzig Jahre nach ſeinem Tode fiel das Reich mit der feſten Königsſtadt in die Gewalt des perſiſchen Eroberers Cyrus oder eigentlich Kyrus. Der Euphrat ward von dem Ueberwinder abgeleitet und erhielt nie wieder ſeine alte Richtung. Das umliegende Land ward wieder ein Sumpf, wie vordem, ehe der Fleiß der alten Bewohner es gegen die Verheerungen des Stroms geſchützt hatte. Jetzt ſtreitet man über den Ort, wo einſt das prächtige Babylon gelegen habe.

Um seinen Thron zu sichern, sammelte er um seine Hauptstadt ein großes Heer, das jährlich seine Krieger wechselte, und unter einem Anführer von bewährter Treue stand. Seine Nachfolger ahmten dieses Beispiel nach. Alle aber übertraf an Trägheit und Ueppigkeit Sardanapal, der die Sorge für das Reich seinen Dienern überließ, sich sogar in Frauenkleider verhüllte und mit seinen Weibern spielte und spann. Arbaces, einer seiner Feldherren, sah einst den König in dieser Gestalt und faßte eine solche Verachtung gegen ihn, daß er beschloß, dem elenden Fürsten nicht länger zu gehorchen. Er stiftete unter dem Heere eine Verschwörung gegen Sardanapal, und als dieser sich von allen Seiten bedrängt sah, als der ausgetretene Tigris die Mauern der belagerten Hauptstadt unterwühlte und einen großen Theil derselben fortriß, da verbrannte er sich mit seinen Weibern und seinen Kostbarkeiten auf einem Scheiterhaufen in dem Innern seines Palastes, um nicht in die Gewalt der Sieger zu fallen.

Das assyrische Reich zerfiel nun, 820 Jahre vor Christus, in einzelne Staaten, welche die Statthalter an sich rissen. Erst lange nachher bildeten sich aus den Trümmern Assyriens wieder drei neue mächtige Reiche, die man Neu-Assyrien, Neu-Babylon und Medien nennt.

Die Beherrscher von Neu-Assyrien richteten ihre erobernden Waffen besonders gegen das Land der Hebräer und gegen Aegypten. Berühmt sind unter ihnen Tiglat-Pilesar, der Israel demüthigte, Salmanassar, der dieses Reich völlig zerstörte und das Volk, als Anbauer, nach Assyrien wegführen ließ, Sanherib, der mit einem furchtbaren Heere gegen Aegypten zog und das Reich Juda bedrohte, als durch eine heftige Pest, die im Lager ausbrach, der größte Theil seiner Kriegsvölker umkam.

Neu-Babylon ward von einigen Königen be-

herrscht, von welchen die Geschichte wenig zu erzählen weiß, bis es von Sanheribs Nachfolger, Esarhaddon, mit dem assyrischen Reiche vereinigt wurde.

Medien hatte sich indeß zu neuer Macht erhoben und war 620 Jahre vor Christus so stark, daß Kyaxares auch Assyrien bezwang und seinem Sohne Astyages ein großes Reich hinterließ.

Der Statthalter von Babylon, Nabopolassar, der dem Könige der Meder bei der Unternehmung gegen Assyrien beigestanden hatte, erhielt als Beute den Staat von Babylon, wo seine Landsleute, die Chaldäer, sich niederließen. Diese neuen Einwanderer, ein kriegerisches Nomadenvolk aus dem nördlichen Asien, verbreiteten neues Leben am Euphrat, und Babylon war blühend und mächtig durch weit verbreiteten Handel. Unter Nabopolassar's Nachkommen war der berühmteste sein Sohn, Nebukadnezar, der das Königreich Juda bezwang, die mächtige phönizische Stadt Tyrus, den Hauptsitz des Welthandels zerstörte, und Aegypten als Eroberer durchzog. Durch die Hände der besiegten, und an den Euphrat verpflanzten, Völker verschönerte er Babylon, und die Wunder dieser Stadt waren größtentheils sein Werk. Aber schon drei und zwanzig Jahre nach seinem Tode fiel das Reich mit der festen Königsstadt in die Gewalt des persischen Eroberers Cyrus oder eigentlich Kyrus. Der Euphrat ward von dem Ueberwinder abgeleitet und erhielt nie wieder seine alte Richtung. Das umliegende Land ward wieder ein Sumpf, wie vordem, ehe der Fleiß der alten Bewohner es gegen die Verheerungen des Stroms geschützt hatte. Jetzt streitet man über den Ort, wo einst das prächtige Babylon gelegen habe.

Am mittelländischen Meere, an der Gränze des Landes der Hebräer, lag ein Ländchen, ungefähr halb so groß als Holland. Dieses bergige Küstenland, 25 Meilen lang und etwa 4 Meilen breit, war mit blühenden Städten, mit Flecken und Dörfern und mit Menschen angefüllt. Was dieses arme Land, das nur wenig Getreide hervorbrachte, seinen Bewohnern nicht geben konnte, hohlten sie auf ihren Handelsreisen aus den benachbarten reichen Kornländern, aus Syrien, Palästina und Aegypten. Hier wohnten

die Phönizier,

das berühmteste Handelsvolk der alten Welt. Sie lebten ursprünglich als Seeräuber am arabischen oder persischen Meerbusen, bis sie sich endlich auf der schönen Küste niederließen, die für ihr Gewerbe so vortrefflich gelegen war, wo sie zuerst die Stadt Sidon erbauten. Aus den kühnen Räubern wurden nach und nach friedliche Seefahrer, unternehmende Kaufleute, ein gebildetes Volk, das wieder Bildung zu andern Völkern brachte.

Phönizien war nie der Herrschaft eines einzigen inländischen Königs unterworfen. Es bestand seit den ältesten Zeiten aus einzelnen Städten, welche mit ihren Gebietern von erblichen Fürsten oder Oberhäuptern beherrscht wurden. In diesen kleinen Staaten entstanden häufig Unruhen. Die unzufriedenen Einwohner wanderten aus, um sich in andern Gegenden des Landes niederzulassen, und so wurden nach und nach die ganze Küste und die benachbarten Inseln angebaut. Das ganze Land glich zuletzt einem einzigen langen Orte, der nur durch Gärten und Landgüter unterbrochen war und in sechs bis acht Stadtgebiete eingetheilt wurde.

Sidon, schon zu Jakobs Zeiten, (1800 Jahre vor Christus) ein reicher Handelsplatz, und Tyrus,

4

Phönitier erfinden die Schreibekunst. 1002 v. C. G.

5

Phönitische Schiffarth.

6

Moses giebt den Juden Gesetze. 1640. v. C. G.

das seit Davids Zeiten (1050 Jahre vor Christus) sich erhob, waren die mächtigsten dieser Städte. Die übrigen standen mit ihnen in Bündniß, besonders wenn äußere Gefahren drohten. In ihren Städten, Flecken und Dörfern spannen sie Wolle, webten kostbare Zeuge, und verfertigten allerlei Kunstarbeiten. Sidon war berühmt wegen seiner Glasarbeiten und in Tyrus ward der köstlichste Purpur bereitet.

Von diesen beiden Waaren, womit die Phönizier schon zu Moseh's Zeit, 1500 Jahre vor Christus, einen einträglichen Alleinhandel trieben, müssen wir etwas mehr sagen. Das Glas, welches im Alterthume dem Golde gleich geachtet wurde, war eine Erfindung der Phönizier. Ein glücklicher Zufall hatte darauf geführt. Phönizische Kaufleute landeten am Ufer eines Flusses, wo feiner Kiessand lag. Als sie sich ihr Essen bereiten wollten, hohlten sie von ihrem Schiffe einige Stücke Salpeter, um ihre Kessel darauf zu stellen, weil sie keine großen Steine finden konnten. Der Salpeter schmolz im Feuer, die flüssig gewordene Masse vermischte sich mit dem Sande und der Asche, und als das Feuer erloschen war, verhärtete sich die Flüssigkeit zu einem durchsichtigen Steine. Lange behielten die Phönizier die Kunst des Glasmachens für sich allein, weil sie durch das schlaue Vorgeben, daß nur der Sand ihres Flusses Belus dazu tauglich wäre, Andre abhielten, die köstliche Waare nachzumachen. — Unter Purpur verstand man nicht eine besondere Farbe, sondern eine eigene Art von Zeugfärberei, wozu man sich des Saftes gewisser Seemuscheln, der Purpurschnecken, bediente, die man überall im mittelländischen Meere fand. Es gab mehre unterschiedene Farben dieser Art, aber am berühmtesten waren der hochrothe und der violette Purpur, die nirgend so vortrefflich, als in Tyrus verfertigt wurden. Der Sage nach ward die Kunst der Purpurfärbe-

rei eben so zufällig, wie das Glasmachen erfunden. Ein hungriger Schäferhund zerbiß am Seeufer die Muschel einer Meerschnecke und färbte sich mit den aus dem Thiere fließenden Safte das Maul. Dieses gab Veranlassung, solche Muscheln aufzusuchen und Versuche zum Färben damit zu machen. Schon zu Mose's Zeiten war der tyrische Purpur eine köstliche Waare.

Die Phönizier fuhren mit ihren überall begehrten Waaren von Küste zu Küste, von einem Meere zum andern und tauschten dafür die Reichthümer anderer, selbst der entferntesten, Erdtheile ein. (II, 5.) Bis auf diese Zeit war aller Handelsverkehr nur Tauschhandel gewesen; der Eine gab dem Andern irgend etwas, ein Erzeugniß seines Bodens oder seiner fleißigen Hände, um sich ein Bedürfniß zu verschaffen, das ihm fehlte; der Ackerbauer gab dem Hirten Getreide für Vieh, der fleißige Weber dem Landmann Zeuge und Kunstarbeiten für Korn. Die Phönizier aber erleichterten den Handel dadurch, daß sie die edeln Metalle, Gold und Silber, zu einem allgemeinen Maßstabe machten, um den Werth aller übrigen verkäuflichen Dinge darnach zu schätzen. Dieß war der erste Schritt zur Erfindung des Geldes und der Münzen. Der Kaufmann theilte Gold und Silber in einzelne Stücke, worauf er Zeichen setzte, die das Gewicht jedes Stückes angaben, und damit bezahlte er seine Waaren. In den ältesten Zeiten wurde daher das Geld nicht gezählt, sondern gewogen.

Das Holz zu den Schiffen, womit die Phönizier die Meere befuhren, gaben die dichten Wälder des Libanon. In Asien schifften sie bis zum schwarzen Meere, und durch ihre Ansiedlungen am persischen Meerbusen kamen sie zu Indiens Schätzen. In Afrika kreuzten ihre Schiffe an der Nordküste und selbst an der westlichen Küste, wo sie von den Eingeborenen

Goldsand eintauschten; und wahrscheinlich ward dieser Erdtheil von phönizischen Schiffern, die vom arabischen Meerbusen aus fuhren und nach drei Jahren im mittelländischen Meere wieder landeten, 600 Jahre vor Christus, zuerst umschifft. In Europa kamen sie bis zum südlichen Spanien, woher sie Silber und andre Metalle hohlten, nach der westlichen Küste von England, wo sie Zinn fanden, und selbst bis in die Ostsee, an deren Küsten sie den Bernstein suchten.

Zur Erleichterung und Beförderung dieses Handels halfen ihnen die zahlreichen Ansiedlungen, welche schon sehr früh überall an entfernten Küsten von gewinnsüchtigen phönizischen Abenteurern, oder von unzufriedenen Auswanderern, angelegt wurden.

Unter diesen phönizischen Ansiedlungen (IV, 10.) ward in spätern Zeiten keine so berühmt, als Karthago, auf der Nordküste von Afrika, in der Gegend, wo jetzt Tunis liegt. Dido, auch Elisa genannt, flüchtete aus Tyrus, als ihr Bruder Pygmalion, König von Tyrus, ihren Gemahl ermordet hatte. Die junge Fürstinn überlistete ihn, schiffte sich ein mit allen ihren Schätzen, nach welchen der Mörder trachtete, und kam glücklich an die Küste von Afrika, wo sie einen Strich Landes von den Eingebornen erkaufte, um eine neue Stadt zu gründen. Karthago, 888 Jahre vor Christus erbaut, blühte bald auf und ward so mächtig durch Handel, daß ein benachbarter Fürst, Nahmens Jarbas, Lust bekam, die reiche Stadt sich zu unterwerfen. Er ließ der Königinn von Karthago durch ihre Gesandten vorschlagen, sich mit ihm zu vermählen, und drohte mit einem Kriege, wenn der Vorschlag nicht angenommen werden sollte. Die Gesandten meldeten der Königinn zuerst, daß Jarbas eine Karthagerinn begehrte, um seine Afrikaner gesittet zu machen; aber sie meinten, es würde

sich keine finden, die unter dem wilden Volke leben möchte. Als nun Dido unwillig antwortete, daß keine Karthagerinn sich weigern müßte, auf solche Weise dem Vaterlande nützlich zu werden, gestand man ihr, was Jarbas verlangte. Die Königinn sah sich nun durch ihre eigenen Worte gefangen, es blieb ihr keine andre Wahl, als entweder sich selber, oder ihr Volk unglücklich zu machen, und in der Verzweiflung nahm sie sich das Leben.

Die Phönizier blieben ungestört in ihrem Handel und im Besitze der Schätze, welche sie aus der ganzen Welt zusammen hohlten, bis der assyrische Eroberer Salmanassar, ungefähr 700 Jahre vor Christus, die reiche Küste angriff, um sie auszuplündern. Alle Städte unterwarfen sich, Tyrus allein trotzte der Macht des Eroberers. Nebukadnezar aber bezwang, 570 Jahre vor Christus, die stolze Stadt, nachdem er sie dreizehn Jahre lang belagert hatte. Um ihre Freiheit zu retten, flohen die Bewohner auf eine nahe Insel, wo sie eine neue schönere Stadt, Neu-Tyrus, erbauten. Als sich zweihundert Jahre später alle Städte Phöniziens dem macedonischen Eroberer Alexander unterwarfen, vertheidigte auch wieder Tyrus seine Freiheit mit ruhmvoller Tapferkeit. Erst als der Eroberer die Meerenge, welche die Inselstadt vom festen Lande trennte, mit Steinen und Holz ausgefüllt hatte, konnte er die muthigen Städter nach einer Belagerung von sieben Monaten bezwingen. Zweitausend der edelsten Bürger wurden an's Kreuz geschlagen, 30,000 als Sklaven verkauft und die Stadt ward der Erde gleich gemacht. Zwar erhob sich Tyrus wieder aus seinen Trümmern, aber es ward nie wieder eine Handelsstadt, da sich der Handel nun von der phönizischen Küste nach Alexandrien in Aegypten zog.

Wir haben schon mehrmahl die Nachbarn der Phönizier,

die Hebräer,

genannt, und überblicken nun ihre Geschäfte bis zu der Zeit, wo das Volk von den Assyrern und Babyloniern bezwungen ward. Sie bewohnten ein fruchtbares, reich bevölkertes Land, das wir Kanaan, oder mit den Griechen und Römern Palästina nennen. Dieses Land war nicht ganz so groß als die Insel Sicilien. Auf beiden Seiten des Jordan, der es durchströmt, läuft eine große Ebene, eine kleinere zieht sich vom Berge Karmel, längs der Küste, nach Aegypten. So lange die fleißigen Hebräer das Land bewohnten, hatte es Ueberfluß an Vieh, an Weizen, Gerste, Wein, Oehlbäumen, Feigen, Honig, Eisen und Kupfer.

Ihr kennt die Schicksale dieses Volkes aus den Geschichten der Bibel *), daher wollen wir hier nur eine kurze Uebersicht davon geben.

Palästina war von den Philistern, einem kriegerischen und arbeitsamen Volke von ägyptischer Abkunft, und von den Kananitern, die vom arabischen Meere herstammten, bewohnt, als Abraham, das Haupt eines wandernden Hirtenstammes, aus dem Lande der Chaldäer in Ober-Asien, mit seinen Heerden in das Land einzog. Er nahm Besitz von den Weiden, die noch frei waren, und hier zogen auch seine Nachkommen als Nomaden umher. Isaak war sein einziger Erbe. Dieser hatte zwei Söhne, Esau und Jakob, welche das väterliche Vermögen unter sich theilten; da aber ihre beiden Heerden zusammen

*) Die z. B. Schmiedtgen gut erzählt in einem Buche, das in Leipzig bei Hinrichs herausgekommen ist. Sehr empfehlungswerth sind auch Schlossers Geschichten der Bibel, in zwei Bänden.

noch sehr zahlreich waren, so trennten sie sich. Esau wandte sich nach Arabien, und ward der Stammvater eines Volkes, das sich Edomiter nannte, Jakob aber blieb mit seinen Heerden in Kanaan, wo er neben der Viehzucht zugleich Ackerbau trieb.

Ihr kennt, meine jungen Freunde, die schöne Geschichte Joseph's, des Sohnes Jakobs; ihr wißt, wie der Groll seiner Brüder gegen ihn Gelegenheit gab, daß er als Sklave nach Aegypten kam, wo der König des Landes den verständigen Jüngling zu seinem ersten Rathgeber erhob. Eine Theurung im Lande Kanaan nöthigte endlich Jakobs Söhne, nach Aegypten zu reisen, um Korn einzukaufen. Joseph erkannte seine Brüder und ließ nun seinen alten Vater mit der ganzen Familie, zusammen 70 Männer, nach Aegypten kommen, wo er ihnen einen Landstrich, Nahmens Gosen, der zur Viehweide sehr bequem war, zum Wohnplatze einräumte.

Hier lebten Jakobs Nachkommen, als ein Nomadenvolk, unter der Oberherrschaft der ägyptischen Könige. Sie waren in mehre Stämme getheilt, von welchen jeder seine Herkunft von einem der Söhne Jakobs ableitete. Ihr Aufenthalt in Aegypten dauerte ungefähr dreihundert Jahre und in dieser Zeit hatten sie sich so sehr vermehrt, daß unter ihnen 600,000 Männer von 20 bis 60 Jahren gezählt wurden. Aber ihr glücklicher Zustand hatte nun ein Ende, denn der König, welcher über Aegypten herrschte, legte den Hebräern so schwere Arbeiten bei der Errichtung öffentlicher Gebäude auf, daß sie bald unter der harten Bedrückung erlagen.

Als ihre Leiden auf's höchste gestiegen waren, stand zu ihrer Erlösung ein tapferer und kluger Mann unter ihrem Volke auf — Moseh. Ihr wißt, wie er, ungeachtet des grausamen königlichen Befehls, alle neugebornen Hebräerknaben zu tödten, wunderbar erhalten und dann am Hofe des Königs selbst erzogen ward;

wie er, ſchon im vierzigſten Jahre, entfliehen mußte, weil er im Zorne einen Aegypter erſchlagen hatte, der einen Hebräer mißhandelte. Nach einer langen Reihe von Jahren kehrte er nach Aegypten zurück, um ſein Volk aus der Sklaverei zu befreien. Dieß gelang ihm, nachdem er alle Hinderniſſe beſiegt hatte, die der ägyptiſche König ihm in den Weg legte, und glücklich führte er die Hebräer aus ihren bisherigen Wohnſitzen, um ſie wieder in das Land ihrer Väter zu bringen.

Kanaan war während der langen Abweſenheit der Hebräer von andern Volksſtämmen beſetzt worden, welche das Land angebaut und mit Städten und Dörfern bedeckt hatten. Moſeh ſah voraus, daß ſich dieſe neuen Bewohner des Landes nicht anders als mit Gewalt würden vertreiben laſſen; die Hebräer aber waren ein friedliches Hirtenvolk, des Krieges nicht kundig, und durch den in Aegypten erlittenen Druck hatten ſie den Muth verloren. Das Volk mußte erſt kriegeriſch werden, es mußte an eine härtere Lebensweiſe ſich gewöhnen, es mußte einer ſtrengern Zucht und neuen Geſetzen ſich unterwerfen lernen, ehe es den Kampf mit den Bewohnern Kanaans beſtehen konnte. Moſeh beſchloß daher, mit ſeinen Hebräern lange Zeit in der arabiſchen Wüſte herumzuwandern und ſie dann erſt zur Eroberung des Landes ihrer Väter anzuführen.

Als er nun auch den letzten feindſeligen Verſuch des ägyptiſchen Königs, der dem ausziehenden Volke mit einem großen Heere nacheilte, vereitelt hatte, fing er an, ſein großes Werk auszuführen. Die Hebräer waren dem Lande Kanaan ſehr nahe, als ſie glücklich durch das rothe Meer gekommen waren; aber dennoch zogen ſie vierzig Jahre als ein wanderndes Hirtenvolk, als Nomaden, durch Arabien umher. Sie zogen durch die Wüſte, ſagt die alte Erzählung, aber wir dürfen uns dabei nicht eine Einöde, eine wilde unwirthbare Gegend denken. So wie noch jetzt Hirtenvölker

mit ihren Heerden durch die Steppen, oder unangebauten Gegenden, Asiens ziehen, ohne andere Wohnungen zu haben, als die leichten Zelte, welche sie beim weitern Fortrücken auf ihre Thiere laden und mitnehmen, so lebten damahl auch die Hebräer. Arabien war ihr Weideland.

Während dieser langen Wanderung starben die meisten von denjenigen, die aus Aegypten gezogen waren, und das junge Geschlecht ihrer Nachkommen wuchs heran, die sich leichter an eine neue Lebensweise und an bessere Ordnung gewöhnten. Mosch gab in dieser Zeit, als er am Berge Sinai angekommen war, seinem Volke neue Gesetze (II, 6.) und suchte es für den veränderten Zustand, worein es in dem alten Stammlande versetzt werden sollte, zu erziehen. Er nahm dabei die Verfassung und die Einrichtungen Aegyptens, womit er genau bekannt war, zum Muster. Ackerbau, aber nicht bloß Anbau des Feldes, sondern auch der Gärten, der Weinberge und Oehlbäume, sollte die Hauptbeschäftigung seines Volkes sein, und nur auf den freien Weiden der, an Kanaan gränzenden, unangebauten Landstriche sollte auch Viehzucht getrieben werden.

Jeder der zwölf Stämme, worein die Hebräer schon früher getheilt waren, hatte sein eigenes Oberhaupt, seinen besonderen Stammfürsten, machte für sich eine Art von Staat aus und konnte nach Gefallen Krieg führen. In jeder Familie war der Aelteste das Oberhaupt; alle Stämme aber bildeten zusammen einen Bundesstaat. Diese Stämme waren unter einander gleich, nur die Glieder des Stammes Levi, die Leviten, genossen eine Auszeichnung vor den Uebrigen. Sie mußten sich mit den gottesdienstlichen Feierlichkeiten beschäftigen, die Gesetze abschreiben und erklären; sie waren Gelehrte, welche durch ihre Herkunft verpflichtet waren, sich den Wissenschaften zu widmen und jedem ihrer Mitbürger mit ihren Kenntnissen zu dienen, wofür sie reichliche Ein-

künfte genossen. Wie die Priester in Aegypten, waren sie zugleich Richter, welche bei Rechtsstreitigkeiten den letzten Ausspruch thaten. Das Oberhaupt der Priester war der Hoheprieſter. Der erste Oberpriester war Aaron, Moseh's Bruder.

Der weise Gesetzgeber war vorzüglich darauf bedacht, die Verehrung eines einzigen Gottes unter seinem Volke einzuführen, und die Vielgötterei, welche unter den benachbarten Völkern herrschte, zu verbannen. Um aber diese reine Gottesverehrung zu erhalten und die Hebräer vor bösem Beispiele zu bewahren, verbot Moseh ihnen, sich mit fremden Völkern zu verbinden. Der Gottesdienst der Hebräer, den Moseh einrichtete, bestand aus vielen Opfern, und andern Gebräuchen, die bloß von den Priestern an einem bestimmten Orte verrichtet wurden. Dieser war die sogenannte Stiftshütte, das Versammlungszelt, wo die Glieder aller Stämme die Gottheit verehrten.

Moseh selbst kam nicht nach Kanaan; er ging aus der Welt, als die Zeit gekommen war, wo sein Volk zum Besitze des verheißenen Landes gelangen sollte. Der Zögling und Freund dieses großen Mannes war Josua, der ihm als Anführer des Volkes folgte. Unter ihm zogen die Hebräer in Kanaan ein und überwanden die meisten fremden Völker, welche das Land bewohnten. Moseh hatte den Jordan zur Gränze des neuen Staats der Hebräer bestimmt; aber gegen seinen Wunsch ließen sich dritthalb Stämme jenseits dieses Flusses nieder und setzten ihr bisheriges Wanderleben als Hirten fort. Die übrigen ließen sich in Städten und Dörfern nieder und ergaben sich dem Landbau.

In den ersten Zeiten bildeten die Hebräer, nach der Zahl der Stämme des Volkes, zwölf Freistaaten. Der Krieg mit den feindlichen Nachbarn ward eine Zeitlang ohne Kraft fortgesetzt und endlich ganz aufgegeben. Mit dem kriegerischen Geiste des Volkes aber verschwand

die Kraft, seine Freiheit zu behaupten. Die Nachbarn standen nun desto furchtbarer auf, und besiegten die weichlich gewordenen Hebräer. Von Zeit zu Zeit aber erhoben sich unter solchen Gefahren des Vaterlandes tapfere Männer, und befreiten ihr Volk. Zuweilen wurden sie nur von einem Stamme als Anführer erkannt; zuweilen unterwarfen sich alle Stämme ihren Befehlen. Man nennt diese Helden gewöhnlich Richter. Die berühmtesten unter ihnen waren Othniel, Ehud, Barak, Gideon, der die Hebräer vom Joch der Midianiter befreite, und Jephtha. Simson war berühmt durch seine Tapferkeit und Stärke. Auch eine Heldin, Debora, trat auf, als die Männer den Muth verloren hatten. Die höchste Gewalt blieb jedoch fortdauernd in den Händen der Priester. Die Hebräer wurden endlich mit dieser Herrschaft unzufrieden: sie fürchteten, die Priestergewalt werde ihre Freiheit unterdrükken, und da zugleich einer ihrer kriegerischen Nachbarn sie bedrohte, so verlangten sie einen König, welcher mit größerem Ansehn umgeben, die Streitkräfte des Landes gegen ihre Feinde brauchen könnte.

Saul war der erste König, der mehre glückliche Kriege führte. Ein größerer Fürst aber war David, ein Hirt aus dem Stamm Juda. Anfangs erkannte ihn nur dieser Stamm als König und die übrigen Stämme gehorchten Saul's Sohne, Isboseth. Als dieser aber nach kurzer Herrschaft von treulosen Dienern war ermordet worden, unterwarfen sich endlich auch die übrigen Stämme. Der Sitz des neuen Königs war die feste Stadt Jerusalem, welche David den Jebusitern entriß. Auf dem Berge Zion, der auf der südwestlichen Seite der Stadt aus einem tiefen Thale empor steigt *), erbaute er eine Burg, die er Davidsstadt

*) Eine Beschreibung des jetzigen Jerusalem findet man in Chateaubriands Reise von Paris nach Jerusalem. — Aus d. Franz.

nannte, und brachte die Heiligthümer, welche die Bundeslade enthielt, auf den Berg Moria. Er bezwang die Philister, und andere kriegerische Nachbarn, mit welchen die Hebräer lange gekämpft hatten, und auch in dem letzten gefährlichen Kriege, worein die meisten Völker Vorder-Asiens verwickelt wurden, blieb er Sieger. Außer dem israelitischen Reiche, das sich bis in das Gebirge Libanon erstreckte, besaß er nun den größten Theil von Syrien, die arabischen Steppenländer bis an den Euphrat, und Mesopotamiens Fürsten waren ihm unterthänig. Ein mächtiges Heer schützte sein Reich und seine Eroberungen. Salomo, Davids Sohn, nützte seines Vaters Siege, und die großen Schätze, welche jener ihm hinterließ. Er hatte von allen Seiten Friede, und das Volk lebte unter seiner Herrschaft in glücklicher Ruhe. Seine erste Angelegenheit war die Erbauung eines prächtigen Tempels auf dem Berge Moria, wozu David schon alle Vorbereitungen gemacht hatte. Nach sieben Jahren war dieses herrliche Denkmahl vollendet. Das Tempelgebäude nahm auf dem abgeplatteten Gipfel des Berges ein Viereck ein, das 3400 Ellen im Umfang hatte. In der Mitte erhob sich das Tempelhaus, um welches zwei Vorhöfe liefen; der innere Vorhof für die Priester und der äußere große Vorhof. Salomo hinterließ noch andre Denkmähler seiner Prachtliebe und legte mehre Städte an, besonders Thadmor, oder Palmyra in der Wüste, und Baalbek. Er unterhielt große Handelsverbindungen, wovon aber die Phönizier den meisten Gewinn zogen. Salomo's Prachtliebe und Ueppigkeit verzehrte bald Davids Schätze und selbst was der Handel eintrug, war nicht hinlänglich für des Königs Aufwand. Das Volk wurde durch Auflagen gedrückt, es entstanden Unruhen, und das Ende

---

übersetzt von Müller und Lindau, Leipzig bei Hinrichs, 2te Aufl. 1814. 3 Bde. — wo sich auch ein Plan der Stadt findet.

der anfangs so glücklichen Regierung Salomo's ward getrübt.

Davids und Salomo's Jahrhundert war die glänzendste Zeit der Hebräer. Künste und Wissenschaften erlangten den höchsten Grad der Ausbildung. David war Dichter, Sänger und Tonkünstler. Die Psalmen, welche unter seinem Nahmen bekannt sind und großentheils von ihm herstammen, sind die schönste Blüte der hebräischen Dichtkunst. Auch Salomo's Nahme glänzt unter den Dichtern der Hebräer; man hat von ihm sinnvolle Lehrsprüche, zarte Lieder und ernste Betrachtungen über des Lebens hinfällige Freuden.

Nach Salomo's Tode zerfiel das Reich in zwei Staaten, Israel, das aus zehn Stämmen bestand, und Juda, welches die beiden andern Stämme, Juda und Benjamin, enthielt. Jerobeam, der als König von Israel anerkannt wurde, machte Sichem, im Gebirge Ephraim, zu seinem Sitze. Rehabeam, Salomo's Sohn, König von Juda, wohnte zu Jerusalem. Um seine Unterthanen abzuhalten, diese alte Hauptstadt zu besuchen, und der Feier der Feste beizuwohnen, nahm der König von Israel eine Aenderung im Gottesdienste vor, stellte Bilder auf, unter welchen Gott verehrt werden sollte, und ernannte Priester, die nicht von dem Stamme Levi waren. Die Priester und Leviten aus Israel gingen daher zu dem Könige von Juda über, und alle Anhänger des alten Gottesdienstes kamen nach Jerusalem. Das kleine Reich Juda wurde dadurch wichtiger, als das größere Israel. Zwischen beiden Reichen bestand, ohne Unterbrechung, über 70 Jahre die unversöhnlichste Feindschaft. Die Könige von Juda boten vergebens ihre Macht auf, um sich die abgefallenen 10 Stämme wieder zu unterwerfen, und verbanden sich endlich sogar mit dem Könige von Syrien, dessen Vortheil es war, beide hebräische Reiche zu unterdrücken. Das Reich Israel ward durch stete innere

Unruhen, durch die blutigen Kriege mit Juda und später mit Syrien, so sehr geschwächt, daß es nach einer Dauer von 250 Jahren den Assyrern, die damahl auf der höchsten Stufe ihrer Macht standen, unterlag. Der assyrische König Tiglat-Pilesar führte schon dritthalb Stämme hinweg, und Salmanassar versetzte endlich die übrigen nach Medien und in andere Gegenden seines Reiches. Bei dieser Verpflanzung des Volkes wurden jedoch nur Vornehme, Reiche, Krieger, Waffenschmidte und Maurer weggeführt, die Aermern aber, von welchen sich kein Versuch zum Aufstande erwarten ließ, blieben zurück, um das Feld zu bauen. In das eroberte Gebiet aber wurden neue Ansiedler aus dem assyrischen Reiche eingeführt, welche sich mit den zurückgebliebenen Hebräern verbanden und die Stammväter eines neuen Volkes wurden, das man späterhin Samaritaner nännte.

Das Reich Juda erhielt sich, ungeachtet seines geringen Umfangs, länger als Israel. Ungefähr 200 Jahre hatte es bestanden, als ein unwürdiger König sich den Assyrern unterwarf und ihnen zinsbar wurde. In der Folgezeit, nachdem Assyrien mit Babylon war vereinigt worden, fiel der chaldäische Beherrscher von Babylon, Nebukadnezar, über Juda her, und führte den geschlagenen König Jojachim mit einem Theile des Volkes nach Babylon, wo er den Gefangenen Aecker anwies. Mit diesem unglücklichen Ereignisse begann das sogenannte Babylonische Elend. Der Nachfolger des gefangenen Königs von Juda, Zedekias, wagte einen Versuch, sich von der fremden Herrschaft zu befreien; aber Jerusalem ward von den Babyloniern belagert und nach tapferer Gegenwehr mit Sturm genommen. Der größte Theil des Volkes, die Reichen und Angesehenen, wurden hinweg geführt und Judäa ward eine Provinz des chaldäischen Reichs, aber es verödete, da es nicht, wie Israel, fremde Ansiedler erhielt.

Die Hebräer lebten von nun an zerstreut, zum Theil in Medien, Assyrien und Babylon, zum Theil noch in dem Lande ihrer Väter, bis der Eroberer Cyrus (Korus), ungefähr 530 Jahre vor Christus, auf die Vorstellung des Propheten Daniel den Weggeführten erlaubte, in die Heimath zurück zu kehren. (VI, 17.) Zugleich gab er ihnen alle Gefäße und Geräthschaften zurück, die Nebukadnezar aus dem Tempel zu Jerusalem mitgenommen hatte. Nur wenige aber, ungefähr 50,000, verließen die neue Heimath, an welche sich die Unterjochten schon gewöhnt hatten; es waren größtentheils Judäer, die sich an dem Jordan niederließen. Diese neuen Einwohner nannten sich nicht mehr Hebräer, sondern Juden, und sie hatten sich auch während des Aufenthalts in der Fremde in Denkart, Sitten und Sprache so sehr verändert, daß sie den alten Hebräern gar nicht mehr ähnlich waren. Wir werden die weitern Schicksale dieses Volkes unter dem neuen Nahmen in der Geschichte der folgenden Zeiträume erfahren.

Die Meder und Perser.

Wir haben bereits oben (S. 66) gehört, wie die Meder, bei dem Vorfalle des großen assyrischen Reiches, sich erhoben und einen eigenen mächtigen Staat in Asien gründeten. Auch ist schon (S. 22) erzählt worden, daß die Stämme des freigewordenen Volks anfangs ohne Oberherrn lebten, bis sie sich dem klugen Dejokes unterwarfen, der ihr König wurde. Er gründete die berühmte Stadt Ekbatana. Sie war rings um einen Hügel hinan gebaut, und hatte sieben runde Mauern, welche über einander hervorragten und mit Zinnen von verschiedenen Farben geschmückt waren, die von unten hinauf abwechselten, nämlich weiß, schwarz, purpurroth, blau, pomeranzengelb, silbern und golden. Un-

ter dem Nachfolger des Dejokes wurde Persien erobert, und sein Enkel, Kyaxares, bezwang mit Hilfe des Chaldäers Nabopolassar (s. S. 67) Assyrien. Es waren nun zwei große Reiche in Asien, das medische, und Reich Babylon, welches unter Nebukadnezar sich am höchsten erhob. Dazu kam bald noch ein drittes, das lydische Reich unter Krösus, in Klein-Asien, das sich bis zum mittelländischen Meere erstreckte.

Die Meder waren in verschiedene Stämme getheilt, aber sehr roh und kriegerisch; nur einer dieser Stämme zeichnete sich durch größere Einsichten und Kenntnisse aus, die Magier. Sie besorgten die gottesdienstlichen Gebräuche, waren Traumausleger, Wahrsager und Sterndeuter, und hatten großen Einfluß auf den König und auf das Volk. Als die Magier im Verlaufe der Zeit ausgeartet waren, trat unter ihnen ein weiser Mann auf, Nahmens Zoroaster, oder Zerdusch, der die falschen Lehren bestritt, andere Begriffe von Gott, der Welt und dem Menschen verbreitete, und den Magiern eine neue Verfassung gab. Seine Lehre gewann bald Anhänger in einem großen Theile von Asien.

Die Perser waren ursprünglich ein Bergvolk, muthige abgehärtete Hirten, welche ein rauhes Land bewohnten, das im Norden durch Gebirge von dem Lande der Meder getrennt war, und jetzt Farsistan, oder Fars heißt. Vor Cyrus waren sie roh, dürftig, aber von Natur gutmüthig und bieder. Sie aßen nur, was ihr armes, meist unfruchtbares Land ihnen geben konnte, und tranken aus Mangel an Wein nur Wasser. Sie aßen nicht nur das Fleisch von Ochsen und Schafen, sondern auch von Pferden, Eseln und Kamehlen. Thierfelle waren ihre Kleidung. Später aber, als sie ein herrschendes Volk wurden, änderte sich ihre einfache Lebensweise, um so mehr, da sie eine besondere Neigung zur Nachahmung der Sitten anderer Völker hatten. Es wurde große Sorgfalt auf die Erziehung und den Un-

terricht der Jugend gewendet. Die Knaben kamen bis zum fünften Jahre dem Vater nie vor die Augen, sondern wurden von den Weibern erzogen. Vom sechsten Jahre an aber übernahm der Vater mit den Lehrern die Erziehung der Söhne, welche besonders zu drei Dingen angeführt wurden, zum Reiten, zum Bogenschießen und zur Wahrhaftigkeit im Reden. Eine Lüge galt bei den Persern für die schändlichste Sache. Die Knaben speiseten mit den Lehrern, aber sie erhielten zum gewöhnlichen Unterhalte nichts als Brod, Kresse und Wasser. Um in den Knaben früh das Gefühl für Recht und Unrecht zu erwecken, mußten sie Streitigkeiten, die unter ihnen vorfielen, selbst untersuchen, und sie hatten die Befugniß, die Schuldigen, oder die falschen Ankläger zu strafen. Die persischen Kinder setzten sich aus Ehrfurcht in Gegenwart ihrer Aeltern nicht nieder. Jeder Undankbare wurde scharf bestraft, weil man glaubte, daß ein Mensch, der gegen Wohlthaten gleichgültig ist, auch Gott, Aeltern, Vaterland und Freunde verachtet. Die Perser waren stärker und tapferer als die Meder. Tapferkeit galt bei ihnen für die höchste bürgerliche Ehre, und man konnte einen Mann nicht ärger beschimpfen, als wenn man zu ihm sagte, er sei verzagter, als ein Weib. Nach der Tapferkeit aber war der höchste Ruhm eines Persers, viele Söhne zu haben, und wer die meisten hatte, erhielt von dem Könige jährlich ein Geschenk. Die Perser brachten es in Künsten und Wissenschaften nie so weit als andere Völker Asiens. Ihre steten Kriege und die innerlichen Unruhen, die ihr Land zerrütteten, raubten ihnen Zeit und Ruhe, um mit den fremden Künstlern und Gelehrten zu wetteifern, die ihr Land besuchten. Sie erwarben sich jedoch viele Verdienste um die Menschheit und den Wohlstand der Länder. Ueberall in dem großen Reiche gab es Landstraßen, an welchen schöne Herbergen für die Reisenden lagen. Auch waren die Perser die ersten, welche eine Art von Posten ein-

führten. Dieſe perſiſche Anſtalt war jedoch von unſerm Poſtweſen ganz verſchieden, denn es waren nur reitende Boten, welche ſich von Orte zu Orte ablöſeten, aber bloß die Befehle des Königs durch das ganze Land und die Berichte der Beamten an den König brachten. Die Perſer hatten keine Götzenbilder, keine Tempel und Altäre. Sie opferten der Sonne, die ſie Mithra nannten, dem Monde, der Erde, dem Waſſer, den Winden, und wenn ſie opfern wollten, ſtiegen ſie auf hohe Berge. Die Todten wurden nicht verbrannt, weil man das Feuer für einen Gott hielt, ſondern begraben, bei den Medern aber legte man die Leichname unter freien Himmel, den Hunden und Vögeln zum Raube. In ſpätern Zeiten wurde dieſe Begräbnißart auch in Perſien üblich. Die Magier kamen aus Medien auch nach Perſien, wo ſie ebenfalls als Prieſter und Wahrſager geehrt wurden und zu großem Anſehen gelangten.

Aſtyages, der Sohn des mediſchen Königs Kyaxares, verheirathete ſeine Tochter Mandane nicht an einen mediſchen Fürſten, ſondern an den zinsbaren perſiſchen Fürſten Kambyſes, weil nach einem Traume, den er gehabt hatte, der Sohn ſeiner Tochter Beherrſcher von ganz Aſien werden ſollte. Mandane gebar den Cyrus; aber durch ein neues Traumgeſicht erſchreckt, beſchloß Aſtyages, den kleinen Enkel tödten zu laſſen, um die Gefahr abzuwenden, welche, wie die wahrſagenden Magier behaupteten, der Knabe ihm drohte. Der König übergab das Kind ſeinem vertrauten Diener Harpagus, mit dem Befehle, es umzubringen; Harpagus, von Mitleid gerührt, brachte den Knaben einem Hirten des Königs, der ihn auf dem öden Gebirge ausſetzen ſollte. Der Hirt und ſeine Frau aber beſchloſſen, das ſchöne Kind als ihr eigenes aufzuziehen. So wurde der Knabe gerettet, dem man den Nahmen Cyrus (Kyrus) gab. Als er zehn Jahre alt war, wählten ihn ſeine kleinen Freunde einſt beim Spiele zu ihrem Könige, und

Cyrus ließ einen seiner Gespielen, der ihm Gehorsam weigerte, mit Ruthen schlagen. Der Vater des gezüchtigten Knaben, ein mächtiger Mann, klagte bei dem Könige über den Sohn des Hirten. Astyages ließ den Angeklagten mit dem Hirten vor sich kommen, und als er die Züge des Knaben erblickte, erkannte er in ihm seinen Enkel. Der Hirt wurde gefoltert, und gestand, wie er das Kind gerettet und erzogen hatte. Die Wahrsager glaubten nun, die Gefahr sei, durch die Erfüllung der Weißagung, verschwunden. Der König aber konnte seine Erbitterung gegen Harpagus, der ihn getäuscht hatte, dennoch nicht unterdrücken, und rächte sich an ihm auf das grausamste, indem er den einzigen Sohn desselben ermorden ließ. Der kleine Cyrus wurde darauf nach Persien zu Kambyses und Mandane geschickt, welche ihn nach der strengen Sitte der Perser erzogen. Nach einiger Zeit ließ Astyages seinen Enkel wieder nach Medien kommen. Der Knabe gewann durch seine Klugheit und sein munteres Wesen die Liebe des Königs. Eines Tages, als der junge Cyrus neben ihm an der Tafel saß, befahl Astyages ihm, den Hofleuten Speisen und Getränke zu reichen. Cyrus gab allen, nur dem Mundschenke nicht. Warum willst du diesem Manne nichts geben? fragte Astyages. Hast du nicht gesehen, wie schön er den Wein einschenkt? Cyrus antwortete, er wolle das noch besser machen. Er mußte es versuchen, als er aber dem Könige den eingeschenkten Becher reichte, sprach Astyages: Der Mundschenk kostet erst den Wein, ehe er ihn mir darreicht, das mußt du auch thun. O ich werde mich wohl hüten, antwortete Cyrus, es ist ja Gift darin. Wie meinst du das? fragte der König verwundert. Ich habe es ja gesehen, wie ihr euch neulich so seltsam betragen habt, als ihr viel davon getrunken hattet. Das muß vom Gifte kommen. Astyages lachte. Aber sage mir, sprach er, wie macht es denn dein Vater in Persien, daß es ihm nicht so geht,

13

Der junge Cyrus verschmahet den Wein.

14

Krösus auf den Scheiterhaufen. 550 v. C. G.

15

Cyrus Einnahme von Babylon. 536 v. C. G.

wenn er trinkt? Er hört auf zu dursten, antwortete Cyrus. (V, 13.) Als der Knabe zum Jünglinge aufgewachsen war, und bei den Persern in hohem Ansehen stand, glaubte Harpagus, es sei nun für ihn die Zeit gekommen, sich an Astyages zu rächen. Er ermunterte den jungen Cyrus zum Kriege gegen die Meder, und versprach ihm allen Beistand. Cyrus, der es wußte, wie grausam Astyages gegen ihn gesinnt gewesen war, ließ sich leicht zu dieser Unternehmung bewegen, die seinem Ehrgeize so sehr schmeichelte, und als er die Perser zum Abfalle gereizt hatte, begann er den Krieg gegen seinen Großvater. Nach zwei glücklichen Schlachten war Cyrus (550 Jahre vor Christus) Herr des persischen Reiches und Astyages mußte, wiewohl milde behandelt, sein Leben in der Gefangenschaft zubringen. Die Perser wurden nun frei, und bald ein herrschendes Volk. Um dieselbe Zeit hatte Krösus, König von Lydien, die meisten Länder in Kleinasien sich unterworfen. Er war der Schwager des gefangenen Astyages, und sah es mit Unwillen und Besorgniß an, daß Medien in die Gewalt der Perser gekommen war. Er beschloß, den jungen Eroberer zu stürzen, der ihm so gefährlich werden konnte, und verstärkte seine Macht durch Bündnisse mit andern kriegerischen Völkern. Endlich zog er mit einem mächtigen Heere gegen den Feind, und Cyrus eilte ihm mit einem stärkeren entgegen. Zwei blutige Schlachten blieben unentschieden. Cyrus schien am folgenden Tage den Kampf nicht erneuern zu wollen, und durch diese Kriegslist getäuscht, kehrte Krösus nach seiner Hauptstadt Sardes zurück, entschlossen, im nächsten Frühlinge mit einer stärkeren Heeresmacht wieder zu erscheinen. Cyrus aber rückte ihm auf Umwegen nach, und überfiel ihn in der Ebene von Sardes. Krösus schloß sich in die Stadt ein, welche die Perser in kurzer Zeit mit Sturme nahmen. Der König und sein Reich fielen in die Gewalt der Perser. Krösus wurde als Gefangener hinweg ge-

fährt, und in dem ersten Unwillen wollte Cyrus ihn seiner Rache aufopfern. Schon stand der unglückliche König auf dem Scheiterhaufen, schon war der Wink gegeben, den Holzstoß anzuzünden, als Krösus mit lauter Stimme rief: O Solon! Solon! Cyrus war verwundert über diesen Ausruf, und wünschte zu wissen, warum Krösus in einem solchen Augenblicke jenen Nahmen genannt habe. Darauf erzählte Krösus, zur Zeit, als er im höchsten Glanze seiner Macht und seines Ruhmes gestanden, sei Solon von Athen zu ihm nach Sardes gekommen; er habe dem weisen Fremdlinge seine ganze Herrlichkeit gezeigt, und ihn gefragt, ob ihm ein glücklicherer Mensch bekannt sei, als der König von Lydien, doch Solon habe einen unbekannten Mann in Griechenland und ein paar edle griechische Jünglinge genannt, dem Könige aber nicht einmahl die zweite Stelle unter den glücklichen Menschen einräumen wollen, sondern die ernsten Worte zu ihm gesprochen: Niemand, o König, niemand ist vor seinem Ende glücklich zu preisen! Dieser Worte hatte Krösus sich erinnert, als die Flammen des Scheiterhaufens um ihn auflodern sollten. Auch Cyrus wurde von der Wahrheit, welche in Solons Worten liegt, so lebhaft ergriffen, daß er den gefangenen König vom Scheiterhaufen steigen ließ, und ihn fortan edelmüthig und milde als einen Freund behandelte. (V, 14.)

Nach dem Siege über Krösus zog der glückliche Eroberer weiter, um andere Völker Asiens zu unterjochen. Die meisten Anstrengungen kostete die Eroberung der festen Stadt Babylon, die mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war. Vergebens hatte Cyrus alle Mittel versucht, bis er endlich auf den glücklichen Einfall gerieth, einen Arm des Eufrats, der durch die Stadt floß, in einen tiefen See abzuleiten. Man wählte dazu eine Nacht, wo die Bewohner von Babylon von den Lustbarkeiten eines lärmenden Festes ausruhten, und

beim Einflusse und Ausflusse des abgeleiteten Armes drangen die Perser in zwei Haufen in die Stadt, deren stolze Mauern ohne Widerstand in ihre Gewalt fielen. (V, 15) Alle Länder in Ober-Asien gehorchten nun der Macht des persischen Eroberes. Gegen Mitternacht ging sein Reich bis an das schwarze Meer, den Kaukasus und das kaspische Meer; aber sein unruhiger Ehrgeiz war noch nicht befriedigt, und wollte auch das kriegerische Volk der Massageten bezwingen, das auf der Morgenseite des kaspischen Meeres wohnte. Hier fand er, einem Weibe gegenüber, das Ende seiner siegreichen Laufbahn. Er verlor in der Schlacht gegen Tomiris, die Königinn jenes Volkes, sein Leben.

Kambyses, der ihm in der Herrschaft folgte, setzte die Eroberungen seines Vaters fort und bezwang auch Aegypten und andere Länder in Afrika; aber er zeigte sich nicht nur gegen seine Feinde, sondern auch gegen Freunde und Verwandte als einen wilden Wüthe-rich. Seinen Bruder Smerdis ließ er heimlich umbrin-gen, weil er in ihm einen Feind seiner Herrschaft zu sehen glaubte. Unbesonnene Unternehmungen, worein er sich einließ, trugen noch mehr dazu bei, ihn seinem Volke verhaßt zu machen, und so gelang es desto leich-ter dem Sohne eines Magiers, den man für den ermor-deten Bruder des Königs ausgab, die Gewalt an sich zu reißen. Kambyses starb, als er sich unvorsichtig mit seinem eigenen Schwerte verwundet hatte. Der Magier, der falsche Smerdis, aber wurde von den Großen des Reiches, als sie erfuhren, daß er nicht vom königlichen Geschlechte war, ermordet. Sie verabrede-ten darauf, daß derjenige von ihnen, dessen Pferd auf einem gewissen Platze zuerst wiehern würde, König sein sollte. Das Pferd des Darius Hystaspis, eines tapfern Feldherrn, wieherte zuerst und so gewann er die Herr-schaft. Er breitete anfangs seine Eroberungen in Asien aus, wo er bis nach Indien vordrang, und wandte sich

dann gegen Europa, das nun zum ersten Mahle von den Bewohnern Asiens bekriegt wurde. Sein Siegesglück scheiterte jedoch an der Tapferkeit und Freiheitsliebe der Griechen, die sein Heer bei Marathon schlugen. Sein Sohn Xerxes wollte diese Schmach der persischen Waffen rächen, und zog mit einer ungeheuren Kriegsmacht über die schmale Meerenge, welche, das Meer von Marmora mit dem Archipelagus verbindend, Asien von Europa trennt, und bei den Alten der Hellespont hieß. Er war anfangs glücklich, endlich aber erlitt er eine furchtbare Niederlage von den Griechen. Mit ihm sank die Macht der Perser. Das Reich wurde während der folgenden 130 Jahre durch innere Unruhen und auswärtige Feinde zerrüttet; die bezwungenen Völker empörten sich gegen das persische Joch und das Reich konnte nur seine Länder in Asien und Afrika schwach behaupten. Dieser Zustand der Schwäche und des Verfalls, woraus sich der Staat nur zuweilen auf kurze Zeit erhob, dauerte fort bis zu Darius Kodoman, der zwar ein tapferer Fürst war, aber das Unglück hatte, mit den mächtigen Eroberer, Alexander von Macedonien, zusammen zu stoßen. In drei Schlachten überwunden, verlor er Reich und Leben, und zum ersten Male kam die Weltherrschaft an die Europäer.

Wir wenden uns daher zu dem Volke, das vor allen Bewohnern der alten Welt wichtig ist, weil die Bildung, deren wir uns erfreuen, und ein großer Theil von demjenigen, was wir in Wissenschaften und Künsten vermögen, zunächst von ihm ausging, zu den

Griechen.

Das Land, welches sie bewohnten, Griechenland, ist auf drei Seiten vom mittelländischen Meere umgeben, und hängt nur auf der Nordseite, an den Gränzen von Macedonien, mit dem festen Lande zusam-

men, war aber nicht viel größer als Portugal. Man theilt es 1) in Nord-Griechenland, welches Theſſalien, einſt ein großer See, ſpäter eines der fruchtbarſten Weideländer, beſonders durch Pferdezucht berühmt, wo der Berg Olympus und das Thal Tempe lagen, und Epirus begreift; 2) Mittel-Griechenland, das eigentliche Griechenland, oder Hellas, enthielt acht Landſchaften: Attika mit der Stadt Athen und den Flecken Marathon und Eleuſis; Megaris, die kleinſte Landſchaft, an der korinthiſchen Landenge; Böotia mit der Stadt Theben und dem Berge Helikon; Phocis mit dem Berge Parnaſſus und Delphi, dem Sitze des Apollo-Orakels; Lokris, wo der Engpaß Thermopylä lag; Doris am Fuße der Berge Oeta und Pindus; Aetolien, und Akarnanien mit der Stadt und dem Vorgebirge Aktium; 3) Süd-Griechenland, oder der Peloponneſus, jetzt Morea, eine Halbinſel, welche durch die Landenge von Korinth mit dem übrigen Griechenlande zuſammen hängt. Sie beſtand ebenfalls aus 8 Landſchaften: Arkadien, ein gebirgiges Weideland mit der Stadt Mantinea, dem ſtymphaliſchen See und dem Fluſſe Styx; Argolis mit den Städten Argos, Mycenä, und dem Fluſſe Inachus; Korinth mit der prächtigen Stadt gleiches Nahmens — jetzt ein elender Flecken — Sicyonia mit der Stadt Sicyon; Achaja, das nördlichſte Küſtenland; Elis, wo Olympia lag; Meſſenia, früher ein eigener Staat; Lakonia, ein ſehr gebirgiges Land mit dem Berge Taygetus und der Stadt Sparta.

Urſprünglich, und wenigſtens bis zu Moſeh's Zeit, war Griechenland faſt überall mit Waldungen und Sümpfen bedeckt; ein rauhes, kaltes Land, etwa wie jetzt noch Kanada in Nord-Amerika iſt. Als aber ſpäter die Bewohner dieſe öden Gegenden anbauten, wurde das Land, das unter einem milden Himmelsſtriche liegt und einen guten, von vielen Flüſſen bewäſſerten, Bo-

den hat, sehr fruchtbar und durch seine, für Schifffahrt und Handel vortheilhafte, Lage ungemein blühend. Unter den vielen griechischen Inseln, die früh bevölkert waren, sind für die Geschichte die merkwürdigsten: Euböa (jetzt Negroponte); Cythera (jetzt Cerigo); Salamis südwestlich von Attika; Corcyra (jetzt Corfu); Ithaka, wo Odysseus herrschte; Kreta, mit einem berühmten Berge Ida; Lesbos, Rhodus, Samos.

Die Griechen waren ein gemischtes Volk. Die ältesten Bewohner Griechenlands stammten aus Asien, wo sie zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere ihren ursprünglichen Wohnsitz hatten. Man nannte sie Pelasger. Sie kamen wahrscheinlich über die Gebirge auf der nördlichen Gränze von Griechenland und zogen nach und nach bis zur südlichen Halbinsel hinab. Später trat ein anderer Stamm auf, die Hellenen, welche entweder ebenfalls aus den nördlichen Gegenden eingewandert, oder in Griechenland selbst durch Vereinigung mehrer Völker entstanden waren. Sie hatten ihren Nahmen von Hellen, dem Sohne des Deukalion, der eine zerstreute Horde in Thessalien gesammelt, und eine neue Ansiedlung gestiftet hatte. Die Hellenen verbreiteten sich in Griechenland, verdrängten die Pelasger, und die Bildung, wodurch sie sich bald vor den übrigen auszeichneten, machte sie endlich zum herrschenden Stamme.

Die Bewohner des Landes lebten anfangs in den höheren Gegenden von wildem Obste, Eicheln und Jagdthieren, und nur wenige Stämme, die sich in Thälern niedergelassen hatten, von Viehzucht und Fischerei: der kleinste Theil aber trieb Ackerbau. Sie kleideten sich lange in Thierhäute, ehe sie weben lernten. Der Hausvater gebot mit unbeschränkter Gewalt in seinem Hause; Weiber und Kinder waren seine Sklaven. Ohne Künste und Handwerke, verschafften sie sich alles, was sie nicht

ſelbſt hätten, durch Raub, oder durch Tauſch gegen ihr Vieh. Im Kriege wählten ſie Anführer, die oft auch im Frieden an der Spitze der Stämme blieben, und zuweilen ihre Würde auf ihre Nachkommen forterbten. Dieſer Anführer, König genannt, hatte den Vorſitz bei der Verſammlung des Volks, wie bei den Opferfeierlichkeiten. Man verehrte berühmte Vorfahren als Götter, dachte ſich die ganze Natur von mächtigen Weſen bewohnt, und ehrte die Geiſter der Wälder, Flüſſe und Seen. Berge oder Hügel, Wälder und Höhlen waren die gottesdienſtlichen Verſammlungsörter. Später ward die Verehrung vieler ausländiſchen Gottheiten eingeführt. Es landeten nämlich von Zeit zu Zeit unternehmende Abenteurer, die von gebildetern Völkern kamen, an den Küſten des wilden Landes, brachten den rohen Bewohnern mit neuen Göttern und neuen Opfergebräuchen allerlei Kenntniſſe, die ihnen mangelten, und machten ſie nach und nach mit den Wohlthaten eines geſitteten Zuſtandes bekannt. Ein ſolcher Abenteurer war der Aegypter Kekrops, der den Bewohnern von Attika eine regelmäßige Verfaſſung gab. Er wies das Volk an, feſte Wohnungen anzulegen, baute die Oberſtadt Athen, errichtete den erſten Altar unter den Griechen, und um Raub und Mord zu vermindern, ſtiftete er ein Gericht zur Entſcheidung aller Streitigkeiten. Ein anderer Wohlthäter der Griechen war der Phönizier Kadmus, der ſpäter ankam und ſich in Böotien niederließ, wo er die Burg Theben erbaute. Er brachte ihnen die Kenntniß der Buchſtabenſchrift, und die Kunſt das Kupfer zu bearbeiten, und führte den Weinbau ein.

So kam nach und nach Bildung unter die rohen Völkerſtämme. Sie zogen von den Gebirgen in die Thäler, bauten Städte mit Wällen und Mauern, beſonders an den Küſten, der Ackerbau verbreitete ſich, und es ſtanden tapfere Männer auf, welche das Land von wilden Thieren befreiten und kriegeriſche Nachbarn

zurück trieben. Es zeigten sich immer mehr Fortschritte in mannigfaltigen Kenntnissen. Der kunstreiche Dädalus vervollkommnete die Schiffahrt durch die Erfindung der Segel; die Thessalier verbesserten den Schiffbau und brachten das erste große Schiff zu Stande. Kühne Abenteurer wagten nun, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, einen Seezug über das schwarze Meer, die Fahrt der Argonauten nach Kolchis, unter der Anführung des Helden Jason aus Thessalien, woran fast alle Fürsten der griechischen Stämme Theil nahmen. Sie kamen mit neuen Erfahrungen und Kenntnissen und mit einem Hange zu kühnen Unternehmungen zurück.

Die erste große gemeinschaftliche Unternehmung der Griechen war der Krieg gegen Troja. Ein Trojaner, Nahmens Pelops, war hundert Jahre früher von seinen Landsleuten vertrieben worden, und mit großen Schätzen in das südliche Griechenland gekommen, das von ihm den Nahmen Peloponnesus erhielt. Seine Nachkommen, die Pelopiden, errangen bald die Herrschaft über den größten Theil jener Halbinsel. Sie konnten die Vertreibung ihres Stammvaters den Trojanern nicht verzeihen, und als ein Fürstensohn aus Troja die Gattinn des Pelopiden Menelaos, die schöne Helena, geraubt hatte, beschlossen Alle, Troja zu vernichten. Agamemnon, der Bruder des beleidigten Menelaos, war zu jener Zeit der mächtigste Fürst in Griechenland. Er foderte alle Griechen zur Rache auf, und bewog sie, durch seine Gewalt, und durch die Hoffnung, einen ungestörten Handel auf dem schwarzen Meere zu erlangen, an dem Kriege Theil zu nehmen. Sein Ruf versammelte 100,000 streitbare Männer, welche, ungefähr 1180 Jahre vor Christus, auf 1200 Schiffen, wovon die meisten dem Agamemnon gehörten, nach Asien segelten. Die größten von diesen Schiffen führten 120, die kleinsten 50 Mann. Agamemnon war der Führer der Kriegsmacht. Troja war der mächtigste Staat in Klein-

Asien, welches, wie Griechenland, in viele kleine Staaten getheilt war. Die Griechen gewannen zwar gleich nach ihrer Ankunft eine Schlacht; aber aus Mangel an Lebensmitteln mußten sie sich mit dem Feldbau auf der gegenüber liegenden Küste beschäftigen und sich auf's Rauben legen. Es wurde daher den Trojanern desto leichter, der vertheilten Macht der Griechen zehn Jahre lang Widerstand zu leisten, da sie es mit den Kriegshaufen, die jedesmahl vor der Stadt zurück blieben, aufzunehmen vermochten. Endlich fiel die Stadt durch die List des schlauen Odysseus, oder Ulysses, in die Gewalt der Griechen, und wurde gänzlich zerstört. Unter den Einwohnern, welche sich durch Flucht retteten, war auch Aeneas, der bei dem Brande der Stadt ein schönes Beispiel kindlicher Liebe gab, indem er seinen alten Vater durch die Flammen trug. (III, 7.) Er kam mit seinen zahlreichen Begleitern, nach einer langen Irrfahrt in Italien, auf der Küste von Latium an, wo er der Stifter eines neuen Staates wurde.

Nach der Zerstörung von Troja folgten zwei unruhige Jahrhunderte in Griechenland. Ein Stamm kämpfte gegen den andern; ganze Völkerschaften veränderten ihre Wohnsitze und eine verdrängte die andere. Besonders entstanden durch die Kriegszüge der Nachkommen des Helden Herkules, oder Herakles, der Herakliden, große Zerrüttungen. Sie zogen aus der Landschaft Doris, wo sie wohnten, nach dem Peloponnes, wo sie sich nach einigen mißlungenen Unternehmungen endlich festsetzten und neue Reiche gründeten. Diese Kriegszüge brachten nicht nur im Peloponnes, sondern auch in andern griechischen Landschaften große Veränderungen hervor. Auch wurden durch diese innern Unruhen ganze Stämme aus Griechenland vertrieben. In zahlreichen Haufen zogen Griechen nach Kleinasien hinüber, wo drei griechische Ansiedlungen entstanden, von welchen Jonien die berühmteste wurde. Früher schon

hatten verdrängte griechische Stämme auch in Italien sich niedergelassen, und in Unter-Italien, wo ein freundlicher Himmel und ein fruchtbarer Boden sie anlockten, war bereits 50 Jahre vor dem trojanischen Kriege die älteste griechische Pflanzstadt Cumä entstanden, welche der Anfang der blühenden Ansiedlungen war, die später den Nahmen Großgriechenland erhielten.

In jenen kriegerischen Zeiten konnte die Bildung des Volkes keine Fortschritte machen. Unter Waffen und Kämpfen aufwachsend, blieben die Bewohner des eigentlichen Griechenlandes in ihrer Rohheit, und kannten keine Tugend, als wilde Tapferkeit. Die griechischen Ansiedler aber, die sich in Klein-Asien niedergelassen hatten, die Jonier, gelangten in ihrer neuen Heimath früher, als ihre Brüder in Europa, zur Ruhe und zum vollen Genusse der Vorzüge ihres schönen Landes. Einer günstigen Lage am Meere und der Nachbarschaft reicher und gebildeter Länder, verdankten diese Ansiedlungen ihre herrliche Blüte. Schon hatten die Jonier den Phönizern einen Theil des Handels entrissen, und manche dieser Völkerschaften schifften sogar schon nach Spanien und andern westlichen Ländern. Auch war ihre Sprache schon weit gebildeter, als die rauhen Sprachen anderer griechischen Völker. Hier, unter dem milden Himmel Joniens, dichtete Homer seine unsterblichen Gesänge, ungefähr 200 Jahre nach der Zerstörung von Troja, die ihm den Stoff dazu gab; hier sangen Anakreon, Alkäus und die Dichterinn Sappho, hier lebte der sinnreiche Fabeldichter Aesop, hier lehrten die ersten griechischen Weltweisen, z. B. Thales (600 Jahre vor Christus), der erste Berechner der Sonnenfinsternisse unter den Griechen; hier blühten zuerst die schönen Künste, welche die Griechen erfunden oder veredelt haben, Musik, Mahlerei, Bildhauerkunst und Baukunst.

Die Verfassung und bürgerliche Einrichtung der

griechischen Staaten wurden während der Wanderungen und Unruhen nach dem Trojanischen Kriege gänzlich verändert. Die lange Abwesenheit der Fürsten, während dieses Krieges, wurde vielen Fürstenhäusern nachtheilig und schwächte ihre Gewalt. Alle Staaten hatten anfangs Könige gehabt; nun aber regte sich überall die Freiheitsliebe, und fast überall wurde, bald unter Stürmen, bald in Ruhe, die Königsgewalt durch freie Verfassungen und Volksherrschaft verdrängt. Die einzelnen Staaten zu verbinden, sollte das Gericht der Amphiktyonen dienen. Es war ungefähr 300 Jahre vor dem Kriege gegen Troja gestiftet worden, und bestand aus den Abgeordneten von 12 griechischen Völkerschaften, die sich jährlich zweimahl zu Thermopylä — später zu Delphi — versammelten, um die öffentliche Ruhe und Sicherheit in ganz Griechenland zu beschützen und Friedensstörer mit vereinten Kräften zu bezwingen.

Ein anderes Band der Einigung unter den griechischen Staaten waren die, in verschiedenen Theilen des Landes angeordneten, heiligen Spiele. Der Ursprung derselben fällt in die ältesten Zeiten, wo Leibesstärke und Gewandtheit allein den Helden bildeten, und Schlachten gewöhnlich durch Zweikämpfe geendigt wurden. Vollkommene Ausbildung der Leibeskräfte mußte in jener Zeit ein Hauptgegenstand der Erziehung sein; unter den Augen alter Helden bildeten sich junge Krieger zum Waffengewerbe, und fast bei allen gottesdienstlichen Festen, bei feierlichen Zusammenkünften, so wie bei den Besuchen, welche sich die Helden mit ihren Kriegsgesellen einander gaben, wurden öffentliche Beweise körperlicher Gewandtheit in Wettkämpfen und Waffenspielen, im Wettlaufe, im Wettrennen zu Pferde, im Springen, Kämpfen, Ringen und Scheibenwurfe abgelegt. Später brachten die Führer des Volkes mehr Ordnung und Regelmäßigkeit in diese Spiele, um

ſie als ein Mittel zur Vereinigung der griechiſchen Völkerſchaften zu benutzen. Dazu dienten vorzüglich die 4 großen Spiele, die olympiſchen, die pythiſchen, die nemeiſchen und die iſthmiſchen. Die zerſtreuten kleinern Völker lernten ſich bei dieſen Spielen kennen, theilten ſich einander Kenntniſſe mit und erhielten Gelegenheit, Handelsverkehr anzuknüpfen und zu erweitern. Ehrbegierde, Nacheiferung, Vaterlandsliebe und Gemeingeiſt wurden geweckt und genährt. Als die Völker gebildeter wurden und Sinn für ſchöne Künſte erwachte, verband man mit den Waffenſpielen und körperlichen Uebungen auch geiſtige Unterhaltungen. Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber laſen ihre Werke den glänzenden Verſammlungen ihrer Landsleute vor, und kämpften wetteifernd um Beifall. Die Griechen verdankten daher dieſen Spielen einen großen Theil ihrer hohen Bildung. Die älteſten Spiele waren die olympiſchen, welche 776 Jahre vor Chriſtus eingerichtet wurden. Sie wurden alle 4 Jahre zu Olympia in der Landſchaft Elis gehalten. Sie hatten ihren Urſprung einem feierlichen Opfer zu danken, das ſeit den älteſten Zeiten dem olympiſchen Jupiter im Nahmen aller Griechen gebracht wurde, und die Spiele, die anfangs nur ein Anfang der Opferfeierlichkeiten waren, wurden ſpäter die Hauptſache. Nicht-Griechen, Weiber und Laſterhafte durften nicht dabei erſcheinen. Die Sieger in den verſchiedenen Weltkämpfen erhielten einen Kranz von Oehlzweigen, man rief ihre Nahmen vor der Verſammlung aus, und führte ſie alsdann in einem feierlichen Zuge in ihre Vaterſtadt. Dieſe Spiele gaben Anlaß zu einer Jahrrechnung unter den Griechen, ſo daß man immer nach Verlauf von vier vollen Jahren einen neuen Zeitraum anfing, den man Olympiade nannte. In den pythiſchen Spielen, die allemahl im fünften Jahre in einem Walde bei Delphi dem Apollo zu Ehren gehalten wurden, war der Preis ein Lorber-

kranz; es waren geistige Wettstreite. Die nemeischen und die isthmischen Spiele wurden jedesmahl im dritten Jahre bei der Stadt Nemea und auf der Land-Enge von Korinth gehalten.

Die Religion der Griechen war eine Mischung von einheimischen und fremden Gottheiten und gottesdienstlichen Gebräuchen. Sie borgten ihre zahlreichen Götter von den Aegyptern, Phönizieern und andern Völkern Asiens; aber selbst einzelne Oerter und Landschaften hatten eigene einheimische Götter, die allmählig Gegenstände der Verehrung unter allen Griechen wurden. Sie gaben ihren Göttern nicht, wie viele andere Völker, Thiergestalten, sondern dachten sie sich als menschenähnliche Wesen, mit menschlichen Bedürfnissen, Neigungen und Leidenschaften, nur legte man ihnen feinere, beweglichere, mit ewiger Kraft und Jugend begabte, Körper bei, und schrieb ihnen einen mächtigen Einfluß auf die Natur und die sterblichen Menschen zu. Alles, was in der Welt geschah und nicht sichtbar von Menschen herrührte, hielt man für unmittelbare Wirkung der Götter, die eigentlich nichts als Verstinnlichungen der Naturkräfte, der Elemente, so wie der Entstehung verschiedener nützlichen Erfindungen waren. Bereits in den frühesten Zeiten war unter den Griechen die Verehrung der sogenannten zwölf großen Götter eingeführt, welche sie Zevs (Jupiter), Phöbos (Apollo), Poseidon (Neptun), Ares (Mars), Hermes (Merkur), Hephästos (Vulkan), Herä (Juno), Athenä (Minerva), Artemis (Diana), Demeter (Ceres), Aphrodite (Venus), Hestia (Vesta) nannten. Zevs war unter diesen die mächtigste Gottheit. Später wurden die Erzählungen von den Gottheiten durch Dichter und Künstler weiter ausgebildet und verschönert, und die Zahl der Götter und Göttinnen vermehrt, woraus die Mythologie oder Götterlehre entstand. Die Gottesverehrungen bestanden in Opfern, Reinigungen, Ge-

beten und andern Gebräuchen. Man widmete den Göttern prächtige Tempel und zahlreiche Feste. Die Bilder der Götter, welche in Tempeln und an öffentlichen Oertern ausgestellt wurden, waren in spätern Zeiten, wo feinere Bildung sich verbreitet hatte, gewöhnlich Meisterstücke der Kunst. In den ältesten Zeiten verrichteten die Hausväter und Stammfürsten selbst die Opfergebräuche; später entstanden jedoch Priester, deren Anzahl nach und nach mit den vermehrten gottesdienstlichen Gebräuchen immer mehr zunahm. Nie aber machten die Priester einen besonderen Stand unter den Griechen aus. Die Opfer richteten sich nach der Lebensweise jedes Volkes, und bestanden anfangs, wie ihre ersten Mahlzeiten, aus Wurzeln und Kräutern, dann aus Früchten, geröfteten Gerstenkörnern, Gerstenmehl mit Salze, Kuchen, und endlich aus erlesenen, eigens dazu gemästeten Thieren. In den ältesten Zeiten wurden auch Menschen, jedoch gewöhnlich nur gefangene Feinde, den Göttern geopfert. Einen Haupttheil der griechischen Religion machten die Orakel aus. Man verstand darunter Weissagungen, Enthüllungen der Zukunft, oder Lösung schwieriger Fragen, welche die Götter gewöhnlich durch den Mund von Priestern ertheilten. Das Orakel des Jupiters zu Dodona in Epirus war das älteste. Aus dem Säuseln in den Wipfeln eines dem Gotte geheiligten Eichenwaldes, und aus dem Klange, den ein ehernes Gefäß von sich gab, wenn kleine Kugeln daran schlugen, erklärte man die Zukunft. Später entstand das berühmtere, dem Apollo geweihte, Orakel zu Delphi in der Landschaft Phocis. Es gab da eine Höhle, aus welcher ein betäubender Dampf aufstieg. Auf die enge Oeffnung der Höhle wurde ein dreifüßiger Stuhl gestellt, auf welchen die Priesterinn, die Pythia, sich setzte, die in eine heftige Wuth gerieth, wenn der Dampf sie berauschte. Die gebrochenen Töne und Worte, welche sie in diesem Zustande murmelte, wurden von den

Prieſtern meiſt in Verſe gebracht, und alsdann den Fragern mitgetheilt. Dieſe Orakelſprüche waren gewöhnlich dunkel und vielfacher Auslegung fähig. Die Helden, Geſetzgeber und Weiſen Griechenlands ſuchten in allen wichtigen Angelegenheiten die Unterſtützung dieſes verehrten Orakels, mit deſſen Prieſtern ſie ſich zuweilen heimlich einverſtanden, um durch die Antworten deſſelben auf das Volk zu wirken. Jeder Frager mußte dem Orakel des Apollo ein Geſchenk zurück laſſen, und es wurde ſo häufig ſelbſt von ausländiſchen Königen und Völkern beſucht, daß der Tempel zu Delphi einen außerordentlichen Schatz der koſtbarſten Weihgeſchenke beſaß.

Die wichtigſten Staaten Griechenlands waren Sparta oder Lacedämon, und Athen, bis ſpäterhin auch Theben auf kurze Zeit ſich erhob. Sparta war ein groſſer Flecken am Fluſſe Eurotas im Peloponnes. Die Gemahlinn des Königs Ariſtodemus, eines Herakliden, gebar Zwillinge, und weil man den Erſtgeborenen nicht unterſcheiden konnte, wurde verordnet, daß beide, und eben ſo ihre Abkömmlinge, zuſammen herrſchen ſollten. So hatte Sparta jedesmahl zwei Könige zugleich; aber das Anſehen derſelben kam immer mehr in Verfall, das Volk war trotzig und aufrühriſch, und der Staat war (888 Jahre vor Chriſtus) ſeinem Untergange nahe. Da wurde Lykurg, ein edler Mann, der Retter ſeines Vaterlandes. Sein Bruder, einer der beiden Könige, war geſtorben, und er hätte ſich ſelbſt der Herrſchaft anmaßen können; aber er nahm ſeines Bruders Sohn, der erſt nach des Vaters Tode geboren wurde, auf den Arm und zeigte ihn den Spartanern als ihren König. Lykurg war eine Zeitlang Vormund des jungen Königs; als aber Neider ihn beſchuldigten, daß er heimlich nach der Herrſchaft ſtrebte, verließ er ſein Vaterland und reiſete nach Kreta, wo der weiſe König Minos ſchon mehre Jahrhunderte früher gute Geſetze eingeführt hatte, alsdann nach Aegypten und zu den ge-

bildeten Griechen in Jonien, und überall machte er sich mit den Gesetzen und Verfassungen der Länder bekannt. Während seiner Abwesenheit wurde die Verwirrung in seinem Vaterlande so groß, daß Alle seine Rückkehr wünschten. Lykurg kam mit dem Vorsatze, seinem Vaterlande eine bessere Verfassung zu geben. Auf der Reise besuchte er Delphi, und verabredete es mit den Priestern, daß das Orakel erklärte, das Land, welches Lykurgs Gesetze annehmen würde, sollte den Vorzug vor allen andern Völkern erhalten. Dieser Ausspruch gab ihm neues Ansehen, und die Spartaner nahmen die Einrichtungen an, die er ihnen vorschrieb. Lykurg hatte den Zweck, alle Bürger Sparta's in ihren Besitzungen und in ihrer Lebensweise gleich zu machen, und sie zur tapferen Vertheidigung ihres Vaterlandes zu erziehen. Die Aecker wurden in gleiche Antheile abgetheilt, und jedem Bürger der seinige angewiesen, jedoch durften die freien Bürger und Vertheidiger des Landes nicht selbst ihre Aecker bauen, sondern diese Arbeit wurde den unterjochten Bewohnern des Landes, die man Heloten nannte, aufgelegt. Alle Künste waren aus Sparta verbannt, und statt Gold- und Silbermünzen wurde eisernes Geld eingeführt; diese Münze aber war so groß und schwer, daß ein paar hundert Thaler einen Wagen füllten. Die Bürger speiseten zusammen nach Zünften; Junge und Alte mit einander, und jeder mußte zu diesen Mahlzeiten monatlich einen bestimmten Beitrag liefern. Ein Hauptessen war die sogenannte schwarze Suppe. Die Kinder wurden öffentlich und gemeinschaftlich, aber sehr strenge erzogen. Sie gingen barfuß und wurden geübt, den Wechsel der Witterung, Hunger und Durst zu ertragen. Auch die Mädchen mußten, gleich den Knaben, durch körperliche Uebungen sich stärken. Die Kinder mußten ihren Vorgesetzten strengen Gehorsam leisten, und jeder Erwachsene hatte das Recht, die Kinder eines Andern zu strafen, wenn sie Fehler begingen.

Um den Verstand der Kinder früh zu wecken, und ihr Urtheil zu schärfen, mußten sie bei den Mahlzeiten der Alten erscheinen, wo man sie oft neckte, oder sie um ihre Meinung fragte. Wer da am witzigsten gegen Spott sich wehrte, oder am treffendsten urtheilte, ward gerühmt und vorgezogen. Von Jugend auf wurde der Spartaner gewöhnt, körperliche Schmerzen zu ertragen, und bei Züchtigungen weinen, galt für die größte Unehre. Selbst die Mutter weinte nicht über den Tod ihres Sohnes, der für das Vaterland gefallen war; wenn er in den Krieg zog, sprach sie zu ihm, auf den Schild zeigend: entweder mit diesem — nämlich lebendig als Sieger — oder auf diesem — das heißt, todt nach tapferem Streite — kehre zu mir zurück. Wer vor dem Feinde geflohen war, durfte nie wieder auf öffentlichen Plätzen erscheinen; er mußte vor jungen Leuten aufstehen und selbst Stockschläge erleiden, so daß sein Leben härter als der Tod war. Lykurg ließ die beiden Könige an der Spitze des Staates, sie wurden aber durch die Ephoren oder Aufseher, welche die Könige und alle obrigkeitliche Personen, die ihre Macht mißbrauchten, absetzen, und sogar strafen konnten, und durch den Rath von 28 Männern, die wenigstens 60 Jahre alt sein mußten, in der Ausübung ihrer Gewalt beschränkt. Die Versammlung des Volkes hatte die höchste Gewalt; aber um Zänkereien zu vermeiden, wurde alles, worüber das Volk entscheiden sollte, von den Königen und dem Rathe der Versammlung in kurzen Fragen vorgelegt, worauf nur mit Ja oder Nein geantwortet werden mußte. Um seiner Verfassung Dauer zu geben, ließ Lykurg die Könige, den Rath und das Volk feierlich schwören, seine Gesetze bis zu seiner Rückkehr von der Reise, die er unternehmen wollte, zu beobachten. Er reisete ab und kam nie wieder. Man sagte, er habe sich zu Tode gehungert, und seine Asche sei, nach seinem Verlangen, ins Meer gestreuet worden.

Lykurgs Verfassung dauerte 500 Jahre; so stark war der Eindruck, den der merkwürdige Mann gemacht hatte. Durch seine Einrichtungen wurde Sparta das kriegslustigste Volk in Griechenland, und besaß ein Heer, das nie fragte, wie stark der Feind, sondern wo er sei; es hatte Männer, die entschlossen waren, für des Vaterlandes Freiheit zu siegen, oder zu sterben. In den ersten 400 Jahren nach Lykurg bestanden die Kriege der Spartaner nur in Fehden mit den Nachbarn, besonders den Messeniern, die nach einer langen tapfern Gegenwehr unter ihren beiden Helden, Aristodemus und Aristomenes, endlich erlagen und den Spartanern dienstbar wurden. In den blutigen Kriegen, worin die Griechen ihre Freiheit gegen die Perser herrlich verfochten, erwarben auch Sparta's tapfere Männer hohen Ruhm, wie wir bald hören werden.

Attika, dessen Hauptstadt Athen war, pflegte früh die Künste des Friedens. Von hier ging der Feldbau in Griechenland aus, und viele griechische Städte erkannten die Wohlthat dieses Geschenks, das sie von Attika erhalten hatten, noch lange durch jährliche Darbringung der ersten Früchte des Feldes. In den ältesten Zeiten war Theseus, der Sohn eines atheniſchen Königs, berühmt. Er war bei dem Argonautenzuge, befreite sein Vaterland von dem schimpflichen Zwange, dem Könige von Kreta jährlich 7 Knaben und 7 Mädchen darzubringen, und ordnete die Verfassung des Landes. Unter dem Könige Kodrus, einem seiner Nachkommen, fielen die kriegerischen Herakliden in Attika ein. Ein Orakel that den Ausspruch, die Athener sollten nur dann siegen, wenn ihr König im Kampfe den Tod finden würde. Die Anführer der Herakliden gaben daher dem Heere den strengsten Befehl, den König der Athener zu schonen; Kodrus aber, begeistert von dem tapfern Entschlusse, sich für sein Vaterland aufzuopfern, ging verkleidet in's feindliche Lager und

10

Dido gründet Karthago, 888. v. C. G.

11

Kodrus opfert sich für sein Vaterland, 1068. v. C. G.

12

Romulus gründet Rom, 754. v. C. G.

hatten verdrängte griechische Stämme auch in Italien sich niedergelassen, und in Unter-Italien, wo ein freundlicher Himmel und ein fruchtbarer Boden sie anlockten, war bereits 50 Jahre vor dem trojanischen Kriege die älteste griechische Pflanzstadt Cumä entstanden, welche der Anfang der blühenden Ansiedlungen war, die später den Nahmen Großgriechenland erhielten.

In jenen kriegerischen Zeiten konnte die Bildung des Volkes keine Fortschritte machen. Unter Waffen und Kämpfen aufwachsend, blieben die Bewohner des eigentlichen Griechenlandes in ihrer Rohheit, und kannten keine Tugend, als wilde Tapferkeit. Die griechischen Ansiedler aber, die sich in Klein-Asien niedergelassen hatten, die Jonier, gelangten in ihrer neuen Heimath früher, als ihre Brüder in Europa, zur Ruhe und zum vollen Genusse der Vorzüge ihres schönen Landes. Einer günstigen Lage am Meere und der Nachbarschaft reicher und gebildeter Länder, verdankten diese Ansiedlungen ihre herrliche Blüte. Schon hatten die Jonier den Phöniziern einen Theil des Handels entrissen, und manche dieser Völkerschaften schifften sogar schon nach Spanien und andern westlichen Ländern. Auch war ihre Sprache schon weit gebildeter, als die rauhen Sprachen anderer griechischen Völker. Hier, unter dem milden Himmel Joniens, dichtete Homer seine unsterblichen Gesänge, ungefähr 200 Jahre nach der Zerstörung von Troja, die ihm den Stoff dazu gab; hier sangen Anakreon, Alkäus und die Dichterinn Sappho, hier lebte der sinnreiche Fabeldichter Äsop, hier lehrten die ersten griechischen Weltweisen, z. B. Thales (600 Jahre vor Christus), der erste Berechner der Sonnenfinsternisse unter den Griechen; hier blühten zuerst die schönen Künste, welche die Griechen erfunden oder veredelt haben, Musik, Mahlerei, Bildhauerkunst und Baukunst.

Die Verfassung und bürgerliche Einrichtung der

griechischen Staaten wurden während der Wanderungen und Unruhen nach dem Trojanischen Kriege gänzlich verändert. Die lange Abwesenheit der Fürsten, während dieses Krieges, wurde vielen Fürstenhäusern nachtheilig und schwächte ihre Gewalt. Alle Staaten hatten anfangs Könige gehabt; nun aber regte sich überall die Freiheitsliebe, und fast überall wurde, bald unter Stürmen, bald in Ruhe, die Königsgewalt durch freie Verfassungen und Volksherrschaft verdrängt. Die einzelnen Staaten zu verbinden, sollte das Gericht der Amphikyonen dienen. Es war ungefähr 300 Jahre vor dem Kriege gegen Troja gestiftet worden, und bestand aus den Abgeordneten von 12 griechischen Völkerschaften, die sich jährlich zweimahl zu Thermopylä — später zu Delphi — versammelten, um die öffentliche Ruhe und Sicherheit in ganz Griechenland zu beschützen und Friedensstörer mit vereinten Kräften zu bezwingen.

Ein anderes Band der Einigung unter den griechischen Staaten waren die, in verschiedenen Theilen des Landes angeordneten, heiligen Spiele. Der Ursprung derselben fällt in die ältesten Zeiten, wo Leibesstärke und Gewandtheit allein den Helden bildeten, und Schlachten gewöhnlich durch Zweikämpfe geendigt wurden. Vollkommene Ausbildung der Leibeskräfte mußte in jener Zeit ein Hauptgegenstand der Erziehung sein; unter den Augen alter Helden bildeten sich junge Krieger zum Waffengewerbe, und fast bei allen gottesdienstlichen Festen, bei feierlichen Zusammenkünften, so wie bei den Besuchen, welche sich die Helden mit ihren Kriegsgesellen einander gaben, wurden öffentliche Beweise körperlicher Gewandtheit in Wettkämpfen und Waffenspielen, im Wettlaufe, im Wettrennen zu Pferde, im Springen, Kämpfen, Ringen und Scheibenwurfe abgelegt. Später brachten die Führer des Volkes mehr Ordnung und Regelmäßigkeit in diese Spiele, um

sie als ein Mittel zur Vereinigung der griechischen Völkerschaften zu benutzen. Dazu dienten vorzüglich die 4 großen Spiele, die olympischen, die pythischen, die nemeischen und die isthmischen. Die zerstreuten kleinern Völker lernten sich bei diesen Spielen kennen, theilten sich einander Kenntnisse mit und erhielten Gelegenheit, Handelsverkehr anzuknüpfen und zu erweitern. Ehrbegierde, Nacheiferung, Vaterlandsliebe und Gemeingeist wurden geweckt und genährt. Als die Völker gebildeter wurden und Sinn für schöne Künste erwachte, verband man mit den Waffenspielen und körperlichen Uebungen auch geistige Unterhaltungen. Dichter, Redner und Geschichtschreiber lasen ihre Werke den glänzenden Versammlungen ihrer Landsleute vor, und kämpften wetteifernd um Beifall. Die Griechen verdankten daher diesen Spielen einen großen Theil ihrer hohen Bildung. Die ältesten Spiele waren die olympischen, welche 776 Jahre vor Christus eingerichtet wurden. Sie wurden alle 4 Jahre zu Olympia in der Landschaft Elis gehalten. Sie hatten ihren Ursprung einem feierlichen Opfer zu danken, das seit den ältesten Zeiten dem olympischen Jupiter im Nahmen aller Griechen gebracht wurde, und die Spiele, die anfangs nur ein Anfang der Opferfeierlichkeiten waren, wurden später die Hauptsache. Nicht-Griechen, Weiber und Lasterhafte durften nicht dabei erscheinen. Die Sieger in den verschiedenen Weltkämpfen erhielten einen Kranz von Oehlzweigen, man rief ihre Nahmen vor der Versammlung aus, und führte sie alsdann in einem feierlichen Zuge in ihre Vaterstadt. Diese Spiele gaben Anlaß zu einer Jahrrechnung unter den Griechen, so daß man immer nach Verlauf von vier vollen Jahren einen neuen Zeitraum anfing, den man Olympiade nannte. In den pythischen Spielen, die allemahl im fünften Jahre in einem Walde bei Delphi dem Apollo zu Ehren gehalten wurden, war der Preis ein Lorber-

kranz; es waren geistige Wettstreite. Die nemeischen und die isthmischen Spiele wurden jedesmahl im dritten Jahre bei der Stadt Nemea und auf der Land-Enge von Korinth gehalten.

Die Religion der Griechen war eine Mischung von einheimischen und fremden Gottheiten und gottesdienstlichen Gebräuchen. Sie borgten ihre zahlreichen Götter von den Aegyptern, Phönizien und andern Völkern Asiens; aber selbst einzelne Oerter und Landschaften hatten eigene einheimische Götter, die allmählig Gegenstände der Verehrung unter allen Griechen wurden. Sie gaben ihren Göttern nicht, wie viele andere Völker, Thiergestalten, sondern dachten sie sich als menschenähnliche Wesen, mit menschlichen Bedürfnissen, Neigungen und Leidenschaften, nur legte man ihnen feinere, beweglichere, mit ewiger Kraft und Jugend begabte, Körper bei, und schrieb ihnen einen mächtigen Einfluß auf die Natur und die sterblichen Menschen zu. Alles, was in der Welt geschah und nicht sichtbar von Menschen herrührte, hielt man für unmittelbare Wirkung der Götter, die eigentlich nichts als Versinnlichungen der Naturkräfte, der Elemente, so wie der Entstehung verschiedener nützlichen Erfindungen waren. Bereits in den frühesten Zeiten war unter den Griechen die Verehrung der sogenannten zwölf großen Götter eingeführt, welche sie Zevs (Jupiter), Phöbos (Apollo), Poseidon (Neptun), Ares (Mars), Hermes (Merkur), Hephästos (Vulkan), Herä (Juno), Athenä (Minerva), Artemis (Diana), Demeter (Ceres), Aphrodite (Venus), Hestia (Vesta) nannten. Zevs war unter diesen die mächtigste Gottheit. Später wurden die Erzählungen von den Gottheiten durch Dichter und Künstler weiter ausgebildet und verschönert, und die Zahl der Götter und Göttinnen vermehrt, woraus die Mythologie oder Götterlehre entstand. Die Gottesverehrungen bestanden in Opfern, Reinigungen, Ge-

beten und andern Gebräuchen. Man widmete den Göttern prächtige Tempel und zahlreiche Feste. Die Bilder der Götter, welche in Tempeln und an öffentlichen Oertern ausgestellt wurden, waren in spätern Zeiten, wo feinere Bildung sich verbreitet hatte, gewöhnlich Meisterstücke der Kunst. In den ältesten Zeiten verrichteten die Hausväter und Stammfürsten selbst die Opfergebräuche; später entstanden jedoch Priester, deren Anzahl nach und nach mit den vermehrten gottesdienstlichen Gebräuchen immer mehr zunahm. Nie aber machten die Priester einen besonderen Stand unter den Griechen aus. Die Opfer richteten sich nach der Lebensweise jedes Volkes, und bestanden anfangs, wie ihre ersten Mahlzeiten, aus Wurzeln und Kräutern, dann aus Früchten, gerösteten Gerstenkörnern, Gerstenmehl mit Salze, Kuchen, und endlich aus erlesenen, eigens dazu gemästeten, Thieren. In den ältesten Zeiten wurden auch Menschen, jedoch gewöhnlich nur gefangene Feinde, den Göttern geopfert. Einen Haupttheil der griechischen Religion machten die Orakel aus. Man verstand darunter Weissagungen, Enthüllungen der Zukunft, oder Lösung schwieriger Fragen, welche die Götter gewöhnlich durch den Mund von Priestern ertheilten. Das Orakel des Jupiters zu Dodona in Epirus war das älteste. Aus dem Säuseln in den Wipfeln eines dem Gotte geheiligten Eichenwaldes, und aus dem Klange, den ein ehernes Gefäß von sich gab, wenn kleine Kugeln daran schlugen, erklärte man die Zukunft. Später entstand das berühmtere, dem Apollo geweihte, Orakel zu Delphi in der Landschaft Phocis. Es gab da eine Höhle, aus welcher ein betäubender Dampf aufstieg. Auf die enge Oeffnung der Höhle wurde ein dreifüßiger Stuhl gestellt, auf welchen die Priesterinn, die Pythia, sich setzte, die in eine heftige Wuth gerieth, wenn der Dampf sie berauschte. Die gebrochenen Töne und Worte, welche sie in diesem Zustande murmelte, wurden von den

Prieſtern meiſt in Verſe gebracht, und alsdann den Fragern mitgetheilt. Dieſe Orakelſprüche waren gewöhnlich dunkel und vielfacher Auslegung fähig. Die Helden, Geſetzgeber und Weiſen Griechenlands ſuchten in allen wichtigen Angelegenheiten die Unterſtützung dieſes verehrten Orakels, mit deſſen Prieſtern ſie ſich zuweilen heimlich einverſtanden, um durch die Antworten deſſelben auf das Volk zu wirken. Jeder Frager mußte dem Orakel des Apollo ein Geſchenk zurück laſſen, und es wurde ſo häufig ſelbſt von ausländiſchen Königen und Völkern beſucht, daß der Tempel zu Delphi einen außerordentlichen Schatz der koſtbarſten Weihgeſchenke beſaß.

Die wichtigſten Staaten Griechenlands waren Sparta oder Lacedämon, und Athen, bis ſpäterhin auch Theben auf kurze Zeit ſich erhob. Sparta war ein großer Flecken am Fluſſe Eurotas im Peloponnes. Die Gemahlinn des Königs Ariſtodemus, eines Herakliden, gebar Zwillinge, und weil man den Erſtgeborenen nicht unterſcheiden konnte, wurde verordnet, daß beide, und eben ſo ihre Abkömmlinge, zuſammen herrſchen ſollten. So hatte Sparta jedesmahl zwei Könige zugleich; aber das Anſehen derſelben kam immer mehr in Verfall, das Volk war trotzig und aufrühriſch, und der Staat war (888 Jahre vor Chriſtus) ſeinem Untergange nahe. Da wurde Lykurg, ein edler Mann, der Retter ſeines Vaterlandes. Sein Bruder, einer der beiden Könige, war geſtorben, und er hätte ſich ſelbſt der Herrſchaft anmaßen können; aber er nahm ſeines Bruders Sohn, der erſt nach des Vaters Tode geboren wurde, auf den Arm und zeigte ihn den Spartanern als ihren König. Lykurg war eine Zeitlang Vormund des jungen Königs; als aber Neider ihn beſchuldigten, daß er heimlich nach der Herrſchaft ſtrebte, verließ er ſein Vaterland und reiſete nach Kreta, wo der weiſe König Minos ſchon mehre Jahrhunderte früher gute Geſetze eingeführt hatte, alsdann nach Aegypten und zu den ge-

bildeten Griechen in Jonien, und überall machte er sich mit den Gesetzen und Verfassungen der Länder bekannt. Während seiner Abwesenheit wurde die Verwirrung in seinem Vaterlande so groß, daß Alle seine Rückkehr wünschten. Lykurg kam mit dem Vorsatze, seinem Vaterlande eine bessere Verfassung zu geben. Auf der Reise besuchte er Delphi, und verabredete es mit den Priestern, daß das Orakel erklärte, das Land, welches Lykurgs Gesetze annehmen würde, sollte den Vorzug vor allen andern Völkern erhalten. Dieser Ausspruch gab ihm neues Ansehen, und die Spartaner nahmen die Einrichtungen an, die er ihnen vorschrieb. Lykurg hatte den Zweck, alle Bürger Sparta's in ihren Besitzungen und in ihrer Lebensweise gleich zu machen, und sie zur tapferen Vertheidigung ihres Vaterlandes zu erziehen. Die Aecker wurden in gleiche Antheile abgetheilt, und jedem Bürger der seinige angewiesen, jedoch durften die freien Bürger und Vertheidiger des Landes nicht selbst ihre Aecker bauen, sondern diese Arbeit wurde den unterjochten Bewohnern des Landes, die man Heloten nannte, aufgelegt. Alle Künste waren aus Sparta verbannt, und statt Gold- und Silbermünzen wurde eisernes Geld eingeführt; diese Münze aber war so groß und schwer, daß ein paar hundert Thaler einen Wagen füllten. Die Bürger speiseten zusammen nach Zünften; Junge und Alte mit einander, und jeder mußte zu diesen Mahlzeiten monatlich einen bestimmten Beitrag liefern. Ein Hauptessen war die sogenannte schwarze Suppe. Die Kinder wurden öffentlich und gemeinschaftlich, aber sehr strenge erzogen. Sie gingen barfuß und wurden geübt, den Wechsel der Witterung, Hunger und Durst zu ertragen. Auch die Mädchen mußten, gleich den Knaben, durch körperliche Uebungen sich stärken. Die Kinder mußten ihren Vorgesetzten strengen Gehorsam leisten, und jeder Erwachsene hatte das Recht, die Kinder eines Andern zu strafen, wenn sie Fehler begingen.

Um den Verstand der Kinder früh zu wecken, und ihr Urtheil zu schärfen, mußten sie bei den Mahlzeiten der Alten erscheinen, wo man sie oft neckte, oder sie um ihre Meinung fragte. Wer da am witzigsten gegen Spott sich wehrte, oder am treffendsten urtheilte, ward gerühmt und vorgezogen. Von Jugend auf wurde der Spartaner gewöhnt, körperliche Schmerzen zu ertragen, und bei Züchtigungen weinen, galt für die größte Unehre. Selbst die Mutter weinte nicht über den Tod ihres Sohnes, der für das Vaterland gefallen war; wenn er in den Krieg zog, sprach sie zu ihm, auf den Schild zeigend: entweder mit diesem — nämlich lebendig als Sieger — oder auf diesem — das heißt, todt nach tapferem Streite — kehre zu mir zurück. Wer vor dem Feinde geflohen war, durfte nie wieder auf öffentlichen Plätzen erscheinen; er mußte vor jungen Leuten aufstehen und selbst Stockschläge erleiden, so daß sein Leben härter als der Tod war. Lykurg ließ die beiden Könige an der Spitze des Staates, sie wurden aber durch die Ephoren oder Aufseher, welche die Könige und alle obrigkeitliche Personen, die ihre Macht mißbrauchten, absetzen, und sogar strafen konnten, und durch den Rath von 28 Männern, die wenigstens 60 Jahre alt sein mußten, in der Ausübung ihrer Gewalt beschränkt. Die Versammlung des Volkes hatte die höchste Gewalt; aber um Zänkereien zu vermeiden, wurde alles, worüber das Volk entscheiden sollte, von den Königen und dem Rathe der Versammlung in kurzen Fragen vorgelegt, worauf nur mit Ja oder Nein geantwortet werden mußte. Um seiner Verfassung Dauer zu geben, ließ Lykurg die Könige, den Rath und das Volk feierlich schwören, seine Gesetze bis zu seiner Rückkehr von der Reise, die er unternehmen wollte, zu beobachten. Er reisete ab und kam nie wieder. Man sagte, er habe sich zu Tode gehungert, und seine Asche sei, nach seinem Verlangen, ins Meer gestreuet worden.

Lykurgs Verfassung dauerte 500 Jahre; so stark war der Eindruck, den der merkwürdige Mann gemacht hatte. Durch seine Einrichtungen wurde Sparta das kriegslustigste Volk in Griechenland, und besaß ein Heer, das nie fragte, wie stark der Feind, sondern wo er sei; es hatte Männer, die entschlossen waren, für des Vaterlandes Freiheit zu siegen, oder zu sterben. In den ersten 400 Jahren nach Lykurg bestanden die Kriege der Spartaner nur in Fehden mit den Nachbarn, besonders den Messeniern, die nach einer langen tapfern Gegenwehr unter ihren beiden Helden, Aristodemus und Aristomenes, endlich erlagen und den Spartanern dienstbar wurden. In den blutigen Kriegen, worin die Griechen ihre Freiheit gegen die Perser herrlich verfochten, erwarben auch Sparta's tapfere Männer hohen Ruhm, wie wir bald hören werden.

Attika, dessen Hauptstadt Athen war, pflegte früh die Künste des Friedens. Von hier ging der Feldbau in Griechenland aus, und viele griechische Städte erkannten die Wohlthat dieses Geschenks, das sie von Attika erhalten hatten, noch lange durch jährliche Darbringung der ersten Früchte des Feldes. In den ältesten Zeiten war Theseus, der Sohn eines athenischen Königs, berühmt. Er war bei dem Argonautenzuge, befreite sein Vaterland von dem schimpflichen Zwange, dem Könige von Kreta jährlich 7 Knaben und 7 Mädchen darzubringen, und ordnete die Verfassung des Landes. Unter dem Könige Kodrus, einem seiner Nachkommen, fielen die kriegerischen Herakliden in Attika ein. Ein Orakel that den Ausspruch, die Athener sollten nur dann siegen, wenn ihr König im Kampfe den Tod finden würde. Die Anführer der Herakliden gaben daher dem Heere den strengsten Befehl, den König der Athener zu schonen; Kodrus aber, begeistert von dem tapfern Entschlusse, sich für sein Vaterland aufzuopfern, ging verkleidet in's feindliche Lager und

10

Dido gründet Karthago. 885. v. C. G.

11

Kodrus opfert sich für sein Vaterland. 1068. v. C. G.

12

Romulus gründet Rom. 754. v. C. G.

fand den Tod. Die Athener baten darauf die Feinde, ihnen den Leichnam ihres Königs auszuliefern, aber als die Herakliden dieß vernahmen, wurden sie so muthlos, daß sie sogleich das Gebiet der Athener verließen. (IV, 11.) Nach dem Tode des großherzigen Mannes schafften die Athener die königliche Würde ab, weil, wie sie sagten, nach Kodrus niemand dieselbe verdiene, und sie übertrugen die höchste Gewalt Beamten, welche Archonten hießen. Einer von diesen Beamten, Drako, gab seinem Vaterlande Gesetze, welche so strenge waren, daß man sagte, sie seien mit Blute geschrieben. Man fühlte aber bald das Bedürfniß besserer Gesetze, und unter den inneren Unruhen, die dreißig Jahre nach Drako den Staat zerrütteten, sehnte man sich nach einem Retter. Da erschien Solon, ein edelgesinnter weiser Mann, der sich durch Reisen gebildet hatte. Er schaffte Drako's strenge Gesetze ab. Die Einrichtungen, die er machte, waren gerade das Gegentheil von Lykurgs Verfassung. Er wollte in dem kleinen, nicht überall fruchtbaren, Lande Kunstfleiß und Handel beleben, und durch seine Einrichtungen Künstler und Kaufleute reizen, sich in Athen niederzulassen. Er theilte die Bürger nach ihrem Vermögen in 4 Klassen, und gab jeder Klasse diejenigen Rechte, welche ihr die wichtigsten waren. Die höchste Gewalt übte die allgemeine Versammlung aus; sie wurde innerhalb 35 Tagen viermal gehalten und wählte die obersten Staatsbeamten. Diese Beamten bestanden aus dem Staatsrathe von 400 Bürgern, die zuvor untersuchten, was der Versammlung vorgetragen werden sollte, und aus dem Areopagus, dessen Mitglieder aus den tugendhaftesten Männern gewählt wurden, und das Recht hatten, die Beschlüsse der Versammlung noch einmahl zu prüfen und zu bestätigen. Nur aus den drei ersten Klassen der Bürger konnten Obrigkeiten gewählt werden, aber niemand war wahlfähig, der dem Staate schuldig war,

und derjenige, dessen Vater Schulden hinterließ, konnte, so lange er sie nicht bezahlt hatte, weder in der Volksversammlung erscheinen, noch ein Amt bekleiden. Eben so war ausgeschlossen, wer gegen Vater oder Mutter seine Hand aufgehoben hatte, oder seine Aeltern, die ihn etwas hatten lernen lassen, in ihrem Alter nicht unterstützte oder nährte, wer den Krieg feige gemieden, oder die Waffen weggeworfen und wer sein Gut verschwendet hatte. Unter Solons Gesetzen waren mehre, die Weisheit und edle Gesinnungen verkündigten. Müßiggang wurde als Verbrechen bestraft. Auch Verläumder mußten Strafe leiden. Eine Braut mußte, zum Zeichen guter Wirthschaft, eine Wurfschaufel in das Haus ihres Mannes mitbringen. Die Kinder derjenigen, welche im Dienste des Vaterlandes ihr Leben verloren hatten, sollten bis in das zwanzigste Jahr erzogen werden. Solon ließ sich versprechen, daß seine Gesetze hundert Jahre befolgt werden sollten. Er verließ darauf sein Vaterland auf zehn Jahre und reisete nach Aegypten und Kreta. Während seiner Abwesenheit bemächtigte sich Pisistratus, Solons Verwandter und Freund, der Oberherrschaft. Das Volk bewilligte ihm eine Leibwache, womit er die Burg eroberte. Als der alte Solon sah, daß er nichts dagegen vermochte, entfernte er sich noch einmahl aus Athen, und starb bald nachher außer seinem Vaterlande. Pisistratus brauchte die erworbene Gewalt mit Milde und Klugheit, und die Athener waren glücklich unter seiner Herrschaft. Er beförderte den Ackerbau, zierte die Stadt mit schönen Gebäuden, und fing zuerst an, Homers zerstreute Gedichte zu sammeln. Von nun an begann die, den Athenern eigenthümliche, Liebe zu Wissenschaft und Kunst sich immer schöner zu entfalten. Sein Sohn verlor die Herrschaft, weil seine Strenge die Athener unzufrieden machte.

Dieß geschah um die Zeit, als die Perser gegen

Griechenland losbrachen. Die Athener hatten die ionischen Städte, welche sich von den Persern unabhängig machen wollten, unterstützt. Der Perserkönig, Darius Hystaspis, sandte einige Jahre nachher (490 Jahre vor Christus) ein Heer gegen Europa, um sich an Athen zu rächen. Die Perser waren im Begriff, in Attika einzudringen, da schlug der Athener Miltiades, ein großer Feldherr, mit einem kleinen Heere die zehnfach größere Macht der Perser bei Marathon. Neun Jahre später drohte Xerxes Griechenland den Untergang. Die Athener wurden zu jener Zeit von Themistokles, einem Manne von großem Geiste, geführt. Er wußte, daß der Perserkönig die, bei Marathon erlittene, schimpfliche Niederlage nicht vergessen würde. Auf seinen Rath hatten die Athener Schiffe gebaut, um zur See mächtig zu werden. Nach langen Vorbereitungen brach Xerxes aus Asien hervor. Auf der Landenge, welche das Vorgebirge Athos mit Thrazien verband, wurde ein Kanal für die ungeheure Flotte von 3200 Schiffen gegraben, und das zahllose Landheer, von mehr als dritthalb Millionen ohne den Troß, zog auf zwei Schiffbrücken über den Hellespont. Während die Athener unter Themistokles Schutz auf ihren Schiffen suchten, wollte der großherzige Spartaner Leonidas mit einem kleinen Heere von 4000 Griechen, worunter nur 300 aus Sparta waren, den engen Paß bei Thermopylä beschützen. Die Spartaner waren entschlossen, zu siegen, oder zu sterben. Der stolze Perserkönig ließ die Griechen durch einen Herold auffodern, ihre Waffen auszuliefern. „Komm und hohle sie!“ antwortete Leonidas. Die griechischen Helden schlugen alle Angriffe der Feinde zurück und vielleicht würde Xerxes das Vorhaben, nach Attika vorzudringen, aufgegeben haben, wenn nicht ein Verräther den Persern einen Weg über das Gebirge gezeigt hätte, und die Krieger, welche diesen Fußsteig bewachten, bei dem Anblicke der

Feinde geflohen wären. Leonidas und seine Tapfern sahen plötzlich die Perser im Rücken. Jeder Widerstand schien vergeblich zu sein. Leonidas wollte nicht sein ganzes Heer aufopfern, er sandte einen Theil desselben weg, und stellte sich mit ungefähr 1400 Kriegern, worunter seine Spartaner waren, der ganzen persischen Macht entgegen. Leonidas sank, von vielen Wunden durchbohrt. Vergebens wollten die Perser den Leichnam des Helden erobern, die Spartaner schlugen sie jedesmahl zurück. Die Krieger aus Theben wurden endlich durch die drohende Gefahr so sehr erschüttert, daß sie mit emporgehobenen Schilden um Schonung baten; die Spartaner aber setzten den Kampf so lange fort, bis alle todt auf dem Schlachtfelde lagen. Nur zwei von den 300 Helden überlebten ihre Waffenbrüder, und wurden als Feige und Ehrlose aus Sparta verbannt, aber einer derselben gewann später bei Platää durch seine Tapferkeit die Bürgerehre wieder. Den Gefallenen zu Ehren wurden jährlich Spiele gefeiert, ein Denkmahl errichtet und ihren unsterblichen Ruhm verkündigte die Inschrift: „Wanderer, sag' es in Sparta, daß wir alle hier gefallen sind, den Gesetzen des Vaterlandes gehorsam."

Das verlassene Athen wurde zwar von den vordringenden Persern verbrannt, aber bald nachher siegte (480 Jahre vor Christus) Themistokles in der entscheidenden Seeschlacht bei Salamis. Xerxes, muthlos nach dieser Niederlage, ließ seinen Feldherrn mit einem Heere zurück, und als er seine Brücke zerstört fand, floh er in einem kleinen Fahrzeuge in sein Land. Das zurückgebliebene persische Heer wurde im folgenden Jahre von der verbündeten griechischen Kriegsmacht bei Platää geschlagen, und zu gleicher Zeit wurde von den Spartanern und Athenern bei dem Vorgebirge Mykale ein Sieg erfochten, nach welchem Kimon, des Miltiades Sohn, die persischen Schiffe verbrannte. (VI, 16.)

Griechenland war von den feindlichen Heeren befreit, und der erhöhte Muth der fester verbundenen Griechen wagte es nun, die Feinde auch außer den Gränzen der Heimath aufzusuchen, um ihre Brüder in Asien von der fremden Herrschaft frei zu machen. Athen, das bald schöner wieder aufgebaut wurde, und unter der Verwaltung des Themistokles mächtig emporstieg, erhielt das Uebergewicht über alle griechische Länder, aber es brauchte seine Gewalt mit so großem Uebermuthe, daß bald allgemeine Unzufriedenheit entstand, welche der Keim zu langen Kriegen ward. Themistokles wurde von dem undankbaren Vaterlande, das er gerettet und erhoben hatte, vertrieben, und verdankte dem Sohne des Xerxes, zu welchem er floh, die Ruhe seiner letzten Lebenstage. Es folgten ihm in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Athens mehre treffliche Männer, unter welchen der gerechte Aristides, der edle Kimon und Perikles die berühmtesten waren. Perikles behauptete 40 Jahre lang den viel wirkenden Einfluß, den er gewonnen hatte. Unter ihm kam Athen auf die höchste Stufe der Macht und des Reichthums, vorzüglich aber gab er, der selbst einer der gebildetsten und beredsamsten Männer seiner Zeit war, den Wissenschaften und Künsten einen Glanz, den sie nie zuvor gehabt hatten. (VI, 18.) Er schmückte Athen mit Prachtgebäuden; das Pantheon, die Propyläen, das Odeon, das Pökile, und andre Denkmähler der Baukunst, waren sein Werk. In dieser Zeit lebte der herrliche Bildner Phidias, der das Pantheon mit dem Bilde der Minerva und den Tempel zu Olympia mit dem Bilde Jupiters schmückte; die Geschichtschreiber Herodot und Thucydides, die Dichter Sophokles und Euripides, der Arzt Hippokrates, und andere Männer, berühmt in Wissenschaften und Künsten.

Endlich, als der Stolz und die Anmaßung der Athener nicht bloß die Völker des Peloponnesus, son-

den selbst viele ihrer eigenen Bundesgenossen zum Unwillen reizten, brach der peloponnesische Krieg (431 Jahre vor Christus) aus, welcher 27 Jahre lang wüthete, ganz Griechenland verheerte und den Untergang der Unabhängigkeit der Griechen vorbereitete. Die Eifersucht zwischen Athen und Sparta war so hoch gestiegen, daß der Krieg unvermeidlich war. Während dieses Krieges war einer der merkwürdigsten Männer der Athener Alcibiades, ein Zögling des Perikles, der sich durch lebhaften Geist, hinreißende Beredsamkeit und glückliche Tapferkeit auszeichnete, aber leichtsinnig, ehrgeizig; weder in Tugenden, noch in Lastern von jemand übertroffen, wie Cornelius Nepos von ihm sagt. Er rettete Athen vom Untergange, und zum zweiten Mahle verbannt, starb er im fremden Lande. Der Kampf endigte mit der Vernichtung der Obergewalt der Athener (405 Jahre vor Christus) in der Schlacht bei Aegos-Potamos; aber diese Niederlage zerstörte nur die Herrschaft, nicht die Größe Athens, nicht den Ruhm und Glanz, den ihm die Liebe zu den Wissenschaften und Künsten und die Bildung seiner Bewohner gaben. Solon's Verfassung wurde aufgehoben, und dreißig Männer herrschten unter dem Schutze einer spartanischen Besatzung mit harter Gewalt in Athen. Zwar machte Thrasybul dieser strengen Herrschaft ein Ende, aber ein edlerer Bürgersinn konnte den Athenern nicht verliehen werden, und bald nachher mußte einer ihrer Mitbürger, der weise Sokrates, von seinen Neidern verfolgt, den Giftbecher trinken.

Die Spartaner waren nun das gebietende Volk in Griechenland, aber sie herrschten so hart, wie vor ihnen Athen. Lykurg's Verfassung, die schon seit einiger Zeit gewankt hatte, verfiel, und der ungewohnte Wohlstand, wozu Sparta gelangte, so wie der Umgang mit den üppigen Bewohnern Asiens, verderbten bald auch die Sitten des Volkes. Ein Krieg mit Persien,

den die Spartaner anfingen, und anfangs unter ihrem tapfern König Agesilaus glücklich führten, endigte mit neuen Fehden in Griechenland, wozu die Perser reizten, und endlich mußte Sparta (387 Jahre vor Christus) einen schimpflichen Frieden mit Persien schließen, wodurch die griechischen Staaten in Asien wieder in persische Gewalt kamen. Das kleine Theben in Böotien allein verwarf diesen Frieden, trat in die Waffen gegen das übermächtige Sparta, und seine heldenmüthigen Vertheidiger, Pelopidas, besonders aber der großherzige Epaminondas, errangen ihrem Vaterlande auf kurze Zeit die Obergewalt in Griechenland. Aber Thebens Größe sank mit den Helden, welche sie geschaffen hatten. Epaminondas, der Schöpfer einer neuen Kriegskunst, brach Sparta's Macht bei Leuktra. Zwölf Jahre später (363 vor Christus) focht er noch einmahl gegen die Spartaner und ihre Verbündeten. Noch war der Sieg nicht entschieden, als Epaminondas, tödlich verwundet, sank. Er ließ den Wurfspieß in der Wunde, bis ein Bote meldete, daß die Feinde die Flucht ergriffen hätten; da sprach der Held: Ich habe genug gelebt! zog den Stahl aus der Brust, und den Göttern für den Sieg dankend, gab er den Geist auf. (VII, 19.)

Griechenland war im Innern zerrüttet, die Sitten des Volkes waren verdorben, Vaterlandsliebe und Freiheitssinn geschwächt, als bald nach jenem Kampfe ein neuer Feind an den nördlichen Gränzen drohte. König Philipp von Macedonien, als Jüngling von Epaminondas gebildet, saß kaum auf dem Throne seiner Väter, als er anfing, auf die Vergrößerung seines Reiches zu denken. Die Macedonier, ein kriegerisches Gebirgsvolk, waren bis zur Schlacht bei Platää, die auch ihnen die Freiheit brachte, von den persischen Königen abhängig. In dem peloponnesischen Kriege standen sie auf der Seite der Spartaner, und später kämpf-

ten sie für Theben. Das Reich war von allen Seiten bedroht, als der kluge Philipp zur Herrschaft gelangte, und in wenigen Jahren hatte er die drohenden Nachbarn bezwungen, herrschte durch das Schrecken seiner Waffen und konnte nun auf sein erstes Ziel losgehen, sich in den griechischen Staatenbund einzudrängen. Dieß gelang ihm um so leichter, da die Griechen, durch Uneinigkeit getrennt, der drohenden Gefahr nicht achteten. Endlich, zu spät, verbanden sie sich, aber Philipp lieferte ihnen (337 Jahre vor Christus) die entscheidende Schlacht bei Chäronea in Böotien. Die Athener und ihre Bundesfreunde stritten, würdig des letzten Kampfes der alten Freiheit; die Helden von Theben, 400 an der Zahl, fielen, alle vorne verwundet, und Griechenlands Freiheit war untergegangen.

Philipp erhielt nun Sitz und Stimme in dem Rath der Amphiktyonen, er legte macedonische Besatzungen in die griechischen Festungen und wurde von den Griechen zum Oberfeldherrn in dem Kriege gegen Persien ernannt, wozu er sie anreizte. Mitten unter den Anstalten zu diesem Feldzuge ward er von einem beleidigten macedonischen Jünglinge ermordet. Ihm folgte sein Sohn Alexander, der Erbe seiner Macht und seiner unvollendeten Entwürfe.

Das macedonische Reich.

Philipps Ermordung veranlaßte sowohl in Griechenland, als in andern Ländern, die von Macedonien abhängig waren, drohende Unruhen. Die Völker hofften, sich von dem fremden Joche befreien zu können; aber der zwanzigjährige Alexander trat rasch hervor, und hatte in 2 Jahren alle diese Versuche vereitelt. Das kühne Theben mußte für seinen Freiheitssinn und Widerstand mit gänzlicher Zerstörung büßen, und Alexander

25

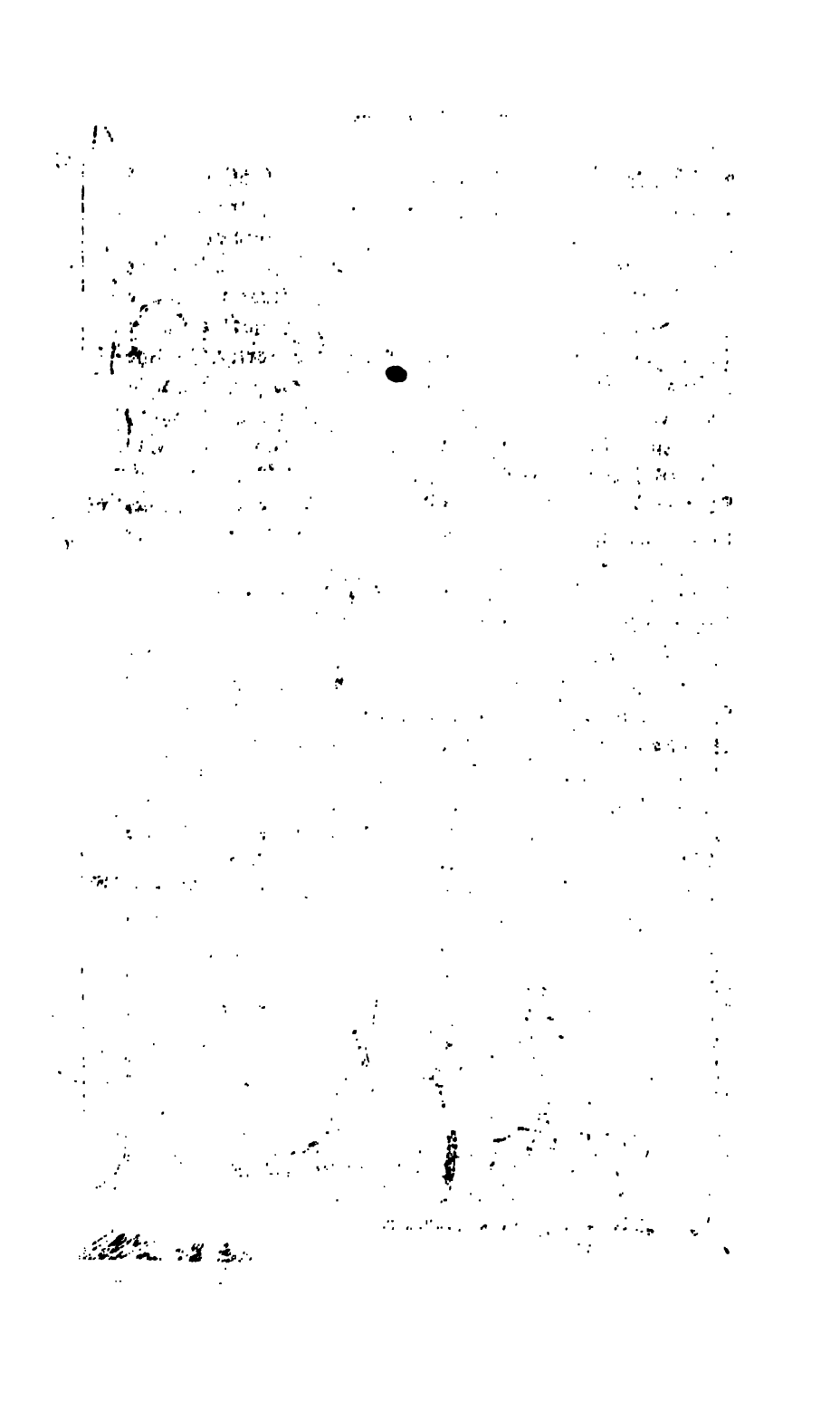
Alexander führt sein Heer über den Hellespont. 334 v.C.G.

26

Alexander begnadigt die Gemahlin des Darius. 333 v.C.G.

27

Alexander beweint den gifftodten Darius. 330 v.C.G.



verſchonte nichts, als die Tempel der Stadt und das Haus, in welchem 200 Jahre früher der große Dichter Pindar gewohnt hatte. Alle Griechen unterwarfen ſich, und feierlich wurde die Oberfeldherrnwürde des Königs von Macedonien von ihnen beſtätigt. Alexander rüſtete ſich nun, als er in Europa ſeine Herrſchaft geſichert hatte, zur Unterjochung Perſiens und der übrigen Reiche Aſiens. Der junge König zeigte die großen Anlagen und Fähigkeiten, womit die Natur ihn begabt hatte, in ihrem reinen Glanze, als er die Laufbahn eines Eroberers betrat. Er war ein Zögling des griechiſchen Weiſen Ariſtoteles. Menſchlichkeit, Seelengröße, und Achtung für Wiſſenſchaft und Kunſt, waren die hervorglänzenden Tugenden des jungen Helden, der ſchon in der Schlacht bei Chäronea unter den Augen ſeines Vaters rühmliche Tapferkeit bewährt hatte.

Mit einem Heere von 35,000 Mann und ſehr geringen Hülfsmitteln zog Alexander (IX, 25.) ohne Widerſtand über den Hellespont *). Die Perſer hatten das Ufer des Granikus beſetzt. Alexander ging im Angeſichte der Feinde über den Fluß, ſchlug ihr viermahl ſtärkeres Heer (334 Jahr vor Chriſtus) und Klein-Aſien war ihm unterworfen. Im nächſten Frühlinge rückte er weiter, um in das Herz des perſiſchen Reichs zu dringen. Der König der Perſer, Darius Codoman, zog ihm entgegen und verließ die weiten Ebenen zwiſchen dem Tigris und Eufrat, wo er ſein ungeheures Heer hätte ausbreiten und ſeine Reiterei mit Vortheil brauchen können; er wollte ſeinen Feind in den Gebirgen aufſuchen. Auf ſeinem ſchnellen Zuge ſtürzte ſich eines Tages Alexander, ganz erhitzt, in den kalten Fluß Cydnus, aber kaum war er im Waſſer, als ſeine Glieder erſtarrten. Man brachte ihn ſchnell in ſein Zelt. Ein heftiges Fieber befiel ihn. Ungeduldig wünſchte

*) Jetzt die Straße der Dardanellen.

der König seine Genesung, selbst wenn das Heilmittel gefährlich wäre. Sein Leibarzt Philipp bereitete ihm eine Arznei, von welcher er eine kräftige Wirkung versprach; aber in dem Augenblicke, als Alexander dieselbe nehmen wollte, kam ein Brief, welcher meldete, daß Philipp sich gegen Darius verpflichtet habe, den König zu tödten, und die Nachricht schien nicht unwahrscheinlich zu sein, da es bekannt wurde, daß Darius dem Mörder Alexanders eine reiche Belohnung verheißen habe. Alexander nahm die Arznei ohne Bedenken, und gab indessen dem Arzte den Brief; aber Philipp bat ihn mit dem Blicke der ruhigen Unschuld, die Wirkung des Trankes ohne Besorgniß abzuwarten. Ich will lieber in Gefahr kommen, von diesem Tranke zu sterben, als Furchtsamkeit verrathen, sprach der König. In drei Tagen aber stand Alexander wieder an der Spitze seiner Krieger und dankte dem Retter seines Lebens. Am Ufer des Issus stießen beide Heere auf einander. Alexander schlug (333 Jahre vor Christus) die Perser. Ihr prächtiges Lager fiel in die Hände des Siegers, der darin die Mutter, die Gemahlinn und drei Kinder desselben fand. Darius entkam und floh, ohne zu rasten, bis an den Eufrat. Alexander zeigte sich nach diesem Siege in seiner edelsten Größe. Er behandelte die gefangenen Frauen mit Ehrbietung und freundlicher Milde. (IX, 26.) Ehe er weiter ins persische Reich vordrang, belagerte er die reiche Stadt Tyrus, welche bei der tapfern Gegenwehr ihrer Bürger erst nach sieben Monaten sich ergab. Darius bot ihm während dieser Zeit einen vortheilhaften Frieden an. Er wollte die gefangenen Frauen mit einem reichen Lösegelde befreien, und seine Tochter Statira nebst dem eroberten Lande als Mitgift dem Sieger geben. Als Alexander den Antrag seinen Heerführern mitgetheilt hatte, sagte sein Freund Parmenio, er würde den vortheilhaften Frieden annehmen, wenn er Alexander wäre. Ich auch, er

antwortete der König, wenn ich Parmenio wäre. Schon hatte sein Glück ihn stolz und übermüthig gemacht. Er verwarf den Antrag mit stolzer Verachtung und zog gegen Aegypten, das durch leichte Anstrengung seine Beute wurde. Als er den Nil hinab schiffte, entdeckte er an der Mündung dieses Flusses den vortheilhaftesten Platz zu einer Handelsstadt, wozu er den Grund legte, und schon 20 Jahre nachher ragte diese Stadt, die nach seinem Nahmen Alexandria hieß, über alle Städte der damahligen Welt hervor.

Nach der Eroberung von Aegypten eröffnete Alexander, durch frische Kriegsvölker verstärkt, einen neuen Feldzug gegen Darius, der ihm mit einem so furchtbaren Heere entgegen zog, daß Alexander an dem glücklichen Erfolge zweifelte. Die Perser stritten mit großer Tapferkeit, aber zum dritten Mahle erlagen sie, zwischen Gaugamela und Arbela, der höheren Kriegskunst der Macedonier. Alexander, der dem flüchtigen Darius langsam nachrückte, ergab sich auf seinem Siegeszuge der rohesten Schwelgerei und ließ in der Trunkenheit die prächtige Königsburg zu Persepolis verbrennen. Schon fing der glückliche Held an, sich durch Schmeichler verderben zu lassen; das üppige Leben der Bewohner Asiens verführte ihn, und von nun an befleckte er oft seinen Ruhm. Der unglückliche Darius war indeß nach Armenien geflohen, um neue Streitkräfte zu sammeln; aber 2 treulose Statthalter verschworen sich wider ihn und einer derselben, Bessus, nahm ihn gefangen. Alexander eilte den Verräthern nach, als er von diesen Ereignissen Nachricht erhalten hatte. Die Verschworenen wollten den gefangenen König zwingen, sich auf ein Pferd zu setzen, und mit ihnen zu fliehen, als er sich aber weigerte, schossen sie ihre Wurfspieße auf ihn, und ließen ihn in seinem Blute liegen. Darius fiel (330 Jahre vor Christus) tödlich verwundet, und pries sterbend die großmüthige Schonung, die seine Angehörigen von dem Sieger er-

pfangen hatten. Bald darauf erſchien Alexander. Als er die Leiche des gefallenen Feindes erblickte, beklagte er mit Thränen das Schickſal des Königs, welcher, wie er ſagte, eines glücklicheren Looſes werth geweſen ſei. (IX, 27.) Er ließ den Leichnam in einen prächtigen Sarg legen und ſchickte ihn der Königinn, damit ſie ihn an der Seite der perſiſchen Könige begraben ließe.

Alexander war nun, nach dem Tode des Darius, Herr des perſiſchen Reiches. Er beſtrafte zuerſt die Mörder ſeines Feindes, und drang darauf bis in die ſüdliche Tatarei vor, wo er die Scythen unterjochte, um die Gränzen ſeines Reiches zu ſichern. Er neigte ſich immer mehr zu den Sitten Aſiens hin, und um die verſchiedenen Bewohner ſeines ungeheuren Reiches zu vereinigen, fing er an, den Perſern gleiche Vortheile mit ſeinen alten Kriegern einzuräumen. Seine europäiſchen Waffengefährten wurden darüber unwillig. Bei einem Gaſtmahle, das er dem Kaſtor und Pollux zu Ehren feierte, erhoben ihn einige ſchamloſe Schmeichler über dieſe Helden. Klitus, des Alexanders Freund und Milchbruder, wurde durch dieſe Niederträchtigkeit empört. Er antwortete, Alexander habe zwar rühmliche Thaten vollbracht, aber Lob und Ruhm gebühre auch dem Heere, das ſo viel dazu beigetragen habe. Als man weiter ſprach, behauptete er ſogar, Alexander habe nicht ſo große Thaten verrichtet, als König Philipp. Wüthend riß Alexander einem Krieger von ſeiner Leibwache den Speer aus der Hand, und durchbohrte ſeinen Freund. Kaum aber war die blutige That vollbracht, da wollte der König in ſeinem Schmerze ſich ſelbſt tödten, brachte drei Tage ohne Nahrung zu, und ließ ſich nur mit Mühe wieder beruhigen.

Zwei Jahre nach dem Falle des perſiſchen Reichs beſchloß Alexander, Indien zu erobern. Er zog über die höchſten Gebirge und drang unter beſtändigen Kämp-

ysen mit den tapfern Eingeborenen bis an den Indus, gegen denjenigen Theil Indiens vor, der jetzt die Länder Lahor und Multan begreift.

Indien war um diese Zeit ein volkreiches, sehr gut angebautes, mit blühenden Städten angefülltes Land. Man theilte es in Indien diesseit (oder auf der Abendseite) des Flusses Ganges, und jenseit (oder auf der Morgenseite) des Ganges. Die Bewohner des Landes bestanden aus verschiedenen Völkerschaften, die aus verschiedenen Gegenden eingewandert waren. Sie theilten sich, wie die Bewohner Aegyptens (s. S. 49), in Kasten, oder abgesonderte Stämme. Es gab 4 Hauptkasten, die wieder in verschiedene Unterabtheilungen zerfielen, nämlich: Braminen (Brahmanen), oder Priester und Weise, Tschetri, wozu die Krieger und die königlichen Stämme gehörten, Waischa, worunter alle, die Ackerbau oder Handel trieben, begriffen waren, und Suder oder Schuter, wozu Künstler, Handwerker und Diensthuende gehörten. Diese Kasten waren so scharf von einander abgeschieden, daß niemand aus einer Kaste in die andere übertreten, niemand in eine andere Kaste sich verheirathen, oder das Gewerbe einer andern treiben durfte, die Brahmanen ausgenommen, zu welchen auch tüchtige Männer aus andern Kasten Zutritt hatten. Die Indier gehören zu den ältesten Völkern der Erde, und zeichneten sich früh durch Kunstfleiß und Kenntnisse aus. Dieß beweisen die Tempel von ungeheurer Größe, zahlreiche Denkmähler der Baukunst und Bildnerkunst, die man in verschiedenen Gegenden von Indien, z. B. auf der Insel Elephanta bei Bombay, auf der Insel Salsette, und zu Ellora findet; dieß beweisen die Spuren von frühen Kenntnissen in der Sternkunde, die sich aus Indien in andere Länder verbreitet haben, und die uralten Werke der indischen Religionslehre. Die Religion der alten Indier war ursprünglich Verehrung der Natur. Als

höchste Gottheiten verehrte man ein Wesen, aus welchem alle Götter und erschaffene Dinge entstanden seyn sollten, Parabrama genannt, und eine Göttinn, Paraschakti, die gleichfalls als Urquelle aller Dinge gedacht wurde. Von ihnen sind die Gottheiten, Brahma, Wischnu und Schiva, erzeugt worden, welche wieder eine Menge von Untergottheiten, Dewas genannt, hervorgebracht haben. Die Gottheiten wurden von dem Volke unter Bildern verehrt, von welchem viele mißgestaltet waren. Die Bramînen, oder Priester, die aus dem Haupte Brahma's entstanden seyn sollten, kannten allein die heiligen Bücher erklären, besorgten den Gottesdienst und hatten von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage den größten Einfluß auf das Volk. Schon vor Alexanders des Großen Zeit aber stand ein Mann auf, der eine Trennung unter den Bramînen herbei führte. Er verwarf den Bilderdienst und lehrte die Verehrung eines unsichtbaren Gottes, Nahmens Buddha, daher seine Anhänger Buddhisten genannt wurden. In spätern Zeiten aber wurden die Buddhisten von den Bramînen überwältigt und wandten sich nach Ceylon, Tibet und andern Ländern Asiens, wo sie ihre Lehre verbreiteten.

Zur Zeit Alexanders war Indien in verschiedene unabhängige Staaten getheilt, deren Fürsten in Uneinigkeit lebten. Einer der mächtigsten von diesen war der König Porus, den Alexander an dem Flusse Hydaspes überwand. Als er aber an den Ufern des Hyphasis *) angekommen war, weigerte sich das Kriegsheer, ihm weiter zu folgen, und Alexander sah sich gezwungen, den Rückzug anzutreten. Er verweilte nur noch kurze Zeit in Indien, um das unbekannte Land zu erforschen und die Plätze seiner Siege mit Denkmahlen griechischer

*) Jetzt Sutulug oder Kuul in Vorder-Indien.

Kunſt zu zieren. Neue Kriegsthaten machten dieſen Rückzug denkwürdig. Bei der Beſtürmung einer Stadt am Fluſſe Hydraotes brach die Leiter, auf welcher Alexander die Mauern erſtiegen hatte, und plötzlich ſah ſich der König den Wurfſpießen der Feinde von allen Seiten ausgeſetzt. Muthig ſtürzte er ſich mit dem kleinen Haufen ſeiner Begleiter unter die Feinde, und trieb ſie ſo kräftig zurück, daß ſie nur aus der Ferne ihn anzugreifen wagten; endlich aber drang ein Pfeil durch ſeinen Panzer, und von dem ſtarken Blutverluſte geſchwächt, ſank er auf ſeinen Schild nieder. In dieſem Augenblicke drangen ſeine Krieger, welche indeß die Mauern erſtiegen hatten, zu ſeiner Rettung herbei. Der König wurde in ſein Zelt getragen und ſchien ohne Hoffnung zu liegen. Seine Krieger umringten unruhig das Zelt, bis ſie endlich vernahmen, daß ſein Leben nicht in Gefahr ſei, und ſobald er wieder unter ihnen erſchien, drängten ſich alle um ihn und äußerten ihre Freude über ſeine Rettung.

Als Alexander ſeine Schiffe an der Mündung des Indus ausgebeſſert hatte, ſegelte er in das Meer hinab, wo er dem Neptun ein Opfer brachte. Darauf kehrte er zu ſeinem Heere zurück. Während Nearch, der Befehlshaber der Seemacht, das indiſche Meer an der Küſte umſegelte, und durch den perſiſchen Meerbuſen in den Eufrat ſchiffte, zog Alexander, aller Vorſtellungen ungeachtet, nach Babylon durch öde, waſſerarme Gegenden, wo das Heer mit ſo vielen Beſchwerden zu kämpfen hatte, daß der vierte Theil deſſelben umkam. Die nächſten Jahre widmete Alexander der Einrichtung ſeines großen Reiches und der Ausführung ſeines Entwurfes, Macedonier und Perſer zu einem Volke zu bilden, was er hauptſächlich durch Heirathen zu bewirken ſuchte. Er ſelbſt wählte 2 vornehme Perſerinnen, von welchen eine des Darius Tochter war, zu Gemahlinnen, und gab ſeinen Feldherren und Räthen perſiſche

Weiber. Alle dieſe Hochzeiten wurden an einem Tage gefeiert. Jeder Macedonier, der ein aſiatiſches Weib nahm, erhielt eine anſehnliche Belohnung, und gegen 10,000 ließen ſich dadurch bewegen. Eiferſüchtig auf die begünſtigten Perſer, empörten ſich die Macedonier und alle verlangten ihren Abſchied. Alexander ließ mit feſter Entſchloſſenheit 13 von den Urhebern des Aufſtandes auf der Stelle niederhauen, und die übrigen waren ſo beſtürzt, daß ſie keinen Laut mehr wagten. Er zeigte ihnen darauf in einer kräftigen Rede das Schändliche ihres Betragens, verſchloß ſich 2 Tage lang in ſeinem Palaſte, ohne ſich ſelbſt ſeinen Freunden zu zeigen, und theilte die erſten Kriegswürden an Perſer aus. Als die Macedonier dieß vernahmen, eilten ſie vor den Palaſt, warfen ihre Waffen auf die Erde und ſchwuren, daß ſie ſich nicht eher entfernen wollten, bis ſie Verzeihung erhalten hätten. Alexander war gerührt und beruhigte die Krieger durch die Verſicherung ſeiner Gunſt. Er ſchickte 10,000 von ihnen, die zum Dienſte nicht mehr tauglich waren, reich beſchenkt, nach Hauſe, und verordnete, daß ſie fortan, mit Kränzen geſchmückt, auf den erſten Plätzen im Schauſpielhauſe ſitzen, und daß die unmündigen Kinder der, für das Vaterland gefallenen, Krieger bis zu ihrer Volljährigkeit den Sold der Väter erhalten ſollten.

Alexander ſtand nun auf dem Gipfel ſeines Ruhmes. Auch in friedlichen Unternehmungen war er thätig. Er ließ Häfen und Straßen anlegen, einige noch nicht erforſchte Meere und Buchten unterſuchen, und zog Männer von Kenntniſſen, vorzüglich Dichter und Künſtler, in ſeine Nähe, um die rauhen Sitten ſeiner macedoniſchen Krieger zu mildern. In ſeiner letzten Lebenszeit zog er gegen ein Gebirgsvolk an der Gränze von Medien, um den Schmerz über den Tod ſeines geliebten Freundes Haphäſtion zu zerſtreuen. Bei ſeiner Rückkehr hielt er einen prächtigen Einzug in Babylon,

28

Alexander stirbt 323 v. C.G.

29

Christus geboren.

30

Ptolomäus gründet die Bibliothek in Alexandrina 311 v. C.G.

wo er die Gesandten verschiedener Völker in Europa, Asien und Afrika fand. Aber in diesen ruhmvollen Tagen fühlte er sich am wenigsten glücklich. Sein früherer Frohsinn war verschwunden; Anstrengungen und Schwelgerei hatten seine Lebenskraft geschwächt. Vergebens wollte er sich durch den Gedanken an neue kühne Eroberungsentwürfe begeistern und seiner abgespannten Seele neuen Schwung geben; das Gefühl seiner Schwäche drückte ihn nieder und desto mehr suchte er seine Lebensgeister durch übermäßigen Genuß des Weines zu erwecken. So überließ er sich immer mehr der wildesten Schwelgerei, und als er eines Tages ein Trinkgelag gehalten hatte, wobei 41 Zecher unterlagen und die übrigen erkrankten, verfiel er in ein Fieber, das seinem Leben, in einem Alter von 33 Jahren, ein Ende machte. (X, 28.). Er war einer der geistreichsten Helden der alten Welt. Seine Siege verdankte er vorzüglich der Kraft seines wohl geübten und tapfern Fußvolkes, und besonders der berühmten Phalanx, die sein Vater, König Philipp, in Theben unter Epaminondas kennen gelernt hatte. Die volle Phalanx bestand aus 16,000 schwer bewaffneten Kriegern zu Fuß, 8000 Mann leichten Fußvolkes und 4000 Reitern. Das schwer bewaffnete Fußvolk hatte Spieße von 24 Fuß Länge, die so getragen wurden, daß die Spieße der sechsten Reihe 3 Fuß vor die erste hinaus ragten. Außerdem hatten sie Schwerter zum Hauen und Stechen und große Schilde. Bei dem Angriffe legten die Männer der hinteren Glieder ihre Spieße auf die Schultern der Vormänner und drängten fest geschlossen an, so daß dem Anfalle niemand widerstehen konnte.

Alexander hinterließ keinen Erben. Seinen Siegelring übergab er sterbend seinem Feldherrn Perdikkas, dem er vorzüglich sein Zutrauen geschenkt hatte, und erklärte, daß der Würdigste ihm auf dem Throne folgen sollte. Es entstand nun ein Streit unter den Feldherren

und der Großen des Reiches, und jeder wollte sich einen Theil der Länder des Königs zueignen, bis sie sich endlich verglichen, daß Alexanders Stiefbruder, der blödsinnige Arrhidäus, den Königsnahmen erhalten, und wenn Roxane, Alexanders Wittwe, einen Prinzen zur Welt brächte, auch dieser König heißen sollte. Perdikkas und 2 andere Feldherren aber wurden zu Vormündern derselben ernannt, und die Länder des Reiches unter die übrigen Feldherren, als Statthalter, vertheilt. Während dieser Streitigkeiten blieb Alexanders Leichnam unbegraben. Erst nach 2 Jahren hatten die griechischen Künstler die prächtigen Werke vollendet, welche die Fortschaffung und Beisetzung der Leiche verherrlichen sollten. Der Sarg war ganz von Gold und zur Hälfte mit kostbaren Spezereien angefüllt. Der Leichenwagen war ein eigens dazu verfertigtes Kunstwerk, mit Gold, Edelgesteinen, gestickten Teppichen und Gemählden herrlich ausgeschmückt. Der Weg von Babylon nach Aegypten war mit Menschen besetzt. In Alexandria wurde die Leiche in einem prächtigen Tempel beigesetzt, und das Begräbniß mit Opfern und glänzenden Spielen gefeiert.

Die Herrschaft der beiden Nahmenkönige dauerte jedoch nur wenige Jahre und alle Glieder des königlichen Hauses von Macedonien erlitten während der Kriege, die bald unter den herrschsüchtigen Großen ausbrachen, gewaltsamen Tod. Die mächtigen Statthalter nahmen nun, einer nach dem andern, den königlichen Titel an. Unter stetem innern Unruhen und Kämpfen bildeten sich neue Reiche, und Dauernder waren die merkwürdigsten das Königreich Syrien, das fast alle asiatische und europäische Länder Alexanders des Großen begriff, Aegypten und das kleine Königreich Macedonien, das die meiste innere Stärke und Dauerhaftigkeit hatte. Syrien gelangte schon unter seinem Stifter Seleukus Nikator zu hoher Macht, die aber unter seinen Nach-

kämpfen, den Seleuciden, bald geschwächt wurden und endlich das zerstückelte Land den Römern unterlag. Aegypten wurde unter seinen neuen Königen, die man von ihrem Stifter, Ptolemäus Lagi, Ptolemäer nennt, der Hauptsitz des Welthandels und der Künste und Wissenschaften, welche Griechen hier lehrten und verbreiteten. Ptolemäus gründete in Alexandria die erste ansehnliche Büchersammlung (X, 20.), deren die Geschichte gedenkt. Aber auch Aegypten ging endlich, wie die Staaten in Asien, unter üppiger Weichlichkeit und Sorglosigkeit zu Grunde. Syrien und Aegypten (um 230 Jahre vor Christus), entstand das Reich der Parther, das fast 500 Jahre dauerte und lange ein Uebergewicht in Asien behauptete, und das Königreich Pontus, gleichfalls in Asien, dessen großer Beherrscher, Mithridates, tapfer, und bis an seinen Tod ruhmvoll, gegen die Macht der Römer kämpfte.

In Griechenland dauerte, während dieser Stürme, die Sehnsucht nach der alten Freiheit fort. Mitten unter Alexanders Siegen in Asien, hatten früher schon Sparta und die Peloponnesier den Kampf für die Unabhängigkeit gewagt, aber wenn der unglückliche Erfolg sie auch von ähnlichen Versuchen zurückhielt, so brachen andere griechische Staaten, besonders die Athener, desto muthiger gegen die Macedonier los, sobald die Nachricht von Alexanders Tode sich verbreitet hatte. Auch dieser Kampf hatte keinen glücklichen Ausgang. Die Griechen fühlten das Joch der Macedonier noch härter und das unglückliche Land wurde während der Kriege unter Alexanders Feldherren oft verheert. Aber die gemeinschaftliche Gefahr konnte die Griechen nicht bewegen, ihre gegenseitige Eifersucht zu vergessen, und ihre einheimischen Fehden dauerten fort. In dieser unruhigen Zeit wurde eine alte Verbindung der Städte in der Landschaft Achaja, der achäische Bund, er-

nehrt, der unter dem tapferen Anführer Aratus glücklich an Griechenland's Befreiung arbeitete. Ungefähr um dieselbe Zeit bildete sich der Bund der Aetolier im mittleren Griechenland. Beide Verbindungen, welche vereinigt die Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes hätten schützen können, geriethen oft in Krieg. Die Uneinigkeit der Griechen machte es den Macedoniern leicht, die Unabhängigkeit des Landes anzutasten. Philopömenes, der letzte Held, den das freie Griechenland hervorbrachte, war nach des Aratus Tode, Feldherr des achäischen Bundes, aber als er, von Alter und Krankheit gebeugt, den Giftbecher trank, den seine Feinde ihm brachten, sah er schon die Römer, die Ueberwinder der Macedonier, herrschend in seinem Vaterlande, das bald (146 Jahre vor Christus) völlig unter ihr Joch sich beugen mußte. Alles Große und Herrliche unter den Griechen verschwand. Der männliche Sinn des Volkes war ausgestorben, die blühende Geisteskraft durch Weichlichkeit und Ueppigkeit erstickt. Das arme Land konnte keine Künstler mehr nähren, und wies sie nach Rom, zu der neuen Beherrscherinn der Welt, welche ihre Tempel und ihre Häuser mit den geraubten Kunstschätzen Griechenlands schmückte. Was unter jenen Stürmen dem schönen Lande und seinen unglücklichen Bewohnern von der alten Herrlichkeit geblieben war, wurde in spätern Zeiten vernichtet von den rohen Eroberern, welche das Land verheert und das Volk herabgewürdigt haben.

Die Römer.

Italien, das Stammland und der erste Schauplatz der erobernden Römer, eine große Halbinsel im mittelländischen Meere, die sich nach Abend und Mitternacht bis an die Alpen zieht, wird jetzt, wie vor Al-

ters, in das obere, mittlere und untere Italien eingetheilt. Das erste, der nördlich liegende Landstrich, wurde in den ältesten Zeiten zu Gallien gerechnet; das zweite war das eigentliche Italien, das dritte, von griechischen Völkerschaften bewohnt, hieß auch Groß-Griechenland. Unter den Inseln Italiens sind Sicilien, Sardinien und Corsica die wichtigsten. In den ältesten Zeiten war Italien von vielen unverbundenen kleinen Völkern bewohnt. Die ersten Bewohner stammten wahrscheinlich aus den Ländern diesseit und jenseit der Pyrenäen, oder dem jetzigen Frankreich und Spanien, wozu später (ungefähr 1400 Jahre vor Christus) andere Stämme aus Griechenland und Klein-Asien kamen. Unter den ältern Völkern waren die Tusker, oder Etrusker, die wichtigsten, welche von den Alpen bis an die Tiber wohnten, ein seefahrendes, in den Künsten des Krieges und Friedens geübtes Volk, das den ersten Grund zur Bildung von Italien legte und die schöne Kunst aus Griechenland dahin verpflanzte.

Südlich vom Tiberstrom, wohnten die Latiner (Latiner), zu welchen (1180 Jahre vor Christus) Aeneas mit Flüchtlingen aus Troja kam, der die Tochter des Königs der Latiner heirathete, eine neue Stadt, Lavinium gründete, und nach seines Schwiegervaters Tode, König wurde. Askanius, des Aeneas Sohn, baute die Stadt Alba longa *), von welcher das Volk nun den Namen Albaner erhielt. Dieses Reich hatte bereits über 380 Jahre gedauert, als der König Numitor von seinem Bruder Amulius vom Throne gestürzt wurde. Der Thronräuber ermordete den Sohn seines Bruders, und als Numitor's Tochter Rhea Sylvia, 2 Zwillinge, Romulus und Remus, geboren hatte, wollte der grausame Amulius auch diese, durch Aussetzung in die Tiber, tödten lassen, aber die Fluten trugen die bei-

*) Auf der Stelle des jetzigen Albano.

dieſe Knaben an das Ufer, wo eine Wölfinn ſie ſäugte, und ein Hirt ſich ihrer annahm. Als die Knaben erwachſen waren, rächten ſie ſich an dem alten Amulius, und zogen mit Tapferkeit Gefährten aus, um eine neue Stadt anzulegen. Dann wurde (752 Jahre vor Chriſtus) auf beiden Seiten der Tiber erbaut (IV, 121) und als Romulus ſeinen Bruder Remus bei einem Streite erſchlagen hatte, herrſchte er allein. Als König nach ſeinem Tode wurde er als Gott verehrt. Ihm folgte der weiſe Numa Pompilius, welcher während ſeiner friedlichen Herrſchaft die erſten Künſte einführte und die Geſetzgebung ordnete. Unter den nachfolgenden 6 Königen, während eines Zeitraumes von 200 Jahren, wurde das Gebiet der Römer, das unter Romulus ungefähr 4 deutſche Meilen lang war, erweitert, die Stadt verſchönert, und ihre Volksmenge wuchs durch aufgenommene Freunde und überwundene Feinde. Der ſiebente König, Tarquinius der Stolze, der nach Art des Despotismus vollendete, herrſchte mit harter Willkühr, daß er dem Volke verhaßt wurde. Als der König eben eine benachbarte Stadt belagerte, wagte es ſein Sohn, Sextus, die Ehre einer edlen Römerinn, Lucretia, der Gattinn ſeines Verwandten, zu kränken. Sie nahm ſich in ihrem Schmerze das Leben (VII, 300) und ihr Gemahl, Collatinus, der ſich mit dem kühnen Königsfeinde, Junius Brutus, verband, ſchwur blutige Rache bei dem Leichnam ſeines Weibes. Die Verſchworenen gewannen das Volk, den König ſeiner Würde entſetzte, mit ſeinem Geſchlechte verbannte, und ſtatt der königlichen Gewalt eine neue Staatsverwaltung einführte, an deren Spitze zwei Conſuln ſtunden, die jährlich aus den adeligen Geſchlechtern gewählt wurden (509 Jahre vor Chriſtus).

Die Lebensart der Römer war zu jener Zeit noch ſehr einfach, und von aller Pracht entfernt. Brei und Mehlklöße vertraten die Stelle des Brodes. Die

19

Epaminondas stirbt nach erhaltenem Siege 363 v. C. G.

20

Lukrezia tödtet sich 524 v. C. G.

21

Koriolan läst sich von seiner Mutter und Gemahlin erweichen 490 v. C. G.

auen, ſelbſt Fürſtentöchter, ſpannen und beſorgten
e häusliche Arbeiten. Nicht auf weichen Polſtern,
dern auf Stroh, ſuchte der Römer ſein Nachtlager.
ie ſtrenge väterliche Gewalt machte den Hausvater
n unbeſchränkten Herrn ſeines Hauſes. Landwirth-
aft und Krieg waren die einzigen Beſchäftigungen
s frei geborenen Mannes; Handwerke und andere ge-
ge Arbeiten trieben nur Sklaven und Fremde. Das
olk war nach dem Vermögen in 6 Klaſſen getheilt,
von die erſte aus den reichſten Bürgern beſtand, wel-
in der Volksverſammlung das Uebergewicht der
timmenmehrheit hatten. Die Volksverſammlung
hlte urſprünglich die Obrigkeiten und ſelbſt die Kö-
ge und gab Geſetze, doch fanden unter der königlichen
gierung ſo viele Veränderungen Statt, daß in dieſer
it keine feſte Verfaſſung war.

Der vertriebene Tarquinius ſuchte Zuflucht bei
em benachbarten Könige, Porſenna, welcher nun
t den Römern Krieg anfing. Erſt nach dem Tode
s alten Tarquinius ward Ruhe. Aber nun begann
innerer Kampf in Rom, der über ein Jahrhundert
dauerte. Bei der Vernichtung der königlichen Herr-
aft war die Gewalt in die Hände des Erbadels, oder
Patricier, gekommen; der Bürgerſtand aber hatte
nen Einfluß auf die Regierung und war der Willkühr
s Adels preisgegeben. Die harte Behandlung, wel-
die Schuldner aus dem Bürgerſtande von ihren
ligen Gläubigern erlitten, brachte die Erbitterung
n Ausbruche. Ein Krieg mit den Volskern, den
chbarn der Römer, zwang den Adel zwar zur Nach-
bigkeit, aber als der Sieg durch die Tapferkeit der
rger erfochten war, wollten die Patricier die gege-
en Zuſagen nicht erfüllen. Da entwich das Volk
der Stadt, lagerte ſich auf den heiligen Berg, 3
ilen von Rom, und kehrte nicht eher zurück, bis
Adel bewilligte, einige Vorſteher zu erwählen, welche,

mit groſſer Gewalt verſehen, die Rechte des Bürgerſtandes vertheidigen ſollten. Sie hieſſen Volkstribunen.

Cajus Marcius, ein tapferer Mann, der ſich im Kriege gegen die Volsker bei der Eroberung der Stadt Corioli durch ſeine Tapferkeit den Beinahmen Coriolanus erworben hatte, war ein eifriger Vertheidiger der Rechte des Erbadels. Er arbeitete aus allen Kräften, die Aufhebung der Volkstribunen zu bewirken, dieſe aber beriefen eine Verſammlung der Bürger, von welcher Coriolan verurtheilt wurde. Von Rachbegier getrieben, ging Coriolanus zu den Volskern, deren König ihn freundlich aufnahm und mit ihm an der Spitze eines groſſen Heeres gegen Rom zog. Die Stadt ſchien verloren zu ſein, da that eine edle Römerinn den Vorſchlag, den erbitterten Verbannten durch ſeine Mutter, ſeine Gattinn und ſeine Kinder zu beſänftigen. Coriolan nahm die Frauen ehrerbietig auf, aber er wich nicht von ſeinem Entſchluſſe. Seine Gattinn flehte, ſeine Mutter beſchwor ihn, die Vaterſtadt nicht zu verderben, und die übrigen Frauen brachen in laute Wehklagen aus. Da wurde ſein Unwille endlich überwunden, und er rief bewegt aus: Du haſt mich beſiegt, Mutter; Rom gerettet, aber dein Sohn verloren. (VII, 21.) Er hatte ſein Schickſal vorausgeſehen; denn als es ihm gelungen war, die Volsker zum Frieden zu bewegen, lieſſ ihn der König dieſes Volkes ermorden.

Bald brach neue Zwietracht in Rom aus. Der Bürgerſtand ſuchte die Gewalt des herrſchenden Adels immer mehr einzuſchränken. Die Rechtsſtreitigkeiten wurden nach dem Herkommen, oder nach alten Geſetzen, oft willkührlich und unbillig von den Conſuln, den einzigen Verwaltern der Gerechtigkeit, entſchieden. Das Volk verlangte ein neues Geſetzbuch, und der Adel mußte nach langem Widerſtande zugeben, daß man (454 Jahre vor Chriſtus) aus Athen eine Abſchrift der Geſetze Solons hohlte, welche für Rom eingerichtet

22

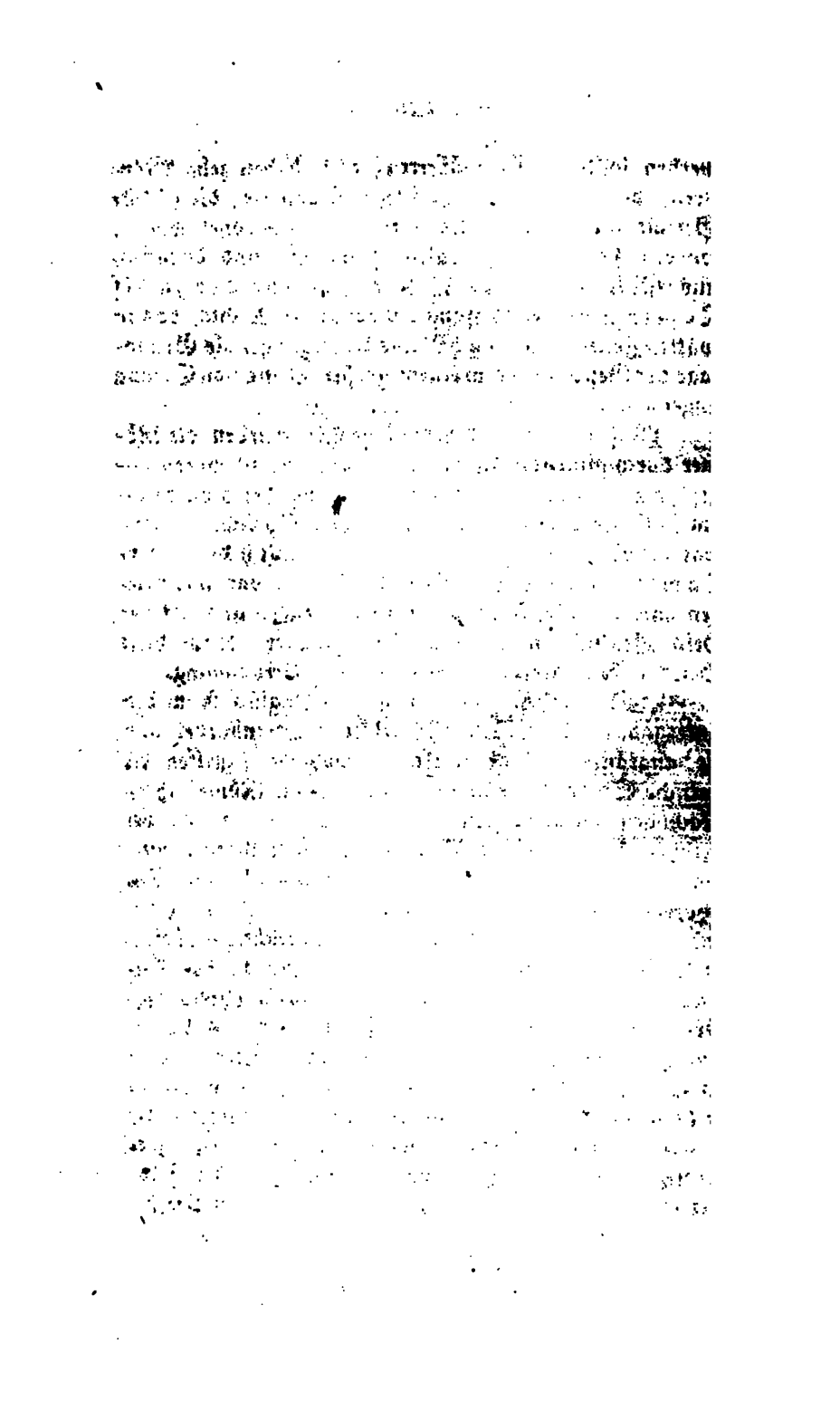
Gesetze der zwölf Tafeln 452 v. C. G.

23

Brennus zündet Rom an 391 v. C. G.

24

Karthago blühend durch den Handel 300 v. C. G.



werden ſollten. Man übertrug dieſe Arbeit zehn Männern, welche, ſo lange ihr Geſchäft dauerte, die höchſte Gewalt ausübten. Als die Geſetze geordnet waren, wurden ſie auf zwölf Tafeln gegraben, und öffentlich ausgeſtellt. (VIII, 22.) Dieſe Geſetze der zwölf Tafeln waren der Anfang des römiſchen Rechts, das in ſpätern Zeiten, lange nach Roms Untergange, als Grundlage der Geſetzgebung in einem großen Theile von Europa angenommen wurde.

Während dieſer inneren Unruhen wurden die Römer durch glückliche Kriege furchtbar, und ſie waren ungefähr 100 Jahre nach der Vertreibung der Könige die anſehnlichſte Macht in Italien. Ihr gefährlichſter Feind war die Stadt Veji in Etrurien, die endlich der tapfere Camillus eroberte. Das Volk aber war unzufrieden mit der Vertheilung der Kriegsbeute, und als der Held öffentlich angeklagt wurde, ging er, durch dieſe Beſchimpfung gekränkt, in freiwillige Verbannung.

Bald nachher drohte ein großes Unglück Rom den Untergang. Die Gallier, welche die Lombardei und die angränzenden Landſchaften bewohnten, griffen die italiſche Stadt Cluſium an, und als die Römer ihren Nachbarn Beiſtand leiſteten, ſchwur Brennus, der Feldherr der Gallier, blutige Rache. Die Römer wurden geſchlagen und die Gallier zogen gegen Rom. Die Thore ſtanden offen, niemand vertheidigte die Mauern, und da Brennus ſich langſam und vorſichtig näherte, hatten die wehrhaften Männer Zeit, ſich in das feſte Capitolium zurück zu ziehen. Achtzig ehrwürdige Greiſe aber faßten den Entſchluß, ſich für das Vaterland aufzuopfern, weil ſie glaubten, die Götter dadurch zur Hilfe zu bewegen. Sie ſetzten ſich in ihren Amtskleidern auf den Verſammlungsplatz und erwarteten die Feinde. Brennus erſchien endlich. Seine Krieger zerſtreuten ſich in der Stadt, um zu plündern. Der Feldherr ſelbſt kam mit einem andern Haufen auf den Markt.

Die Gallier erſtaunten bei dem Anblicke der ehrwürdigen Alten, die ſie anfangs für Götter hielten, und wagten es nicht, ſich ihnen zu nähern. Endlich erlaubte ſich ein Krieger, einem der Greiſe den Bart zu ſtreicheln; als der Römer aber mit einem Schlage ſeines Stabes ſich gewehrt hatte, wurden die Krieger wüthend und in wenigen Augenblicken waren alle Greiſe niedergehauen. Darauf ermordeten die Gallier alle Flüchtlinge, die ſich verborgen hatten und ſteckten die ausgeleerten Häuſer in Brand. (VIII, 23.) Brennus foderte nun die Beſatzung im Capitolium zur Uebergabe auf, und als er eine abſchlägige Antwort erhalten hatte, ließ er die bis dahin verſchonten Tempel und Paläſte zerſtören und die Mauern der Stadt ſchleifen. Die Gallier lagerten ſich darauf in der weiten, mit Trümmern bedeckten, Ebene um das Capitolium, und hofften, die zahlreiche Beſatzung durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Der tapfere Camillus lebte ſeit einigen Jahren ruhig und einſam zu Ardea, nicht weit von Rom. Er bewog die Bürger dieſer Stadt, ihre Jünglinge zu bewaffnen, und ihn zum Anführer zu wählen, und in einer dunkeln Nacht, als die Gallier, vom Weine beräubt, in ihrem Lager ſchliefen, fiel er mit ſeinen tapfern Gefährten über ſie her, und machte die meiſten nieder. Auf dieſe Siegesnachricht eilten viele zerſtreute römiſche Krieger herbei, und Camillus ſtand bald an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Die Beſatzung der Feſtung litt indeß ſo drückenden Mangel, daß ſie in der größten Gefahr ſich befand, aber da das Heer des Camillus den Galliern die Zufuhr von Lebensmitteln abſchnitt, ſo wurde auch Brennus zu einem Vergleiche geneigt. Die Gallier ſollten 1000 Pfund Gold erhalten und dafür das römiſche Gebiet verlaſſen. Ein Tribun brachte das Geld. Brennus wog es mit einer unrichtigen Wage, und als der Tribun ſich darüber beſchwerte, legte der übermüthige Feldherr ſein Schwert und ſein Wehrgehänge zu dem Gewichte.

Der Tribun fragte, was dieses seltsame Verfahren bedeuten sollte, und stolz antwortete Brennus: Wehe den Besiegten!

In diesem Augenblicke aber erschien Camillus mit einem Haufen seiner tapfersten Krieger. Die Römer erzählten ihm, wie treulos der feindliche Feldherr gegen den Vergleich handelte. Camillus befahl, das Geld wegzutragen. Nicht Gold, sondern Eisen soll Rom befreien! sprach er zu den Feinden. Es entstand ein Wortstreit, aber bald griff man zu den Waffen, und Camillus kämpfte so tapfer, daß die Gallier in ihr Lager flohen. Am folgenden Tage erneuerten die Römer den Kampf. Ihr Sieg war entscheidend; kein Gallier blieb übrig, um seinen Landsleuten das Schicksal des Heeres verkündigen zu können. Rom war gerettet, und es wurde beschlossen, die zerstörte Stadt sogleich wieder aufzubauen.

Unter den italischen Völkern, mit welchen die Römer bald in Kampf geriethen, wurden ihnen die Samniter, ein kriegerisches Bergvolk am adriatischen Meere, zur Zeit Alexanders des Großen, am gefährlichsten, und es dauerte über ein halbes Jahrhundert, ehe sie diese Feinde bezwungen hatten. Nicht minder gefährlich war Pirrhus, König von Epirus, ein Held, groß in den Künsten des Krieges, der (280 Jahre vor Christus) in Italien erschien, aber endlich der Tapferkeit und Großherzigkeit der Römer erlag. Die Römer hatten von diesen beiden Feinden viel in der Kunst des Krieges gelernt. Sie herrschten nun ohne Nebenbuhler im mittlern und untern Italien, und ihre Macht war desto fester, da die innern Unruhen gestillt waren, seit der Bürgerstand den Erbadel dahin gebracht hatte, ihm gleichen Antheil an den höchsten Würden im Staate zu gestatten.

Ein neuer Feind drohte. Karthago war die blühendste Handelsstadt der damahligen Welt (VIII, 24.)

und beherrschte Afrika's, Spaniens und Italiens Küsten. Beide Völker wollten sich am mittelländischen Meere ausbreiten, und stießen bald auf einander. Die Karthager hatten sich auf der Insel Sicilien festgesetzt, und die Römer, welche die gegenüber liegende Küste von Calabrien beherrschten, setzten (264 Jahre vor Christus) über die schmale Meerenge, eroberten Messina, und hatten bald den größten Theil der Insel unterworfen. So begann der erste jener merkwürdigen Kriege, welche man die punischen nennt, weil die Karthager, wegen ihrer phönizischen Abstammung auch Punier oder Pönier hießen. Aber die Römer mußten Schiffe haben, wenn sie ihre Feinde von den Inseln Italiens vertreiben wollten. Da warf der Sturm ein karthagisches Kriegsschiff auf die Küste Italiens, und nach diesem Muster hatten die Römer in kurzer Zeit über 100 Schiffe gebaut. Der Consul Duillius erfand die Enterhaken, um die feindlichen Schiffe zu fassen, heran zu ziehen und dann mit dem Schwerte zu erobern, wie eine Schanze, und bald (260 Jahre vor Christus) gewannen die Römer den ersten Sieg zur See. Vier Jahre später landeten sie in Afrika. Der tapfere Regulus, der das Heer führte, stand vor den Thoren von Karthago, aber der kriegskundige Spartaner Xanthippus, dem die bedrängten Karthager ihre Kriegsvölker übergaben, schlug die Römer (255 Jahre vor Christus) und nahm ihren Feldherrn gefangen. Die Römer ließen sich durch ihre Niederlage nicht beugen, wiewohl sie im Fortgange des Krieges meist unglücklich waren. Endlich schickten die Karthager Friedensboten, welche der gefangene Regulus begleitete. Er hatte durch einen Schwur sich verpflichten müssen, in die Gefangenschaft zurück zu kehren, wenn seine Friedensunterhandlungen mißlingen sollten, aber seines Vaterlandes Vortheil höher als den eigenen achtend, wollte er die Anträge der karthagischen Gesandten nicht unterstützen,

foderte seine Landsleute mit feuriger Beredsamkeit zur Fortsetzung des Krieges auf und kehrte dann in die Gefangenschaft zurück, wo er seinen Tod fand. Nach manchem Glückswechsel gewannen die Römer neun Jahre später einen entscheidenden Seesieg, welcher zu einem Frieden führte, der die Karthager zur Räumung aller italischen Inseln und zu andern harten Bedingungen zwang.

Der Anführer der karthagischen Landmacht in Sicilien, der tapfere Hamilkar Barkas, unterschrieb diese demüthigen Bedingungen mit tiefem Schmerze, und es wurzelte in seinem Herzen ein glühender Haß gegen die stolzen Feinde seines Vaterlandes. Er ging nach dem Abschlusse des Friedens nach Karthago, und bereitete sich zur Abreise nach Spanien, um Karthago's Besitzungen in jenem Lande zu befestigen und zu erweitern. Sein neunjähriger Sohn Hannibal wünschte dringend ihn zu begleiten. Der Vater bewilligte es, aber vorher ließ er den Knaben feierlich schwören, ein ewiger Feind der herrschgierigen Römer zu sein. Hamilkar war so glücklich in seinen Eroberungen, daß bald ein großer Theil von Spanien unterworfen war, und unter seinen Augen reifte sein Sohn zum Helden. Nach Hamilkar's und seines Schwiegersohnes, Hasdrubals, Tode, rief das Heer den sechs und zwanzigjährigen Hannibal zum Feldherrn aus. Die Römer, welche schon lange mit Eifersucht Karthago's wachsende Macht in Spanien beobachtet hatten, rüsteten sich zu einem neuen Kampfe, als Hannibal, der den Krieg wünschte, die spanische Stadt Sagunt, Roms Bundesgenossinn, belagerte. Es begann (218 J. vor Chr.) der zweite punische Krieg, worin der furchtbarste Held, den die Römer je gesehen hatten, ihnen den Preis von 500 Siegesjahren streitig machte. Als die Römer eine karthagische Seemacht im mittelländischen Meere erwarteten und sich zu einer Landung in Afrika rüsteten, faßte

Hannibal den kühnen Gedanken, seine Feinde in Italien zu suchen. Er zog mit einem Heere von mehr als 50,000 Mann, und mit einem Gefolge von Elephanten und unzähligen Pferden, über die Pyrenäen, drang durch das Gebiet der feindseligen Gallier und begann diesen im rauhen Herbst auf ungebahnten Pfaden die Alpen zu ersteigen. (XI, 32.) Endlich, nach neuntägigem Klettern über Klippen und schneebedeckte Felsen, erreichte das tapfere Heer, aber fast um die Hälfte verringert, den Gipfel des Gebirges, wo Hannibal den ermatteten Kriegern tröstend und ermunternd die freundlichen Felder Italiens zeigte. Fünf Monate hatte der Zug gedauert, und nur 26,000 Mann fand der Feldherr von seinen Kriegern übrig, als er in den Ebenen von Piemont ankam; und dennoch schlug er das römische Heer, das unter Publius Cornelius Scipio am Flusse Tessino ihm entgegen kam. Der römische Feldherr wurde schwer verwundet und nur mit Mühe gerettet von seinem Sohne, der späterhin so großen Ruhm erwarb. Die Gallier sandten jetzt dem gefürchteten Sieger Hilfsvölker, und in zwei andern Schlachten vernichtete Hannibal zwei neue römische Heere. Darauf drang er längs dem adriatischen Meere gegen das südliche Italien vor. Der alte römische Feldherr, Fabius Maximus, hielt ihn durch kluges Zaudern eine Zeitlang auf; aber im nächsten Jahre (216 vor Chr.) erlitten die Römer eine entscheidende Niederlage bei Cannä in Apulien *). Auch nach diesem Unglücke verzagten die Römer nicht, sondern zeigten eine heldenmüthige Festigkeit, als selbst fast ganz Unter-Italien für sie verloren war. Hannibal durfte es nach jenem großen Siege nicht wagen, Rom anzugreifen, weil es ihm an Belagerungswerkzeugen fehlte, aber er lag sie-

*) Der junge Leser suche den Ort auf der Karte von dem alten Italien in Funke's Atlas der alten Welt.

31

Klaqvabra von der Schlange vergiftet [illegible]

32

Hannibal's Zug über die Alpen. 217 v. C. G.

33

Hannibal's Sieg über die Römer bei Cannae. [illegible] v. C. G.

dem vierzehn Jahre in Italien und erhielt ſich meiſt auf Koſten des Landes. Die Macht des glücklichen Helden fing jedoch bald nach dem Siege bei Cannä an zu ſinken. Karthago dachte mehr daran, das Heer in Spanien zu verſorgen, welches dort die Silbergruben ſchützen ſollte, aber ſeinen Helden in Italien ließ es ohne Hülfe, und als endlich auch beſchloſſen wurde, ihm Unterſtützung zu geben, verzögerte die Partei in ſeinem Vaterlande, die den großen Mann beneidete, die Abſendung eines neuen Heeres. Hannibals Kriegsmacht wurde durch Gefechte, Krankheiten, und das weichliche Leben, woran die Krieger in dem ſchönen Italien ſich gewöhnten, immer mehr geſchwächt. Der römiſche Feldherr Marcellus war ſein furchtbarſter Gegner und der Fall dieſes tapferen Mannes ein empfindlicher Verluſt für die Römer. Endlich erhielt Hannibal Hilfe aus Karthago unter der Anführung ſeines Bruders Hasdrubal, aber ſchneller, als jener berechnet hatte, zog der tapfere Hasdrubal aus Spanien über die Pyrenäen und die Alpen und ehe Hannibal ſich mit ihm vereinigen konnte, wurde das Hülfsheer von den Römern gänzlich geſchlagen. Der ſiegreiche römiſche Feldherr ließ den Kopf des gefallenen Hasdrubal in Hannibal's Lager werfen, und als der Held, der von dem Unfalle noch nichts wußte, die Geſichtszüge ſeines Bruders erkannte, ſprach er ſchmerzlich: Wehe, Karthago's Schickſal iſt entſchieden! Hannibal war nun mit ſeinem kleinen Heere auf bloße Vertheidigung beſchränkt. Auch in Spanien, wo früher Hasdrubal glücklich gegen die Römer gefochten hatte, wo der heldenmüthige Publius Cornelius Scipio und ſein Bruder gefallen waren, verfolgte nun Unglück Karthago's Waffen. Der vier und zwanzigjährige Scipio bildete ſich zu einem Helden, in eben dem Lande, wo Hannibal einſt den Krieg gelernt hatte. Endlich, als die Römer den Krieg in des Feindes Land verſetzten, als Scipio (204 J. vor

Chr.) in Afrika gelandet war, und Karthago zitterte, da wurde Hannibal von seinem bedrängten Vaterlande aus Italien abgerufen. Er kam unangefochten aus dem Lande, wo er so lange sich behauptet hatte, und landete mit den Ueberresten seines einst so furchtbaren Heeres in Afrika. Noch einmahl bot der Held alle Kräfte auf, um mit seinem großen Gegner, Scipio, der ihm hier gegenüber stand, den letzten Kampf zu bestehen. Er focht mit großer Tapferkeit, aber Scipio schlug ihn (202 J. vor Chr.) bei Zama, und Karthago mußte unter schimpflichen Bedingungen den Frieden annehmen. Es behielt nichts als seine Besitzungen in Afrika, mußte alle seine Kriegsschiffe, bis auf zehn, den Siegern ausliefern und sich verpflichten, ohne Roms Einwilligung nie Krieg anzufangen.

Die Römer standen nun auf einer Höhe, wo sie keine andere Macht mehr zu fürchten hatten. Außer Italien und Sicilien, beherrschten sie den größten Theil von Spanien, und durch ihre Bundesgenossen auch einen Theil des nördlichen Afrika. Neue Siege folgten. Macedonien und Syrien wurden geschwächt, die Griechen entzweit und als Bundesgenossen entkräftet, bis endlich (168 J. vor Chr.) nach der Schlacht bei Pydna das macedonische Reich fiel.

Von dem Hasse Roms verfolgt, hatte Hannibal während dieser Zeit aus Karthago flüchten müssen, als er versuchte, sein gefallenes Vaterland wieder zu erheben, und Bündnisse mit Roms Feinden zu stiften. Er floh zu dem Könige von Syrien, als dieser aber besiegt war, und die Römer die Auslieferung des alten Helden verlangten, suchte er Zuflucht bei dem Könige Prusias von Bithynien. Auch hier verfolgte ihn Rom nach, der furchtsame Gastfreund ließ das Landhaus, wo Hannibal wohnte, mit Kriegern umringen. Da nahm Hannibal das Gift, welches er seit langer Zeit bei sich getragen hatte, und starb (182 J. vor Chr.) 76 Jahre

alt. Um dieselbe Zeit erfuhr auch sein großer Gegner, Scipio, den Undank der Römer. Seine Neider klagten ihn einer Veruntreuung der Kriegsbeute an, und das Volk foderte ihn zur Verantwortung. Scipio erschien, begleitet von vielen Freunden, setzte den Siegerkranz auf sein Haupt und sprach in stolzem Selbstgefühle: „Heute, Römer, ist der Jahrestag meines Sieges über Karthago. Ich gehe auf das Capitolium, den Göttern zu danken für die Wohlthaten, die sie durch mich dem Vaterlande erwiesen haben.“ Alle folgten dem verehrten Helden. Darauf zog Scipio auf sein einsames Landgut, wo er (184 J. vor Chr.) sein Leben beschloß.

Als die Zeit von 50 Jahren vorüber war, während welcher Karthago, nach den Bedingungen des letzten Friedens, eine drückende Abgabe bezahlt hatte, fanden die Römer leicht einen neuen Vorwand zum Kriege. Ein furchtbares römisches Heer landete in Afrika. Die Karthager baten zitternd um Frieden; aber der übermüthige Feind foderte die Zerstörung der alten blühenden Stadt, und diese schmähliche Bedingung gab dem unglücklichen Volke den Muth der Verzweiflung. Alles griff zu den Waffen. Gegen vier Jahre widerstanden die Karthager in ihren Mauern dem römischen Belagerungsheere und draußen schützte sie tapfer ihr Feldherr Hasdrubal. Endlich erhielt Scipio Aemilianus, der Enkel des Siegers bei Zama, den Oberbefehl über das römische Heer. Auch seinem Heldenmuthe widerstand Karthago bis ins folgende Jahr. Sechs Tage und sechs Nächte dauerte der letzte fürchterliche Sturm; es wurde in den Straßen der offenen Stadt, selbst in den Häusern wüthend gekämpft, bis die verheerenden Flammen, welche wahrscheinlich die verzweifelnden Bürger selbst angezündet hatten, dem Gefechte ein Ende machten. Von 700,000 Bewohnern blieben nur 50,000 übrig, die sich in das feste Schloß

geflüchtet hatten, und als Sklaven verkauft wurden. Hasdrubal ging zu den Römern über, als 900 Tapfre sich in einem Tempel vertheidigten. Sein heldenmüthiges Weib aber rief ihm zu: So lebe denn, Hasdrubal, wenn du den Muth hast, Karthago zu überleben! und ihre beiden Kinder umarmend, stürzte sie sich in die Flammen des angezündeten Gebäudes. Siebzehn Tage brannte Karthago, und als der Sieger, Scipio, von fern die loderenden Flammen sah, welche die gewaltige, tausendjährige Stadt in einen Aschenhaufen verwandelten, als er ahnend daran dachte, daß auch Rom einst so von seiner Herrlichkeit fallen könnte, sprach er bewegt die Worte des griechischen Sängers Homer:

Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst, und das Volk des lanzenkundigen Königs *).

In demselbigen Jahre (146 J. vor Chr.), wo Karthago fiel, eroberten die Römer auch die prächtige Stadt Korinth, die mit den vortrefflichsten Kunstwerken geziert war, welche die Griechen hervorgebracht hatten, und Griechenlands Freiheit war für immer vernichtet.

Die Reichthümer, welche Rom aus den eroberten Ländern, besonders aus Asien, zog, verderbten die Sitten des Volkes. Die alte einfache Lebensweise war nun verschwunden; Ueppigkeit und Laster rissen ein, das Volk verarmte durch Müßiggang und Schwelgerei, und da die erbeuteten Reichthümer größtentheils das Eigenthum des Erbadels wurden, so entstand ein auffallender Unterschied des Vermögens. Während Rom sich in stolzer Uebermacht unter besiegten und gedemüthigten Völkern erhob, während es übermüthig über fremde Reiche schaltete, und über Könige richtete, verfiel seine innere Kraft, und ehrgeizige Bürger fingen an, die öffentliche Ruhe zu stören und den Staat zu erschüttern.

*) Ilias IV, 164—165 nach Voß's Uebersetzung.

Der Kampf zwiſchen dem Adel und dem Bürgerſtande brach wüthender als je aus. Marius, ein Mann aus dem Volke, der ſich großen Kriegsruhm erworben hatte, und Cornelius Sylla, ein Patricier, nicht minder berühmt als Feldherr, begannen die lange Reihe blutiger Bürgerkriege, wobei der ſchlaue und grauſame Sylla die Obergewalt errang und die freie Verfaſſung Roms zerſtörte. Während dieſer Unruhen lernten die Römer zum erſten Mahle (102 J. vor Chr.) den kriegeriſchen Muth teutſcher Völker kennen; es waren die Cimbern und Teutonen, wandernde Horden, die von den Mündungen der Elbe und den Küſten der Nordſee und Oſtſee heran zogen, gegen das Gebiet der Römer in Gallien vordrangen, und Schrecken verbreiteten, bis Marius ſie in zwei Schlachten beſiegte.

Kaum hatte Sylla unter grauſamen Verfolgungen ſein Anſehn gegründet, als er ſeine Gewalt freiwillig niederlegte. Wenige Jahre nach ſeinem Tode ſtand ſein Zögling, Pompejus, auf, welcher ſich mit dem reichen Craſſus und dem geiſtvollen Julius Cäſar verband, um die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten. Man nannte ſie die Triumviri, Dreimänner, und ihre Verbindung das Triumvirat. Cäſar, bald der Mächtigſte und Glücklichſte unter ihnen, war einer der größten Männer ſeiner Zeit. Er hatte ſich von Jugend auf an ein mäßiges Leben und an die Ertragung aller Beſchwerden gewöhnt, und ſeinen, von Natur ſchwächlichen, Körper dadurch geſtärkt. Seiner Mutter, welche ihn nach ſeines Vaters frühem Tode erzogen hatte, verdankte er ſeine Bildung, eine bezaubernde Beredſamkeit und eine einſchmeichelnde Freundlichkeit im Umgange. Während der grauſamen Verfolgungen unter Sylla's Herrſchaft mußte er entfliehen, weil er mit den Feinden dieſes mächtigen Mannes verwandt war, und flüchtete von Stadt zu Stadt, bis endlich, auf die Fürbitten einiger Freunde, Sylla aufhörte ihn zu ver-

folgen. Cäsar blieb jedoch aus Vorsicht in Asien, wo er seine ersten Kriegsdienste that. Nach Sylla's Tode kehrte er nach Rom zurück, und suchte als Redner vor Gericht sich berühmt zu machen. Bis er das Alter erreicht hatte, wo er sich um ein Amt bewerben konnte, bestrebte er sich, die Gunst der römischen Bürger zu gewinnen, was ihm auch in einem hohen Grade gelang. Er schloß sich fest an Pompejus, der älter war als er, und damahls durch glänzende Siege sich berühmt gemacht hatte. Die Gunst des Volkes hob ihn schnell empor, und endlich wurde er Statthalter in Spanien, wo er zuerst als Feldherr auftrat. Mit dem Ruhme des Siegers kehrte er bald nach Rom zurück, und von Pompejus und Crassus unterstützt, ward er Statthalter von Gallien. Hier machte er in neun Jahren große Eroberungen, that einen Streifzug in das damahls noch wilde Land der Teutschen jenseit des Rheines, landete zweimahl in Britannien, und bildete sich während dieser Zeit ein tapferes Heer, das ihm ganz ergeben war. Der Bund zwischen den Dreimännern löste sich aber bald in Zwietracht auf, und nach dem Tode des habsüchtigen Crassus brach der Kampf zwischen den beiden ehrgeizigen Nebenbuhlern, Cäsar und Pompejus, furchtbar aus. Cäsar zog mit seinem Heere aus Gallien gegen Rom, wo Pompejus mächtig war. Der Krieg zwischen beiden begann, und als Pompejus auf der Ebene von Pharsalus (48 J. vor Chr.) eine gänzliche Niederlage erlitten und bald nachher in Aegypten unter den Dolchen von Meuchelmördern seinen Tod gefunden hatte, war Cäsar Herr von Rom. Er herrschte nun ohne Nebenbuhler, unter dem Nahmen eines Imperators, und machte viele nützliche Einrichtungen, wozu besonders auch die Verbesserung des unrichtigen Kalenders gehörte, die er durch einen griechischen Gelehrten vornehmen ließ. Als er alle seine Feinde überwunden hatte, ließ er sich durch Eitelkeit verleiten,

34

35

Cicero in der Sänfte ermordet. 43 v. C. G.

36

Antonius tödtet sich selbst. 30 v. C. G.

folgen. Cäsar blieb jedoch aus Vorsicht in Asien, wo er seine ersten Kriegsdienste that. Nach Sylla's Tode kehrte er nach Rom zurück, und suchte als Redner vor Gericht sich berühmt zu machen. Bis er das Alter erreicht hatte, wo er sich um ein Amt bewerben konnte, bestrebte er sich, die Gunst der römischen Bürger zu gewinnen, was ihm auch in einem hohen Grade gelang. Er schloß sich fest an Pompejus, der älter war als er, und damahls durch glänzende Siege sich berühmt gemacht hatte. Die Gunst des Volkes hob ihn schnell empor, und endlich wurde er Statthalter in Spanien, wo er zuerst als Feldherr auftrat. Mit dem Ruhme des Siegers kehrte er bald nach Rom zurück, und von Pompejus und Crassus unterstützt, ward er Statthalter von Gallien. Hier machte er in neun Jahren große Eroberungen, that einen Streifzug in das damahls noch wilde Land der Teutschen jenseit des Rheines, landete zweimahl in Britannien, und bildete sich während dieser Zeit ein tapferes Heer, das ihm ganz ergeben war. Der Bund zwischen den Dreimännern lösete sich aber bald in Zwietracht auf, und nach dem Tode des habsüchtigen Crassus brach der Kampf zwischen den beiden ehrgeizigen Nebenbuhlern, Cäsar und Pompejus, furchtbar aus. Cäsar zog mit seinem Heere aus Gallien gegen Rom, wo Pompejus mächtig war. Der Krieg zwischen beiden begann, und als Pompejus auf der Ebene von Pharsalus (48 J. vor Chr.) eine gänzliche Niederlage erlitten und bald nachher in Aegypten unter den Dolchen von Meuchelmördern seinen Tod gefunden hatte, war Cäsar Herr von Rom. Er herrschte nun ohne Nebenbuhler, unter dem Nahmen eines Imperators, und machte viele nützliche Einrichtungen, wozu besonders auch die Verbesserung des unrichtigen Kalenders gehörte, die er durch einen griechischen Gelehrten vornehmen ließ. Als er alle seine Feinde überwunden hatte, ließ er sich durch Eitelkeit verleiten,

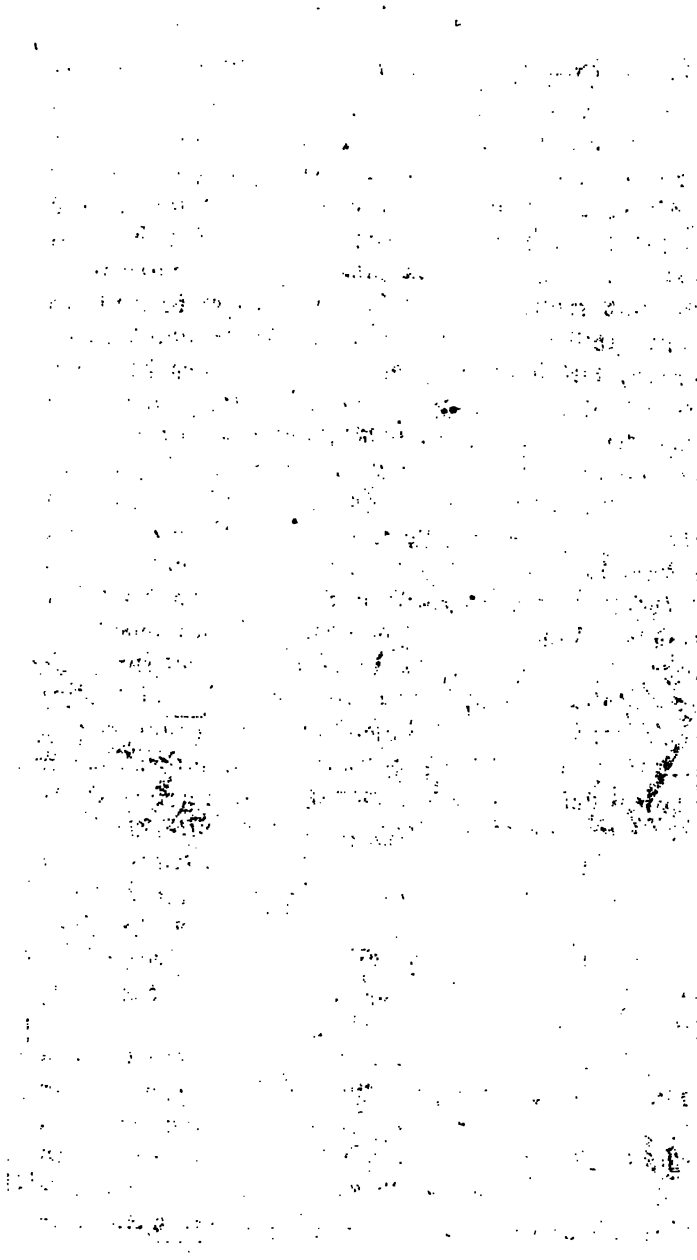
34

35

Cicero in der Sänfte ermordet. 43 v. C. G.

36

Antonius tödtet sich selbst. 30 v. C. G.



mit seiner Gewalt auch den königlichen Nahmen zu verbinden, der seit der Vertreibung der Könige den Römern so verhaßt war. Sein Anhänger, Marcus Antonius, bot ihm bei einem öffentlichen Feste die Königskrone an, aber Cäsar merkte, daß der Unwille des Volkes dadurch gereizt wurde, und schlug sie aus. (XII, 34.) Es hatte sich indeß gegen den übermächtigen, und endlich übermüthigen, Herrscher heimlich ein Bund gebildet, an dessen Spitze Cassius und Brutus standen, welche mit Schmerz den Untergang der alten Freiheit sahen. Cäsar, obgleich gewarnt, ging an dem Tage, der zu seinem Sturze bestimmt war, in die Rathsversammlung, wo er, von 23 Wunden durchbohrt, unter der Bildsäule des Pompejus niedersank. Sein Tod (44 J. vor Chr.) brachte neue Zerrüttungen hervor. Antonius, ein Mann von großem Geiste und Kriegsmuthe, riß die Obergewalt an sich und verband sich mit Lepidus. Cäsar's Feinde mußten vor ihnen aus Rom fliehen. Da erschien ein Jüngling von achtzehn Jahren, Julius Cäsar Octavianus, der Enkel einer Schwester Cäsar's, den dieser, in Ermangelung eigener Söhne, zu dem Erben seines unermeßlichen Reichthums eingesetzt hatte. Octavian war selbst ohne großen Geist und Muth, aber ausgelernt in allen Künsten der Verstellung, und wurde von einem Ehrgeize getrieben, den er schlau zu verbergen mußte. Er wollte den Tod seines Großoheims rächen, und es gelang ihm, die alten Krieger zu gewinnen, welche unter Cäsar gedient hatten. Mit seinem Heere zog er gegen Rom und erzwang sich endlich die Würde eines Consuls.

Antonius, Lepidus und Octavianus, anfangs uneinig, verbanden sich bald, um die Oberherrschaft unter sich zu theilen. Sie beschlossen den Untergang aller freigesinnten Männer und der mächtigen Anhänger der alten Verfassung, und die Verbundenen überließen sich einander ihre Feinde. Zu den Anhängern der alten Ver-

faſſung gehörte auch Marcus Tullius Cicero, Roms größter Redner, deſſen vortreffliche Schriften wir größtentheils noch beſitzen. Er hatte mehre hohe Staatsämter rühmlich verwaltet, und früher, nicht lange nach Sylla's Tode, die Gefahr des Unterganges glücklich abgewendet, womit Catilina, ein Mann von böſer Geſinnung, ſein Vaterland bedrohte. Antonius, deſſen herrſchſüchtigen Entwürfen Cicero nach Cäſar's Tode entgegen gearbeitet hatte, war ſein erbitterter Feind. Cicero war auf ſeinem Landgute, als er die Nachricht erhielt, daß ſein Tod beſchloſſen war. Er wollte mit ſeinem Bruder zur See nach Macedonien flüchten, wo Brutus mit den übrigen Mördern Cäſars ſich aufhielt; aber als es zur Fortſetzung der Reiſe an Gelde fehlte, wollte ſein kühnerer Bruder es wagen, heimlich nach Rom zu gehen, um ſich etwas zu verſchaffen. Cicero irrte indeſſen unſchlüſſig an der Küſte umher. Er ließ ſich endlich zu Schiffe bringen, als er aber bei ſeiner Kränklichkeit die Seefahrt nicht vertragen konnte, ging er an's Land zurück. Ich will, ſprach er, in meinem Vaterlande ſterben, das ich ſo oft gerettet habe. Die ausgeſandten Mörder nahten ſich, als Cicero ſich in einer Sänfte forttragen ließ; ein treuloſer Diener hatte ihnen die Spur des unglücklichen Mannes verrathen. Cicero ſah kein Rettungsmittel. Er ließ die Sänfte niederſetzen und ſtreckte ruhig den Kopf heraus, den Eifer der Mörder, Popilius Länas, welchem er einſt vor Gerichte durch ſeine Beredſamkeit das Leben gerettet hatte, nebſt der rechten Hand abhieb. (XII, 35.)

Als die Dreimänner ihre Feinde in Rom unterdrückt hatten, wendeten ſie ſich gegen Brutus und Caſſius, die mit einem ſtarken Heere in Griechenland ſtanden. Es kam (42 J. vor Chr.) bei Philippi in Macedonien zu einer Schlacht, worin zuerſt Caſſius, und dann auch Brutus, ſich ſelbſt das Leben nahmen, um nicht in die Gewalt der Sieger zu fallen. Die

drei Herrscher entzweiten sich bald. Der träge Lepidus erlag zuerst den Ränken des Octavianus, und von seinen Kriegern verlassen, unterwarf er sich dem Günstlinge des Glückes. Antonius und Octavianus versöhnten sich zwar auf kurze Zeit; aber Antonius, an Geistskraft und Kriegserfahrung seinem Nebenbuhler weit überlegen, bereitete sich selbst sein Unglück. Er ließ sich von den Reizen der schlauen und herrschsüchtigen Königinn von Aegypten, der schönen Kleopatra, verführen, die so viel Gewalt über ihn erlangte, daß er im wilden Taumel an ihrer Seite in Aegypten schwelgte, während Octavianus glücklich arbeitete, sich die ungetheilte Herrschaft zu erringen. Endlich als der unbesonnene Antonius an Kleopatra und ihre Söhne sogar römische Länder verschenkte, wurde auf Octavians Betrieb der Krieg gegen ihn und seine Verführerinn beschlossen. Octavian ging mit zahlreichen Schiffen in die See und warf Anker bei Actium an der Küste von Griechenland. Antonius war gerüstet, den Kampf um die Herrschaft über die Welt zu bestehen. Er wollte seinen Gegner zu Lande angreifen, und seine Freunde riethen dazu, aber Kleopatra, die ihn mit vielen Schiffen begleitete, wünschte eine Seeschlacht, und der verblendete Mann gab ihren Wünschen nach. Mitten in dem hartnäckigen Kampfe, als noch nichts entschieden war, ließ Kleopatra, von plötzlicher Furcht ergriffen, ihre Schiffe umkehren und floh mit ihnen aus dem Treffen. Bei diesem Anblicke warf sich Antonius, von zwei Sklaven begleitet, in ein kleines Schiff und eilte der fliehenden Königinn nach. Ungeachtet der Verwirrung, welche dadurch entstand, fochten seine verlassenen Krieger tapfer bis auf den Abend, wo sie sich dem Octavian, der dem kriegskundigen Agrippa den Sieg verdankte, ergaben. Im folgenden Jahre suchte Octavian seinen Gegner in Aegypten auf. Die treulose Kleopatra unterhandelte mit dem Sieger; sie wollte den Mann,

der ihr alles aufgeopfert hatte, ausliefern, und als der verblendete Antonius dem anrückenden Feinde entgegen zog, wurde er von seinen Kriegern verlassen. In der Verzweiflung foderte er den Octavian zum Zweikampfe, worauf dieser ihm verächtlich antworten ließ: Bist du deines Lebens überdrüßig, wer hindert dich, es dir zu nehmen? Antonius eilte darauf in Kleopatra's Palast. Er fand sie nicht. Sie hatte sich in ein Begräbnißgewölbe zurück gezogen, dessen Zugänge fest verschlossen waren, und ihre Diener mußten dem Antonius sagen, sie habe sich das Leben genommen. Von Verzweiflung ergriffen, durchbohrte er sich bei dieser Nachricht mit dem Schwerte. (XII, 36.) Aber die Wunde hatte ihn nicht getödtet, und mitleidig erzählte man ihm nun, Kleopatra sei noch am Leben. Da ließ er sich zu ihr in das Begräbnißgewölbe bringen, wo er endlich zu ihren Füßen das Leben aushauchte. Bald darauf hielt Octavian siegreich seinen Einzug in Alexandrien. Er ließ die Leiche des Antonius prächtig begraben, und heuchelte Freundlichkeit gegen Kleopatra, um ihr zu verbergen, daß er die Absicht hatte, sie gefangen nach Rom zu schicken. Aber sie errieth endlich diese Absicht, und um den Triumph des Siegers nicht zu zieren, ließ sie sich durch den Biß einer Schlange tödten, (XI, 31.) oder nahm, wie Andere erzählen, ein schnell tödtendes Gift.

Rom hatte nun einen Alleinherrscher, der zum beständigen Imperator ernannt wurde und später den Ehrennahmen Augustus d. h. der Hohe oder Heilige, erhielt, er selbst aber nannte sich bescheiden Cäsar, woraus unser deutsches Wort Kaiser entstanden ist. Die allgemeine Sehnsucht nach Ruhe und die Ergebenheit des Heeres machten es ihm leicht, den römischen Freistaat allmählig in eine unbeschränkte Herrschaft zu verwandeln. Zu seinem Schutze bildete er eine Leibwache von 10,000 Mann, Prätorianer (milites praetoriani)

37

August lässt sich Pläne zur Verschönerung Roms vorlegen. 30 v. C. G.

38

Hermann dankt den Göttern für den Sieg über die Römer. 9 nach C. G.

39

Kaligula lässt die Zuschauer in die Tiber jagen. 39 n. C. G.

genannt. Zwei treffliche Männer, der kriegskundige Agrippa und der sanfte, die Gelehrsamkeit und Kunst beschützende Mäcenas, standen ihm mit ihrem Rathe treulich bei. Augustus verbesserte viele Mißbräuche, verschönerte Rom durch Wiederaufbauung zerstörter Häuser und Tempel, (XIII, 37.) und verbesserte die Verwaltung der Gerechtigkeit.

Ungefähr im dreißigsten Jahre der Regierung August's wurde Jesus Christus von Maria aus Nazareth geboren in einer Höhle zu Bethlehem, wo bei nächtlichem Regen die weidenden Hirten Zuflucht suchten. Mitleidige Menschen hatten ihr hier ein ärmliches Lager bereitet, und die Hirten auf dem Felde, welchen eine glänzende Lufterscheinung verkündigt hatte, daß der Neugeborene der erwartete Heiland und Retter sei, kamen herein, das Kind anzubeten. (X, 29.) Die Jugendgeschichte des Herrlichen ist fast ganz unbekannt, bis er in seinem dreißigsten Jahre, mit hoher Kraft des Geistes ausgerüstet und durch die edelste Gesinnung ausgezeichnet, als Lehrer reiner Gottesverehrung und eines tugendhaften Lebens unter seinem Volke auftrat, und für seine heilige Lehre litt, welche zum Heile der Menschen über die Erde verbreitet wurde, wie wir künftig hören werden.

Die Zeit des Augustus war meist friedlich, und in den Kriegen, die er zuweilen anfing, war er glücklich, außer gegen die Teutschen, welche zu den Waffen griffen, als die Römer über den Rhein vordrangen und römische Sitten mit Gewalt einführen wollten. Wir werden in der Folge ihre tapferen Thaten erzählen.

Augustus hatte keine Erben. Sein Stiefsohn Tiberius, den er an Kindesstatt angenommen hatte, war sein Nachfolger. Als dieser herrschsüchtige, grausame Fürst in einer Art von wahnsinniger Verzweiflung gestorben war, folgte ihm auf dem Throne der Sohn seines Neffen, Cajus Caligula, der anfangs milde und rühmlich herrschte, aber schon am Ende seines ersten

Regierungsjahres, nach einer heftigen Krankheit, Handlungen beging, welche man für Wirkungen des Wahnsinnes erklärt hat. Seine Verschwendung und seine Grausamkeit waren empörend. Er ließ selbst seine Pferde aus goldnen Gefäßen fressen und seinem Leibrosse kaiserliche Ehrenbezeigungen erweisen. Die meisten reichen Römer wurden auf seinen Befehl hingerichtet. Menschen zu martern war dem Ungeheuer ein Vergnügen, und er trieb die Grausamkeit so weit, daß er ganze Schaaren von Menschen um leichter Vergehungen willen auf den Richtplatz schickte, und einst bei einer Festlichkeit die Zuschauer in die Tiber jagen ließ. (XIII, 39.) Vier Jahre hatten die Römer diese Mißhandlungen erduldet, als eine Verschwörung gegen Caligula ausbrach, worin er ermordet wurde. Darauf wurde sein blödsinniger Bruder Claudius von der Leibwache auf den Thron erhoben. Er ließ sich von seinem lasterhaften Weibe, Messalina, beherrschen, und nach der Ermordung derselben auch von der zweiten Gemahlin, Agrippina, die es durch ihre Ränke dahin brachte, daß er ihren Sohn erster Ehe, Domitius Nero, seinem eigenen Sohne, Britannicus, vorzog. Endlich tödtete sie den alten Mann durch Gift, als er dem Britannicus wieder seine Neigung zuwendete. Auch der abscheuliche Nero erweckte anfangs glückliche Hoffnungen, und sein Erzieher, der berühmte Gelehrte, Seneca, hatte großen Einfluß auf ihn; aber bald überließ er sich den schändlichsten Ausschweifungen, und zeigte sich als ein scheußliches Ungeheuer. Seine Mutter, seine Lehrer und die edelsten Männer wurden von ihm ermordet; er ließ Rom anzünden, um es schöner wieder aufzubauen, und viele Christen hinrichten, welche man als Urheber des Brandes angab; er vergaß seine Würde so sehr, daß er auf der Bühne vor seinem Volke als Sänger und Schauspieler sich zeigte und sogar nach Griechenland zog, um seine Kunstfertigkeit bewundern zu lassen. Erst nach

40

Nero bittet einen Sklaven ihn zu tödten. 68 n. C. G.

41

Pompeji wird verschüttet i. J. 79.

42

Konstantins Einzug in Konstantinopel. i. J. 330.

Regierungsjahres, nach einer heftigen Krankheit, Handlungen beging, welche man für Wirkungen des Wahnsinnes erklärt hat. Seine Verschwendung und seine Grausamkeit waren empörend. Er ließ selbst seine Pferde aus goldnen Gefäßen fressen, und seinem Leibrosse kaiserliche Ehrenbezeigungen erweisen. Die meisten reichen Römer wurden auf seinen Befehl hingerichtet. Menschen zu martern war dem Ungeheuer ein Vergnügen, und er trieb die Grausamkeit so weit, daß er ganze Schaaren von Menschen um leichter Vergehungen willen auf den Richtplatz schickte, und einst bei einer Festlichkeit die Zuschauer in die Tiber jagen ließ. (XIII, 39.) Vier Jahre hatten die Römer diese Mißhandlungen erduldet, als eine Verschwörung gegen Caligula ausbrach, worin er ermordet wurde. Darauf wurde sein blödsinniger Bruder Claudius von der Leibwache auf den Thron erhoben. Er ließ sich von seinem lasterhaften Weibe, Messalina, beherrschen, und nach der Ermordung derselben auch von der zweiten Gemahlin, Agrippina, die es durch ihre Ränke dahin brachte, daß er ihren Sohn erster Ehe, Domitius Nero, seinem eigenen Sohne, Britannicus, vorzog. Endlich tödtete sie den alten Mann durch Gift, als er dem Britannicus wieder seine Neigung zuwendete. Auch der abscheuliche Nero erweckte anfangs glückliche Hoffnungen, und sein Erzieher, der berühmte Gelehrte, Seneca, hatte großen Einfluß auf ihn; aber bald überließ er sich den schändlichsten Ausschweifungen, und zeigte sich als ein scheußliches Ungeheuer. Seine Mutter, seine Lehrer und die edelsten Männer wurden von ihm ermordet; er ließ Rom anzünden, um es schöner wieder aufzubauen, und viele Christen hinrichten, welche man als Urheber des Brandes angab; er vergaß seine Würde so sehr, daß er auf der Bühne vor seinem Volke als Sänger und Schauspieler sich zeigte und sogar nach Griechenland zog, um seine Kunstfertigkeit bewundern zu lassen. Erst nach

40

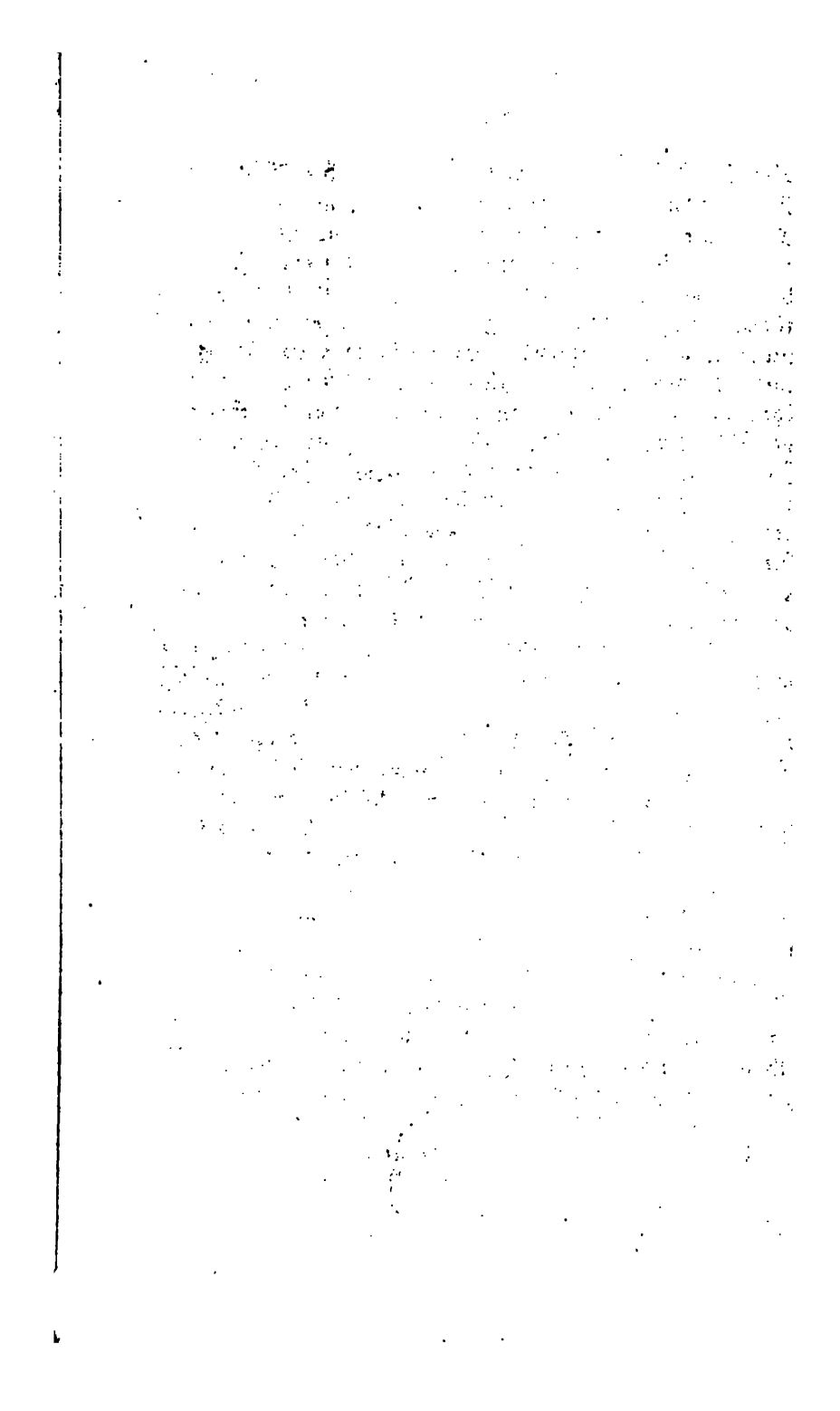
Nero bittet einen Sklaven ihn zu tödten. 68 n. C. G.

41

Pompeji wird verschüttet i. J. 79.

42

Konstantins Einzug in Konstantinopel. i. J. 306.



vierzehn Jahren wurde das feige, verderbte Volk des Wütherichs müde. Es brach ein Aufstand unter dem Heere aus, der sich schnell durch das ganze Reich verbreitete. Nero wurde von dem Senate für einen Feind des Staates erklärt und zum Tode verurtheilt. Von einem einzigen Sklaven begleitet, entfloh er in nächtlicher Stunde, während eines furchtbaren Gewitters, und vor den Verfolgern zitternd, erreichten beide das Landgut. Die Nacheilenden aber hatten schon die Spur der Flüchtlinge gefunden. Nero verbarg sich ängstvoll hinter einer alten Mauer und versuchte mehr als einmahl, sich das Leben zu nehmen, aber muthlos ließ er die bewaffnete Hand sinken. Da hörte er plötzlich die Reiter heran sprengen, die ihn aufsuchten, und mit Angstgeschrei ergriff er den Dolch, den er sich mit Hülfe des Sklaven in die Brust stieß. (XIII, 40.)

Während eines Zeitraumes von 300 Jahren folgte nun eine Reihe von Kaisern, die meist von den Kriegsheeren erhoben wurden, und von welchen die meisten eines gewaltsamen Todes starben. Nur wenige edle Fürsten rühmt die Geschichte in der langen Reihe dieser Nichtswürdigen. Der erste jener ruhmvollen Kaiser war Vespasianus, der im J. 69 nach Christus, den Thron bestieg. Ihm folgte sein edler Sohn Titus, dem seine Zeitgenossen den schönen Nahmen: „die Freude des Menschengeschlechts" gaben. Ich habe einen Tag verloren, pflegte er zu sagen, wenn er einmahl keine wohlthätige Handlung gethan hatte, und oft hörte man von ihm den Ausspruch, von dem Throne eines Kaisers dürfe niemand traurig hinweg gehen. Während seiner kurzen Regierung gaben manche Unglücksfälle ihm Gelegenheit, seine wohlthätige Gesinnungen zu zeigen. Ein furchtbarer Ausbruch des Feuerberges Vesuv verheerte die schöne Gegend von Neapel und begrub (79 J. nach Chr.) die Städte Pompeji und Herculanum, und Stabiä. Plinius, ein berühmter Na-

turforſcher, von welchen wir noch vortreffliche Werke haben, näherte ſich mit einem Schiffe dem Veſuv, um die große Naturerſcheinung zu betrachten, aber als er gelandet, und mitten unter dem fürchterlichſten Aſchenregen und in der dickſten Finſterniß, wobei Sklaven mit Fackeln leuchteten, weiter gegangen war, fiel er plötzlich, ein Opfer ſeiner Wißbegierde, todt nieder. Die verſchütteten Städte waren gegen 1600 Jahre im Schooße der Erde verborgen, bis im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Herculanum zufällig bei dem Graben eines Brunnens entdeckt wurde. Seitdem hat man hier und in Pompeji einige Straßen und mehre Häuſer aufgegraben, worin man viele merkwürdige Alterthümer und Gemählde gefunden hat. Auch wurden mehre alte Schriftrollen entdeckt, welche man in neuern Zeiten vollkommener aufzurollen gelernt hat, um ſie wieder leſbar zu machen. — Nach den unglücklichen Verwüſtungen, welche jener Feuerausbruch angerichtet hatte, ließ Titus die zerſtörten Orte wieder aufbauen, und als zu einer andern Zeit eine große Feuersbrunſt für Rom verderblich geworden war, linderte er auch hier das Unglück des Volkes.

Unter der Regierung Veſpaſian's ward auch das endliche Schickſal des jüdiſchen Staates entſchieden. Die Römer hatten das Land unter Pompejus (37 J. vor Chr.) bezwungen, und eine Zeitlang von abhängigen Fürſten beherrſchen laſſen, bis es endlich (44 J. nach Chr.) ganz zu einer römiſchen Landſchaft gemacht wurde. Von den römiſchen Statthaltern hart gedrückt, empörten ſich die Juden ſchon unter Nero's Regierung. Veſpaſian, der (66 J. nach Chriſtus) als Feldherr gegen ſie geſandt wurde, belagerte Jeruſalem, bis er zum Kaiſer ernannt ward. Er überließ alsdann ſeinem Sohne Titus die Führung des Krieges. Die Juden wehrten ſich mit Verzweiflung in der ſtark befeſtigten Stadt. Titus bot ihnen ſchonend Verzeihung

an, aber ſie wollten ſich nicht ergeben, obgleich die Hungersnoth aufs höchſte ſtieg. Nach einer langen Belagerung wurde die Stadt von den Römern erſtürmt. Ein tapferer Haufen hatte ſich im Tempel verſchanzt und wollte ſich auch jetzt noch nicht ergeben. Dieſes prächtige Gebäude, welches Titus gern erhalten wollte, wurde mit der ganzen Stadt in einem furchtbaren Brande (70 J. nach Chr.) zerſtört. Der größte Theil der Juden kam um, die übrigen aber wurden gefangen und als Sklaven behandelt. Die Nachkommen dieſer Unglücklichen haben ſich ſeitdem über die ganze Erde verbreitet.

Nur zwei Jahre regierte Titus, und ihm folgte ſein grauſamer Bruder Domitian, der nach wenigen Jahren ermordet wurde. Nun folgten einige ruhmwürdige Kaiſer, unter welchen Rom eine Reihe glücklicher Jahre genoß; der edle Greis Nerva; der gerechte, für das Glück ſeiner Völker wohlthätig ſorgende Trajan, und nach Hadrian — der zwar viele treffliche Einrichtungen machte, und Rom mit herrlichen Gebäuden ſchmückte, aber manche Schwächen hatte, und zuletzt grauſam wurde — der edle Antoninus Pius, und Marcus Aurelius, der uns in den Betrachtungen über ſich ſelbſt, die wir noch von ihm haben, ein Gemählde ſeines tugendhaften Sinnes hinterlaſſen hat, aber während ſeiner neunzehnjährigen Regierung einen ſchweren Kampf gegen die Teutſchen und andre Völker beſtehen mußte, die immer mehr gegen die Gränzen des Reiches vordrangen.

Das römiſche Reich umfaßte, als Marcus Aurelius ſtarb, Italien, Spanien, Portugal, England und Süd-Schottland, Frankreich und die Schweiz, die Niederlande, die teutſchen Länder am Rhein und an der Moſel, die Hälfte von Baiern, Oeſtreich, Sklavonien, Dalmatien, Kroatien, Bosnien, Servien, Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau und Wallachei, Bulgarien, die europäiſche Türkei, die Inſeln im Mittelländiſchen Meere

und im Archipelagus, Kleinasien bis an die Ufer des schwarzen Meeres, die Krim, das Land der Tscherkassen, Mingrelien, Syrien, Palästina, und in Afrika: Aegypten, Algier, Tunis, Tripolis, Fez und Marokko — ein Gebiet, das sich uns bei einem Blicke auf die Landkarte als eine ungeheure Ländermasse zeigt. Ueberall wurden die Sitten und die Sprache der Römer verbreitet. Römische Festungen schützten den Rhein, römische Brücken führten über die Donau, römische Theater wurden in Frankreich und Spanien errichtet und römische Mauern und Kanäle in den Niederlanden und in England gebaut.

Mit dem Nachfolger des Aurelius, dem schändlichen Commodus, begann wieder eine Reihe von Kaisern, deren nur wenige des Thrones würdig waren. Gewöhnlich durch die Leibwache, oder das Heer, auf den Thron erhoben, gingen die meisten wie Schatten vorüber, mordeten und wurden ermordet. Nur einige verdienen rühmliche Erwähnung, wie der tapfere Aurelian, und Probus, der eben so glücklich, wie jener, die Feinde zurück trieb und durch seine Krieger, die er in strenger Ordnung hielt, in Gallien, Teutschland und Ungarn (250 J. vor Chr.) Weinreben pflanzen ließ.

Nach 25 unruhevollen Jahren, während welcher das Reich von äußern Feinden und von innern Stürmen immer mehr bedrohet wurde, trat Constantinus (306 J. nach Chr.) in die Rechte seines Vaters Constantius, welcher die Herrschaft mit Galerius getheilt hatte. Siebzehn Jahre lang hatte er mit so vielen Nebenbuhlern zu kämpfen, daß auf kurze Zeit sogar sechs Kaiser auf einmahl im römischen Reiche waren, von welchen jeder einen Anfang hatte und einen Theil des römischen Ländergebiets behauptete. Endlich aber siegte Constantin (im J. 323) über den letzten Mitkaiser Licinius, und war Alleinherrscher des ganzen Reiches. Da er die Hauptgefahr von Osten her besorgte, so verlegte er den Sitz des Reiches nach der Stadt

Byzanz, (XIV, 42.) die er mit ungeheurem Kostenaufwande neu erbaute, und nach seinem Nahmen Constantinopel nannte. Die Stadt erhielt viele Freiheiten, und durch die neuen Einwohner, welche aus Rom und andern Städten dahin strömten, so wie durch viele gesammelte Denkmähler der Kunst stieg sie bald zu einem prächtigen Kaisersitze empor. Constantin theilte das Reich in vier große Theile, welche Orient, Illyricum, Gallien und Italien hießen und von Statthaltern verwaltet wurden.

Constantin erhob die christliche Religion, welche schon sein Vater begünstigt hatte, zu dem herrschenden Glauben. Das Christenthum hatte sich bereits früher im römischen Reiche ausgebreitet, obgleich die Bekenner desselben oft wüthend verfolgt wurden; aber eben der Heldenmuth, womit die Märterer für ihren Glauben starben, trug zu jener Verbreitung bei. In Asien, in Afrika, in Italien, Spanien, Gallien und Britannien fand man zu Constantin's Zeiten schon sehr viele Anfänger des Christenthumes.

Unter Constantin's Nachfolgern gerieth das Reich immer mehr in Verfall. Von allen Seiten drangen rohe Völker gegen die Gränzen. Ungefähr 60 Jahre nach Constantin theilte Theodosius (im J. 395) das Reich unter seine beiden unmündigen und geistesschwachen Söhne, wovon der eine, Arkadius, Kaiser des Morgenlandes, der andere, Honorius, Kaiser des Abendlandes wurde. Diese Theilung war die Quelle großer Uebel. Zwischen den beiden neuen Reichen entstand Zwietracht, welche es den fremden Völkern noch mehr erleichterte, die Römer zu bezwingen, und endlich dem abendländischen Reiche ein Ende zu machen. Dieß geschah im J. 476, als Odoacher, der Anführer einiger kriegerischen teutschen Völker, den römischen Kaiser Romulus Augustulus vom Throne stieß und sich zum Könige von Italien machte.

Das morgenländiſche Kaiſerthum dauerte faſt noch tauſend Jahre nach dem Falle des abendländiſchen fort. Es wurde zwar im Innern durch vielfache Unruhen zerrüttet und ebenfalls von kriegeriſchen Völkern bedroht, aber die Hauptſtadt Conſtantinopel ſchützte eine feſte Lage und zum Glücke des Reiches wendeten ſich jene Völkerſtürme immer mehr gegen die weſtlichen Länder Europa's. So konnten Handel und Schifffahrt im morgenländiſchen Reiche gedeihen und Künſte und Wiſſenſchaften wurden hier fortdauernd gepflegt, während im übrigen Europa unter der Herrſchaft roher Völker die Finſterniß der Unwiſſenheit ſich verbreitete. Unter den morgenländiſchen Kaiſern war einer der glücklichſten Juſtinian. Seine großen Feldherren Beliſar und Narſes wären glücklich gegen Vandalen und Oſtgothen in Afrika und in Italien. Vorzüglich merkwürdig aber war Juſtinian's Regierung durch die Sammlung der römiſchen Geſetze, welche er um das Jahr 529 veranſtalten ließ. (XVI, 47.) Da dieſe Geſetze in ſpätern Zeiten von vielen europäiſchen Völkern angenommen wurden, ſo iſt Juſtinian's Geſetzbuch noch jetzt gültig. Auch ſoll zu ſeiner Zeit (im J. 532) der Seidenbau aus Perſien nach Griechenland gekommen ſein. Nach Juſtinian verfiel das morgenländiſche Reich oder das griechiſche Kaiſerthum, und erhob ſich nur von Zeit zu Zeit, bis es endlich durch neue Feinde, die gegen daſſelbe vordrangen, die Türken, im funfzehnten Jahrhunderte zerſtört wurde, wie wir künftig hören werden.

Zweite Abtheilung.

Von den Völkerzügen bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

I. Die Teutſchen und die Völkerzüge.

Wir wiſſen ſchon, daß die Römer ungefähr 100 Jahre vor Chriſtus zuerſt mit teutſchen Völkern bekannt wurden. Dieſe Völker wurden anfangs von den Galliern, und nachher auch von den Römern Germanen genannt, von Ger, Krieg, alſo Kriegsmänner. Sie verehrten einen Mann, Nahmens Tuiſto oder Tuisko, als ihren Stammvater, von welchem ſie ſich zuweilen Teutonen und endlich Teutſche nannten. Doch wechſelten ihre Nahmen häufig, weil ſie ihre Wohnſitze oft verrückten und von Ausländern bald ſo, bald anders genannt wurden. Sie ſtammten aus Aſien. Einige hundert Jahre vor Chriſtus, bei einer allgemeinen Bewegung der Völker, zogen ſie am Weltmeere hinauf, und ließen ſich an den Ufern der Donau und des Rheins nieder. Das Land, welches zwiſchen der Nord- und Oſtſee, dem Rhein, der Donau und Weichſel lag, war zur Zeit der Römer rauh und kalt, mit ungeheuren Wäldern bedeckt, von Sümpfen durchzogen. Nach Marius, dem Beſieger der Cimbern und Teutonen, war Julius Cäſar der erſte Römer, der mit mehren

teutſchen Völkern kämpfte, welche in Gallien eingefallen waren. Druſus aber machte, ungefähr 10 Jahre vor Chriſtus, große Eroberungen zwiſchen dem Niederrhein und der Weſer, und Teutſchland blieb endlich bis an die Elbe und Saale den Römern unterworfen. Kein teutſches Volk wagte mehr offenen Widerſtand. Die Bündniſſe der Völker waren getrennt, Dämme und Brücken waren aufgeworfen, drei zahlreiche Legionen des römiſchen Heeres hielten Wache in vielen feſten Schlöſſern und Lagern, und römiſche Statthalter herrſchten mit römiſchen Geſetzen und einem Schwarme von römiſchen Rechtsgelehrten in Teutſchlands Wäldern. Der Uebermuth der Sieger reizte endlich die gebeugten Völker, als Quinctilius Varus, ein habſüchtiger Mann von ſchwachem Geiſte, Statthalter in Teutſchland war.

Hermann, von den Römern Arminius genannt, faßte den Entſchluß, die Freiheit ſeines Vaterlandes zu retten. Dieſer tapfere und geiſtreiche Jüngling war der Sohn eines Fürſten der Cherusker, die am Harzgebirge und an der obern Weſer wohnten. Er hatte im römiſchen Heere gedient, wo er die Würde eines römiſchen Bürgers erworben und ſich in allen Künſten des Krieges und Friedens unterrichtet hatte. Nach der Rückkehr in ſeine Heimath vereinigte er die edelſten Männer unter den Cheruskern und den benachbarten Völkern und beſprach mit ihnen den Entwurf, die Römer aus Teutſchland zu verjagen. Varus, der die Teutſchen für gänzlich unterjocht hielt und ihnen keine Liſt zutraute, ließ ſich immer weiter von den Ufern des Rheins, wo die Römer ihre ſtärkſten Veſten hatten, weglocken bis in die Gegend des großen Teutoburger Waldes, welcher das Land zwiſchen der Ems und Lippe bedeckte. Varus hätte dem Verderben, das ihn erwartete, entgehen können, wenn er die Warnung geachtet hätte, welche ein Verräther unter den Teutſchen, Hermanns Schwiegervater Segeſt, der unwillig gegen den Helden

und neidisch auf ihn war, den Römern gab. Aber verblendet zog der römische Feldherr weiter, bis er tiefer in die Waldungen kam, in der Gegend zwischen Detmold und Paderborn, wo von allen Seiten Berge und Thäler ihn umgaben. Ein langer Regen hatte die Wege in dem undurchdringlichen Gehölze noch ungangbarer gemacht und ein heftiger Sturm wüthete, da erschienen die teutschen Krieger unerwartet als Feinde auf den umliegenden Höhen und schleuderten ihre Wurfspieße auf die Römer. Von den Teutschen immer verfolgt und immer angegriffen, setzte das römische Heer seinen Weg fort, um den Rhein wieder zu erreichen. Endlich aber, als alle Hoffnung zur Rettung verloren war und selbst die Tapfersten den Muth sinken ließen, stürzte sich Varus in sein Schwert. Das ganze Heer wurde niedergemacht oder gefangen und Teutschland war von der Knechtschaft, die ihm drohte, befreit. Nach dem Siege dankte Hermann den Göttern (XIII, 38.) und viele der vornehmsten Gefangenen wurden, nach den rohen Sitten jener Zeit, auf den Altären geopfert. Die Teutschen waren besonders gegen die römischen Rechtsgelehrten erbittert, und einer der siegreichen Krieger riß in seinem Unwillen einem jener Männer die Zunge aus mit den Worten: Höre nun auf zu zischen, du Natter!

Hermann vertheidigte die gerettete Freiheit seines Vaterlandes auch gegen den römischen Feldherrn Germanicus, der die Niederlage des Varus rächen wollte, mit seinem tapferen Arme; aber die Uneinigkeit der teutschen Völker und ihre Eifersucht gegen einander, erleichterten den Römern den Krieg und führten ihrem Heere viele teutsche Hülfsvölker zu. Selbst diese Vortheile aber konnten, bei dem muthigen Widerstande der Teutschen, die Herrschaft der Römer im Innern Teutschlands nicht wieder herstellen, und sie mußten bald alle Eroberungsversuche aufgeben. Der Rhein blieb nun ihre Gränze. Als das Vaterland gegen die Römer gesichert

war, wendete sich Hermann mit seinen Cheruskern gegen den Fürsten der Markomannen, eines andern teutschen Volkes, welcher die Freiheit der Nachbarvölker bedrohte, und besiegte ihn. Bald nachher aber, ungefähr 12 Jahre nach dem Siege über Varus, wurde der Held von seinen Neidern und Feinden verfolgt und fiel in einer Verschwörung, welche seine Kriegsgefährten gegen ihn machten. Sein Andenken wurde noch lange in Gesängen gefeiert.

Wir verweilen hier einen Augenblick, um etwas von den Sitten der alten Teutschen zu hören. Sie waren von starkem Körper, muthig, redlich, gastfrei, voll Freiheitsliebe, Ehrgefühl und Kriegslust. Bei einfacher Nahrung, die aus Milch, Wild, Erd- und Baumfrüchten bestand, wuchsen sie kräftig auf. Von zarter Jugend an, wurden sie so hart gewöhnt, daß sie die strengste Witterung ertragen konnten und selbst im Winter nur wenig Kleidung trugen, die aus Fellen wilder Thiere bestand, aber einen Theil des Leibes ganz unbedeckt ließ. Ihre Kinder gingen fast nackt. Sie bauten nicht Städte, die ihre Freiheitsliebe nicht leiden konnte. Jede Hütte lag gewöhnlich in der Mitte eines eingehegten Feldes. Jagd und Krieg war die liebste Beschäftigung der Männer. Die häusliche Arbeit und der Ackerbau blieben Weibern und Knechten überlassen. Die Mutter übergab ihre Kinder nicht Ammen und Mägden, sondern nährte sie an ihrer Brust. Die Frauen standen bei dem Volke in hoher Verehrung; man glaubte, es sei etwas Heiliges in ihrem Wesen, und ihre Aussprüche wurden in wichtigen Angelegenheiten oft befolgt. Ihr Schmuck bestand vorzüglich in langen Haaren, welche man färbte, wenn sie nicht von Natur hochblond waren. Der Mann fand nur in seinen Waffen einen würdigen Schmuck. Er verzierte Helm und Schild. Die Hörner erlegter Jagdthiere wurden als Trinkgeschirre benutzt. Zu Geschäften, wie zu Gastmählern,

ging der Teutſche nicht anders als bewaffnet, und bei feſtlichen Mahlzeiten, wo man ſich oft in Gerſtenbiere — Wein erhielten die Teutſchen erſt ſpät von den Römern — berauſchte, wurde über die wichtigſten Angelegenheiten berathſchlagt. Der Teutſche liebte das Würfelſpiel leidenſchaftlich und hatte er alles Vermögen verloren, ſo ſetzte er oft ſogar ſeine Freiheit auf einen Wurf, und ging, wenn er unglücklich war, in freiwillige Dienſtbarkeit. Das Volk beſtand aus freien Männern und Knechten. Der Knecht erhielt eine Hütte und ein Stück Feldes von ſeinem Herrn, wofür er Korn, Vieh oder ſelbſtgewebtes Zeug geben mußte, aber Waffen durfte er nicht tragen, die nur des freien Mannes Schmuck waren. Die Freien beſtanden aus Edeln und gemeinen Freien. Aus dem Adel wurden die Könige genommen, bei den Völkern aber, welche keine Könige hatten, wurden die Führer des Heeres, oder die Herzoge, nicht nach Vorzügen der Geburt, ſondern nach der Tapferkeit gewählt. Der freie Mann hatte das Recht, der Volksverſammlung beizuwohnen, welche über alle wichtigen Dinge entſchied. Jeder erſchien hier bewaffnet, aber der freie Jüngling durfte nicht eher Waffen tragen, bis er in der Volksverſammlung von einem Fürſten, oder einem Verwandten, Schild und Speer erhalten hatte. Wenn Feinde das Vaterland bedrohten, wurden alle Freie zu den Waffen gerufen. Man nannte dieß den Heerbann. Ging der Kriegszug in ein fremdes Land, ſo folgten dem Heere auch Weiber und Kinder mit den Heerden und allen beweglichen Gütern. Die Waffen der Teutſchen waren Speer und Schild; nur Wenige trugen Panzer, noch Wenigere einen Helm, und auch Schwerter waren ſelten. Ihre Hauptſtärke beſtand im Fußvolke, aber ſie wußten auch ihre dauerhaften Pferde ſo gut abzurichten, daß ſie oft die trefflich berittenen römiſchen Reiter beſiegten. Vor der Schlacht wurden die Krieger durch einen Geſang, das Bardit, begeiſtert.

Die teutschen Jünglinge ließen Haar und Bart lang wachsen, und trugen, gleich den Knechten, einen eisernen Ring am Arme, bis sie durch die Erlegung eines Feindes ihren Muth erprobt hatten. Die Teutschen bauten nicht Tempel, sondern beteten zu der Gottheit in Hainen und dunkeln Wäldern. Sie verehrten die Sonne und das Feuer, als höchsten Gott aber den Woden. Auch die allernährende Erde wurde unter dem Nahmen Hertha, als Gottheit verehrt. Der Sonne wurden in den heiligen Hainen weiße Pferde gehalten, welche vor einen geweihten Wagen gespannt und von dem Fürsten, oder dem Priester geführt wurden. Das Wiehern dieser Pferde hielt man für eine Vorbedeutung der Zukunft. Leichenbegängnisse wurden ohne Gepränge vollzogen. Die Todten aber wurden verbrannt und mit dem Krieger zugleich seine Waffen und sein Pferd.

Aus den vielen kleinen Völkerschaften, welche Teutschland in den ältesten Zeiten bewohnten, entstanden später, beinahe 300 Jahre nach Christus, durch Vereinigung verschiedener Völker, einige Hauptstämme, oder Völkervereine. Der Bund der Sassen oder Saxen — woraus der Nahme Sachsen entstanden ist — wohnte am nördlichsten, zwischen der Elbe und dem Rhein, anfangs in Mecklenburg und Holstein, woher sie sich allmählig weit gegen Mittag verbreiteten. Sie beschäftigten sich vorzüglich mit dem Ackerbau, waren freiheitliebend und kriegerisch (XV, 44.) und den Römern besonders durch ihre Seeräubereien furchtbar. Noch 800 Jahre nach Christus hatten die Sachsen keinen König, sondern gehorchten selbst erwählten Vorstehern und Anführern.

Südöstlich von der Ostsee, Oder und Weichsel bis hinab an die Donau und die Küste des schwarzen Meeres wohnten die klugen, kriegskundigen Gothen, ein zahlreicher Stamm, von dessen ersten Einrichtungen nichts

bekannt ist, als daß sie schon früh unter Königen standen. Sie wurden am frühsten den Römern gefährlich, und ihre beiden Hauptabtheilungen, Ostgothen und Westgothen, wurden bald siegreiche Eroberer in verschiedenen Gegenden Europa's.

Westwärts am Niederrheine, an der Weser und Elbe hatten ihren Sitz die Franken, das heißt freie Leute, die aus Holstein und vom baltischen Meere stammten und aus vielen kleinen nördlichen Völkerschaften zusammen gesetzt waren. Sie drangen oft gegen die römischen Länder, besonders in Gallien vor, und streiften sogar über die Pyrenäen.

Südwestlich durch Teutschlands Mitte gegen den Rhein und die Donau wohnten die mächtigen Alemannen, welche gleichfalls aus mehren einzelen Stämmen entstanden waren, ein tapferer kriegerischer Völkerverein, der bald in Gallien, bald in Italien einfiel.

Die Erscheinung eines neuen Volkes brachte neue Bewegungen hervor. Dieß waren die Hunnen, ein rohes und kriegerisches Volk von häßlicher Gesichtsbildung. Sie stammten aus dem nördlichen Asien, wo sie mächtig herrschten, bis sie, ungefähr 100 Jahre nach Christus, von den Gränzen von Sina bis gegen das kaspische Meer und zu den Ufern des Donflusses gedrängt wurden. Länger als dritthalb hundert Jahre verweilten sie auf den schönen Weiden, welche sie hier fanden, bis sie endlich, um das Jahr 374, über die Wolga zogen und sich in den beiden nächsten Jahren auf die benachbarten Alanen und, durch diese verstärkt, auf die Ostgothen warfen. Als diese überwältigt waren und die Hunnen heran zogen, geriethen die Westgothen, welche diesseit des Dniester wohnten, in solche Furcht, daß sie gegen die Donau wanderten und um Aufnahme im römischen Gebiete baten. Unter ihrem Anführer Alarich streiften sie verheerend durch Griechenland und Italien. Ein anderer gemischter Völkerschwarm unter

dem Gothenfürſten Rhadagais, brach gleichfalls aus Ungarn hervor gegen die Ufer der Donau und gegen Italiens freundliche Länder, und wieder ein anderer Haufen, Vandalen, Sueven und Alanen, zeigte ſich am Rheine, drang in Gallien ein und zog über die Pyrenäen nach Spanien, wo er (im J. 407) feſte Sitze gewann. Der furchtbare Alarich brach bald darauf abermahl in Italien ein und eroberte zweimahl Rom, das ſeit 800 Jahren keinen Feind in ſeinen Mauern geſehen hatte. Nach Alarichs Tode führte ſein Schwager Athaulf die Weſtgothen nach Gallien und Spanien, wo ſie ein mächtiges Reich ſtifteten, das Süd-Frankreich und faſt ganz Spanien umfaßte.

Das waren die großen Begebenheiten, welche man Völkerzüge, oder die Völkerwanderung nennt, die das Reich der Römer im Abendlande ſtürzte und die Geſtalt Europa's verwandelte.

Jene Stürme, welche die Gränzen des Reiches bedrohten, hatten die Römer gezwungen, ihre Kriegsvölker aus dem entfernten Britanien zurück zu ziehen, wodurch die Bewohner dieſer Inſel den Angriffen ihrer kriegeriſchen nördlichen Nachbarn, der Skoten und Pikten, die das jetzige Schotland bewohnten, ausgeſetzt waren. In ihrer Bedrängniß riefen ſie die tapferen Sachſen aus dem nordweſtlichen Teutſchlande zu Hilfe. Dieſe landeten zuerſt im J. 449 unter der Anführung der beiden Brüder Hengiſt und Horſa (XV, 43.), welchen bald andere Schwärme folgten, wozu ſich ſpäter auch die teutſchen Nachbarn der Sachſen, die Angeln und Jüten, aus Schleswig und Jütland, geſellten. Die Teutſchen drängten die Skoten und Pikten glücklich zurück, aber ſie wollten für ihren Beiſtand Wohnſitze in Britanien haben, und als die Briten darüber unwillig wurden, kam es zu einem langen Kriege, worin die Sachſen und Angeln, ſtets durch neue Hilfsvölker aus Teutſchland verſtärkt, Sieger blieben. So ſtifteten

43

Angelsachsen landen in Brittanien i. J. 449.

44

Die Sachsen mit Feldbau beschäftigt.

45

Karl Martells Sieg über die Araber i. J. 732.

ſie in Britanien nach und nach ſieben angelſächſiſche Reiche, die unter eben ſo vielen Königen ſtanden, bis im Jahre 823 alle Reiche vereinigt wurden. Britanien, ſo weit es den Römern gehorcht hatte, erhielt ſeitdem den Nahmen England.

Während jener Völkerbewegungen hatten die Hunnen von ihren Wohnſitzen am ſchwarzen Meere und längs der Donau verheerende Streifzüge in die öſtlichen Landſchaften des römiſchen Reiches gemacht. Am furchtbarſten aber erhob ſich die Macht dieſes Volkes unter dem furchtbaren Attila, der nach der Ermordung ſeines Bruders Bleda (im J. 443) alleiniger Beherrſcher der Hunnen wurde, und ſein Reich nordwärts bis zu den Inſeln der Oſtſee, und ſüdoſtwärts bis an die Gränzen des perſiſchen Reiches ausdehnte. Er war ſcharfſinnig und klug in ſeinen Entwürfen, gerecht und milde gegen ſeine Völker, auf ſein Glück vertrauend, hielt er ſein Heer in ſtrengem Gehorſam, und gebot gewaltig aus ſeinem Lager bei Tokai in Ungarn. Mit vielen kriegeriſchen Völkern vereint, fiel er im J. 450 über das weſtliche Europa, und erwarb ſich den Nahmen einer Geiſſel Gottes. Im folgenden Jahre ward ſein Heer von 700,000, an Sieg und Raub gewöhnten, Kriegern bei Chalons an der Marne in Frankreich von den vereinigten Römern und Weſtgothen zwar geſchlagen, aber ſchon 452 brach er wieder zerſtörend in Italien ein, wo um dieſe Zeit verjagte Flüchtlinge aus Ober-Italien Venedig auf einer ſichern Inſel im adriatiſchen Meere gründeten. Zwei Jahre nachher ſtarb er plötzlich, als er auf neue Unternehmungen dachte. Sein Reich zerfiel unter ſeinen uneinigen Söhnen, und die unterworfenen Völker ſetzten ſich in Freiheit.

Bald nachher erfolgte der Umſturz des abendländiſchen Reichs der Römer, wie wir oben (S. 151.) gehört haben. Odoacer, der ſich damahl (J. 476) zum König von Italien erhob, genoß die Früchte ſeines Sieges

aber nicht lange; denn schon 489 zogen die Ostgothen aus ihren bisherigen Wohnsitzen in Ungarn unter ihrem großen Könige Theodorich, oder Dietrich, nach Italien, und dieser stiftete im J. 493, nach Odoachers Fall, das ostgothische Reich, das außer Italien und Sicilien einen Theil des südlichen Frankreichs, und den südlichen Theil von Teutschland, Dalmatien, Slavonien und einen Theil von Ungarn begriff, unter Theodorichs ruhmvoller Herrschaft mächtig sich hob, aber unter seinen Nachfolgern, 60 Jahre nach der Gründung, während Justinians Regierung, wie wir bereits (S. 152.) gehört haben, zerstört wurde.

II. Das Reich der Franken.

Ein teutsches Volk wurde in jenem Zeitalter neu gegründeter Staaten vor vielen andern mächtig, die Franken. Sie hatten während der großen Begebenheiten, die wir erzählt haben, nicht, wie andere Völker, neue Wohnsitze gesucht, sondern waren ruhig in ihrem alten Gebiete am Nieder-Rhein geblieben, und hatten nur einige Eroberungen jenseit des Ardennen-Waldes gemacht, der ihnen als eine Schutzwehr gegen die Stürme der Völkerwanderung diente. Die Länder der Franken standen unter mehren kleinen Fürsten. Um das Jahr 481 aber wurde Klodwig, der Enkel des Fürsten Meroveus oder Merwig (von welchem seine Nachfolger Merovinger hiessen) Besitzer der fränkischen Stammländer in Teutschland und zugleich der in Gallien gemachten Eroberungen. Der tapfere Arm des rohen, blutdürstigen Fürsten bezwang bald darauf (486) den römischen Statthalter in Gallien, schlug die Thüringer und andere teutsche Völker, und wurde mit 3000 seiner Franken Christ, um seine Herrschaft unter den christlichen Landeseinwohnern zu befestigen. Um das J. 500

war das fränkiſche Reich gegründet, und als Klodwig ſtarb (511), beinahe ganz Gallien erobert. Seine Nachkommen ſaßen zwar über dritthalb hundert Jahre auf dem Throne; aber ſchon unter ſeinen Söhnen zerfiel das Reich in zwei Hauptheile Neuſtrien und Auſtraſien (oder Weſt-Reich und Oſt-Reich), zwiſchen welchen bald heftige Feindſchaft entſtand, und als in den folgenden Zeiten meiſt träge, geiſtloſe und elende Könige auf den Thron ſtiegen, als Haß und Rachſucht in dem geſunkenen Königsgeſchlechte die entſetzlichſten Gräuel verübten, da ging das Reich ſeinem Untergange entgegen. In dieſer Zeit des Verfalles erhoben ſich die Großen des Landes und an ihrer Spitze ein Staatsbeamter, der Major Domus, oder Großhofmeiſter, welcher endlich die höchſte Gewalt an ſich riß, ſo daß die Könige, ehe noch 200 Jahre ſeit Klodwig verfloſſen waren, nur ohnmächtigen Schattenbildern glichen. Jährlich einmahl erſchien der König öffentlich vor dem Volke im Glanze des Thrones, aber während der übrigen Zeit ſchwelgte er im Innern ſeines Schloſſes und überließ es dem Großhofmeiſter, das Volk und das Heer zu leiten. Unter jenen mächtigen Staatsbeamten glänzte beſonders Pipin von Heriſtall, ein kluger gerechter Mann, der ſich des Volkes Liebe und durch ſeine Siege großen Ruhm erwarb.

Noch größeren Ruhm gewann ſein Sohn, der heldenmüthige Karl Martell, der ihm (im J. 715) in der Würde des Großhofmeiſters folgte.

Ein neuer gefährlicher Feind bedrohte um dieſe Zeit das Reich der Franken und das ganze chriſtliche Europa. Ungefähr 100 Jahre früher war unter einem wandernden Hirtenvolke, den Arabern in Aſien, ein Mann von großer Geiſteskraft aufgeſtanden, Mohammed, welcher mit den Lehren Moſeh's und der Chriſten bekannt, ſeinem abergläubigen Volke, das die Geſtirne anbetete, einen neuen Glauben, und vorzüglich den

Anbetung eines einzigen Gottes, predigte. Anfangs fand er so wenig Anhänger und so viele Widersacher unter seinem Volke, und selbst unter seinen nächsten Verwandten, daß er, um der drohenden Lebensgefahr zu entfliehen, mit einigen Freunden aus seiner Vaterstadt Mekka entweichen mußte. Diese Flucht Mohammeds, welche im J. 622 geschah, nennen die Araber Hedschrah und rechnen von dieser Begebenheit (seit 639) ihre Jahre. (XVI, 48.) Er fand Zuflucht in der Stadt Medina, deren Bewohner mit Mekka in Feindschaft lebten, und kämpfte von nun an mehre Jahre hindurch mit denjenigen unter seinen Landsleuten, welche sich weigerten, seine Lehre anzunehmen. Der Muth und das Vertrauen seiner Anhänger wurden während dieser Fehden immer größer, und die Zahl seiner Krieger wuchs. Endlich gelang es ihm, einige der mächtigsten arabischen Stämme sich zu unterwerfen, und er wurde nun schon so kühn, fremde Fürsten, wie den oströmischen Kaiser und die Beherrscher von Persien, Aegypten, Aethiopien, zur Annahme seines Glaubens aufzufodern. Immer günstiger wurde ihm das Glück; an der Spitze begeisterter Krieger zog er siegreich umher, seine Vaterstadt wurde im Sturme genommen, aber großmüthig behandelt, und er brauchte nicht mehr als zehn Jahre, um ganz Arabien zu seinem Glauben und seiner Oberherrschaft zu zwingen. In dem Koran übergab er seinen Anhängern die Lehren und Vorschriften des neuen Glaubens, die von ihm in einzelnen Abschnitten bekannt gemacht, aber später erst gesammelt wurden. Die Hauptpunkte seines Glaubens waren, daß nur ein höchster Gott und Mohammed sein Prophet oder Gesandter sei, und daß fünf tägliche Gebete, Almosengeben, Fasten, tägliche Abwaschung und Wallfahrten nach Mekka (wo die Kaaba, mit dem von Alters her verehrten schwarzen Steine, das höchste Heiligthum der Araber, sich befand) zu den wesentlichen Pflichten eines

Gläubigen gehöre. Der neue Glaube wurde Islam genannt, und ein Anhänger deſſelben Moslem, woraus durch verderbte Ausſprache Muſelmann entſtanden iſt. Zehn Jahre nach ſeiner Flucht (632) endigte Mohammed ſein Leben durch Gift, das eine Feindinn ihm beigebracht haben ſoll, 63 Jahre alt. Mohammeds Nachfolger in der Herrſchaft über Arabien waren angeſehene Männer aus ſeinem Geſchlechte, welche man Khalifen, das heißt Stellvertreter, nannte. Unter ihrer Herrſchaft gingen die Araber erobernd über die Gränzen ihres Stammlandes hinaus und unterwarfen ſich mit raſchem Siegesglücke Syrien, Paläſtina, die phöniziſchen Küſtenländer, Aegypten, Cypern, Rhodus und die Küſtenländer von Nord-Afrika, ſie bedrohten das griechiſche Kaiſerthum ſelbſt vor den Thoren von Konſtantinopel, und bezwangen endlich auch das perſiſche Reich. Bei der Eroberung von Alexandrien in Aegypten fielen die Ueberreſte der großen Bücherſammlung in die Gewalt der Araber, und wurden in die 4000 Badſtuben der Stadt vertheilt, welche, wie man erzählt, ein halbes Jahr lang mit den erbeuteten Handſchriften geheizt werden konnten. Bei dieſen Eroberungen wurde den Chriſten, wenn ſie ihre Steuer bezahlten, Duldung und Schutz zugeſichert. Greiſe, Weiber, Kinder und Geiſtliche ſchonte der arabiſche Heerführer, Chalid, der die erſten großen Eroberungen machte, nur nicht Mönche. — Die erſten Khalifen hatten, wie Mohammed, ihren Sitz in Medina; ſpäter aber (um das J. 660) in Damask, bis endlich, gegen die Mitte des achten Jahrhunderts, das prächtige Bagdad erbaut und der Herrſcherſitz wurde. Die Araber auf der Küſte von Nord-Afrika hatten ſich mit den alten Bewohnern dieſes Landes vereinigt, und alle erhielten den gemeinſchaftlichen Nahmen Mauren, von dem alten Landesnahmen Mauritanien. Sie machten bald Verſuche, in dem gegenüber liegenden Spanien zu landen,

und endlich wurde ihnen (von 712 bis 714) durch die Uneinigkeit in der Familie der westgothischen Könige die Eroberung erleichtert. Das Reich der Westgothen stürzte zusammen und der größte Theil von Spanien wurde den Arabern unterworfen.

Die siegreichen Eroberer Spaniens richteten bald ihre Blicke auf Frankreich und drangen mit einem zahlreichen Heere über das Gränzgebirge der Pyrenäen. Karl Martell aber rückte ihnen entgegen und schlug sie im Herbste des Jahres 732 in den Ebenen zwischen Tours und Poitiers so entscheidend, daß ihrer mehr als 300,000 gefallen sein sollen. Die übrigen flohen nach Spanien zurück. (XV, 45.) Dieser herrliche Sieg befreite das südliche Europa von der Gefahr, eine Beute der Araber zu werden.

Karl Martell's Sohn war Pipin der Kleine, der nach seines Vaters Tode (741) ebenfalls unter dem Nahmen eines Großhofmeisters über die Franken herrschte, anfangs mit seinem Bruder, bald aber, als dieser ein Mönch geworden war, allein. Der König aus Klodwigs Stamme — Childerich war sein Nahme — saß indeß unthätig in seinem Schlosse, und bekümmerte sich so wenig um das Volk, als das Volk um ihn. Endlich glaubte Pipin, der mit Siegesruhm unter dem Volke stand und von der Geistlichkeit unterstützt wurde, den Königsthron selbst besteigen zu können. Der Bischof zu Rom war zu Pipins Zeiten, seit ungefähr 140 Jahren, als Papst das Oberhaupt der Kirche und hatte großen Einfluß in den christlichen Reichen, wo sein Wort oft entschied. An ihn wendete sich nun auch Pipin mit der Frage: Ist es gerecht, daß derjenige König heißt, der nur den Nahmen führt, aber nicht als Herrscher handelt; oder soll derjenige Mann König heißen, der die Gewalt in Händen hat, und sie mit Kraft ausübt? Der Papst, schon vorher gewonnen, antwortete, nach der Abrede, Pipins Gesandten: Wer

46

Der Papst salbt Pipin und seine Söhne i. J. 781.

47

Justinian läst die römischen Gesetze sammeln i. J. 529.

48

Mahomets Flucht (Hegira) i. J. 622.

dem Gothenfürsten Rhadagais, brach gleichfalls aus Ungarn hervor gegen die Ufer der Donau und gegen Italiens freundliche Länder, und wieder ein anderer Haufen, Vandalen, Sueven und Alanen, zeigte sich am Rheine, drang in Gallien ein und zog über die Pyrenäen nach Spanien, wo er (im J. 407) feste Sitze gewann. Der furchtbare Alarich brach bald darauf abermahl in Italien ein und eroberte zweimahl Rom, das seit 800 Jahren keinen Feind in seinen Mauern gesehen hatte. Nach Alarichs Tode führte sein Schwager Athaulf die Westgothen nach Gallien und Spanien, wo sie ein mächtiges Reich stifteten, das Süd-Frankreich und fast ganz Spanien umfaßte.

Das waren die großen Begebenheiten, welche man Völkerzüge, oder die Völkerwanderung nennt, die das Reich der Römer im Abendlande stürzte und die Gestalt Europa's verwandelte.

Jene Stürme, welche die Gränzen des Reiches bedrohten, hatten die Römer gezwungen, ihre Kriegsvölker aus dem entfernten Britanien zurück zu ziehen, wodurch die Bewohner dieser Insel den Angriffen ihrer kriegerischen nördlichen Nachbarn, der Skoten und Pikten, die das jetzige Schotland bewohnten, ausgesetzt waren. In ihrer Bedrängniß riefen sie die tapferen Sachsen aus dem nordwestlichen Teutschlande zu Hilfe. Diese landeten zuerst im J. 449 unter der Anführung der beiden Brüder Hengist und Horsa (XV, 43.), welchen bald andere Schwärme folgten, wozu sich später auch die teutschen Nachbarn der Sachsen, die Angeln und Jüten, aus Schleswig und Jütland, gesellten. Die Teutschen drängten die Skoten und Pikten glücklich zurück, aber sie wollten für ihren Beistand Wohnsitze in Britanien haben, und als die Briten darüber unwillig wurden, kam es zu einem langen Kriege, worin die Sachsen und Angeln, stets durch neue Hilfsvölker aus Teutschland verstärkt, Sieger blieben. So stifteten

43

Angelsachsen landen in Brittanien i. J. 449.

44

Die Sachsen mit Feldbau beschäftigt.

45

Karl Martells Sieg über die Araber i. J. 732.

ſie in Britanien nach und nach ſieben angelſächſiſche Reiche, die unter eben ſo vielen Königen ſtanden, bis im Jahre 828 alle Reiche vereinigt wurden. Britanien, ſo weit es den Römern gehorcht hatte, erhielt ſeitdem den Nahmen England.

Während jener Völkerbewegungen hatten die Hunnen von ihren Wohnſitzen am ſchwarzen Meere und längs der Donau verheerende Streifzüge in die öſtlichen Landſchaften des römiſchen Reiches gemacht. Am furchtbarſten aber erhob ſich die Macht dieſes Volkes unter dem furchtbaren Attila, der nach der Ermordung ſeines Bruders Bleda (im J. 443) alleiniger Beherrſcher der Hunnen wurde, und ſein Reich nordwärts bis zu den Inſeln der Oſtſee, und ſüdoſtwärts bis an die Gränzen des perſiſchen Reiches ausdehnte. Er war ſcharfſinnig und klug in ſeinen Entwürfen, gerecht und milde gegen ſeine Völker, auf ſein Glück vertrauend, hielt er ſein Heer in ſtrengem Gehorſam, und gebot gewaltig aus ſeinem Lager bei Tokai in Ungarn. Mit vielen kriegeriſchen Völkern vereint, fiel er im J. 450 über das weſtliche Europa, und erwarb ſich den Nahmen einer Geiſſel Gottes. Im folgenden Jahre ward ſein Heer von 700,000, an Sieg und Raub gewöhnten, Kriegern bei Chalons an der Marne in Frankreich von den vereinigten Römern und Weſtgothen zwar geſchlagen, aber ſchon 452 brach er wieder zerſtörend in Italien ein, wo um dieſe Zeit verjagte Flüchtlinge aus Ober-Italien Venedig auf einer ſichern Inſel im adriatiſchen Meere gründeten. Zwei Jahre nachher ſtarb er plötzlich, als er auf neue Unternehmungen dachte. Sein Reich zerfiel unter ſeinen uneinigen Söhnen, und die unterworfenen Völker ſetzten ſich in Freiheit.

Bald nachher erfolgte der Umſturz des abendländiſchen Reichs der Römer, wie wir oben (S. 151.) gehört haben. Odoacher, der ſich damahl (J. 476) zum König von Italien erhob, genoß die Früchte ſeines Sieges

aber nicht lange; denn schon 489 zogen die Ostgothen aus ihren bisherigen Wohnsitzen in Ungarn unter ihrem großen Könige Theodorich, oder Dietrich, nach Italien, und dieser stiftete im J. 493, nach Odoachers Fall, das ostgothische Reich, das außer Italien und Sicilien einen Theil des südlichen Frankreichs, und den südlichen Theil von Teutschland, Dalmatien, Slavonien und einen Theil von Ungarn begriff, unter Theodorichs ruhmvoller Herrschaft mächtig sich hob, aber unter seinen Nachfolgern, 60 Jahre nach der Gründung, während Justinians Regierung, wie wir bereits (S. 152.) gehört haben, zerstört wurde.

II. Das Reich der Franken.

Ein teutsches Volk wurde in jenem Zeitalter neu gegründeter Staaten vor vielen andern mächtig, die Franken. Sie hatten während der großen Begebenheiten, die wir erzählt haben, nicht, wie andere Völker, neue Wohnsitze gesucht, sondern waren ruhig in ihrem alten Gebiete am Nieder-Rhein geblieben, und hatten nur einige Eroberungen jenseit des Ardennen-Waldes gemacht, der ihnen als eine Schutzwehr gegen die Stürme der Völkerwanderung diente. Die Länder der Franken standen unter mehren kleinen Fürsten. Um das Jahr 481 aber wurde Klodwig, der Enkel des Fürsten Meroveus oder Merwig (von welchem seine Nachfolger Merovinger hießen) Besitzer der fränkischen Stammländer in Teutschland und zugleich der in Gallien gemachten Eroberungen. Der tapfere Arm des rohen, blutdürstigen Fürsten bezwang bald darauf (486) den römischen Statthalter in Gallien, schlug die Thüringer und andere teutsche Völker, und wurde mit 3000 seiner Franken Christ, um seine Herrschaft unter den christlichen Landeseinwohnern zu befestigen. Um das J. 500

war das fränkische Reich gegründet, und als Klodwig starb (511), beinahe ganz Gallien erobert. Seine Nachkommen saßen zwar über dritthalb hundert Jahre auf dem Throne; aber schon unter seinen Söhnen zerfiel das Reich in zwei Hauptheile Neustrien und Austrasien (oder West-Reich und Ost-Reich), zwischen welchen bald heftige Feindschaft entstand, und als in den folgenden Zeiten meist träge, geistlose und elende Könige auf den Thron stiegen, als Haß und Rachsucht in dem gesunkenen Königsgeschlechte die entsetzlichsten Gräuel verübten, da ging das Reich seinem Untergange entgegen. In dieser Zeit des Verfalles erhoben sich die Großen des Landes und an ihrer Spitze ein Staatsbeamter, der Major Domus, oder Großhofmeister, welcher endlich die höchste Gewalt an sich riß, so daß die Könige, ehe noch 200 Jahre seit Klodwig verflossen waren, nur ohnmächtigen Schattenbildern glichen. Jährlich einmahl erschien der König öffentlich vor dem Volke im Glanze des Thrones, aber während der übrigen Zeit schwelgte er im Innern seines Schlosses und überließ es dem Großhofmeister, das Volk und das Heer zu leiten. Unter jenen mächtigen Staatsbeamten glänzte besonders Pipin von Heristall, ein klugen gerechter Mann, der sich des Volkes Liebe und durch seine Siege großen Ruhm erwarb.

Noch größeren Ruhm gewann sein Sohn, der heldenmüthige Karl Martell, der ihm (im J. 714) in der Würde des Großhofmeisters folgte.

Ein neuer gefährlicher Feind bedrohte um diese Zeit das Reich der Franken und das ganze christliche Europa. Ungefähr 100 Jahre früher war unter einem wandernden Hirtenvolke, den Arabern in Asien, ein Mann von großer Geistesstärke aufgestanden, Mohammed, welcher mit den Lehren Moseh's und der Christen bekannt, seinem abergläubigen Volke, das die Gestirne anbetete, einen neuen Glauben, und vorzüglich den

Anbetung eines einzigen Gottes, predigte. Anfangs fand er so wenig Anhänger und so viele Widersacher unter seinem Volke, und selbst unter seinen nächsten Verwandten, daß er, um der drohenden Lebensgefahr zu entfliehen, mit einigen Freunden aus seiner Vaterstadt Mekka entweichen mußte. Diese Flucht Mohammeds, welche im J. 622 geschah, nennen die Araber Hedschrah und rechnen von dieser Begebenheit (seit 639) ihre Jahre. (XVI, 48.) Er fand Zuflucht in der Stadt Medina, deren Bewohner mit Mekka in Feindschaft lebten, und kämpfte von nun an mehre Jahre hindurch mit denjenigen unter seinen Landsleuten, welche sich weigerten, seine Lehre anzunehmen. Der Muth und das Vertrauen seiner Anhänger wurden während dieser Fehden immer größer, und die Zahl seiner Krieger wuchs. Endlich gelang es ihm, einige der mächtigsten arabischen Stämme sich zu unterwerfen, und er wurde nun schon so kühn, fremde Fürsten, wie den oströmischen Kaiser und die Beherrscher von Persien, Aegypten, Aethiopien, zur Annahme seines Glaubens aufzufodern. Immer günstiger wurde ihm das Glück; an der Spitze begeisterter Krieger zog er siegreich umher, seine Vaterstadt wurde im Sturme genommen, aber großmüthig behandelt, und er brauchte nicht mehr als zehn Jahre, um ganz Arabien zu seinem Glauben und seiner Oberherrschaft zu zwingen. In dem Koran übergab er seinen Anhängern die Lehren und Vorschriften des neuen Glaubens, die von ihm in einzelnen Abschnitten bekannt gemacht, aber später erst gesammelt wurden. Die Hauptpunkte seines Glaubens waren, daß nur ein höchster Gott und Mohammed sein Prophet oder Gesandter sei, und daß fünf tägliche Gebete, Almosengeben, Fasten, tägliche Abwaschung und Wallfahrten nach Mekka (wo die Kaaba, mit dem von Alters her verehrten schwarzen Steine, das höchste Heiligthum der Araber, sich befand) zu den wesentlichen Pflichten eines

Gläubigen gehöre. Der neue Glaube wurde Islam genannt, und ein Anhänger deſſelben Moslem, woraus durch verderbte Ausſprache Muſelmann entſtanden iſt. Zehn Jahre nach ſeiner Flucht (632) endigte Mohammed ſein Leben durch Gift, das eine Feindinn ihm beigebracht haben ſoll, 63 Jahre alt. Mohammeds Nachfolger in der Herrſchaft über Arabien waren angeſehene Männer aus ſeinem Geſchlechte, welche man Khalifen, das heißt Stellvertreter, nannte. Unter ihrer Herrſchaft gingen die Araber erobernd über die Gränzen ihres Stammlandes hinaus und unterwarfen ſich mit raſchem Siegesglücke Syrien, Paläſtina, die phöniziſchen Küſtenländer, Aegypten, Cypern, Rhodus und die Küſtenländer von Nord-Afrika, ſie bedrohten das griechiſche Kaiſerthum ſelbſt vor den Thoren von Konſtantinopel, und bezwangen endlich auch das perſiſche Reich. Bei der Eroberung von Alexandrien in Aegypten fielen die Ueberreſte der großen Bücherſammlung in die Gewalt der Araber, und wurden in die 4000 Badſtuben der Stadt vertheilt, welche, wie man erzählt, ein halbes Jahr lang mit den erbeuteten Handſchriften geheizt werden konnten. Bei dieſen Eroberungen wurde den Chriſten, wenn ſie ihre Steuer bezahlten, Duldung und Schutz zugeſichert. Greiſe, Weiber, Kinder und Geiſtliche ſchonte der arabiſche Heerführer, Chalid, der die erſten großen Eroberungen machte, nur nicht Mönche. — Die erſten Khalifen hatten, wie Mohammed, ihren Sitz in Medina; ſpäter aber (um das J. 660) in Damask, bis endlich, gegen die Mitte des achten Jahrhunderts, das prächtige Bagdad erbaut und der Herrſcherſitz wurde. Die Araber auf der Küſte von Nord-Afrika hatten ſich mit den alten Bewohnern dieſes Landes vereinigt, und alle erhielten den gemeinſchaftlichen Nahmen Mauren, von dem alten Landesnahmen Mauritanien. Sie machten bald Verſuche, in dem gegenüber liegenden Spanien zu landen,

und endlich wurde ihnen (von 712 bis 714) durch die Uneinigkeit in der Familie der westgothischen Könige die Eroberung erleichtert. Das Reich der Westgothen stürzte zusammen und der größte Theil von Spanien wurde den Arabern unterworfen.

Die siegreichen Eroberer Spaniens richteten bald ihre Blicke auf Frankreich und drangen mit einem zahlreichen Heere über das Gränzgebirge der Pyrenäen. Karl Martell aber rückte ihnen entgegen und schlug sie im Herbste des Jahres 732 in den Ebenen zwischen Tours und Poitiers so entscheidend, daß ihrer mehr als 300,000 gefallen sein sollen. Die übrigen flohen nach Spanien zurück. (XV, 45.) Dieser herrliche Sieg befreite das südliche Europa von der Gefahr, eine Beute der Araber zu werden.

Karl Martell's Sohn war Pipin der Kleine, der nach seines Vaters Tode (741) ebenfalls unter dem Nahmen eines Großhofmeisters über die Franken herrschte, anfangs mit seinem Bruder, bald aber, als dieser ein Mönch geworden war, allein. Der König aus Klodwigs Stamme — Childerich war sein Nahme — saß indeß unthätig in seinem Schlosse, und bekümmerte sich so wenig um das Volk, als das Volk um ihn. Endlich glaubte Pipin, der mit Siegesruhm unter dem Volke stand und von der Geistlichkeit unterstützt wurde, den Königsthron selbst besteigen zu können. Der Bischof zu Rom war zu Pipins Zeiten, seit ungefähr 140 Jahren, als Papst das Oberhaupt der Kirche und hatte großen Einfluß in den christlichen Reichen, wo sein Wort oft entschied. An ihn wendete sich nun auch Pipin mit der Frage: Ist es gerecht, daß derjenige König heißt, der nur den Nahmen führt, aber nicht als Herrscher handelt; oder soll derjenige Mann König heißen, der die Gewalt in Händen hat, und sie mit Kraft ausübt? Der Papst, schon vorher gewonnen, antwortete, nach der Abrede, Pipins Gesandten: Wer

46

Der Papst salbt Pipin und seine Söhne i. J. 781.

47

Justinian läst die römischen Gesetze sammeln i. J. 529.

48

Muhameds Flucht (Hegira) i. J. 622.

Königsgewalt hat, muß billig auch König heißen. Auf diesen Ausspruch des Papstes versammelte Pipin (im J. 752) die Franken, welche dem letzten merovingischen König Childerich ein Kloster zu seinem Aufenthalte anwiesen, und Pipin zum Könige der Franken erhoben. Zwei Jahre (754) später kam der Papst, Stephan II. selbst nach Frankreich, und gab dem Frankenkönig und dessen Söhnen die Salbung, wodurch das Recht des neuen Königsgeschlechts in den Augen seines Volkes und der damahligen Welt die feierlichste Bestätigung erhielt. (XVI. 46.)

Nach seinem Tode (768) wurden seine beiden Söhne, Karl und Karlmann, die Erben seiner Macht, und als der letzte gestorben war (771), blieb Karl Alleinherr der Franken. Er herrschte mit Ruhm und Glück. Seine Eroberungen und seine Anstalten, worin sich ein hoher, kräftiger Geist zeigte, erwarben ihm bei den Zeitgenossen und der Nachwelt den Nahmen des Großen. Wir wollen dem Bilde dieses außerordentlichen Mannes näher treten. Er war stark und kräftig, sagt sein Freund und Lebensbeschreiber Eginhard, und von hohem Wuchse, sein Auge groß und feurig, sein Angesicht fröhlich und heiter, und seine Gestalt hatte eine besondere Würde und Anmuth. Der Sitte seines Volkes treu, übte er sich stets im Reiten und Jagen, und im Schwimmen that es ihm keiner zuvor. Er genoß einer steten Gesundheit, die nur in den letzten vier Jahren seines hohen Lebensalters zu wanken anfing. Seine Lebensweise war einfach, nach alter fränkischen Sitte. Er behielt seine schlichte vaterländische Tracht, doch stets war er mit dem Schwerte umgürtet, dessen Griff und Wehrgehenk von Gold oder Silber war, und nur bei hohen Festlichkeiten glänzten Edelsteine daran; aber jede ausländische Kleidung, selbst die schönste ward von ihm verschmäht. Er lebte mäßig; meist nur Wildpret kam auf seine Tafel, Uebermaß im

Trinken aber war ihm höchlich verhaßt. Während des Mahles hörte er gern Saitenspiel und Gesang, oder ließ sich von den Thaten alter Helden vorlesen. Er besaß eine glänzende Beredsamkeit und wußte sich immer auf das vollkommenste auszudrücken. Außer seiner Muttersprache, dem Teutschen, die er mit Fleiß und Vorliebe bildete, lernte er auch fremde Sprachen, unter welchen er die lateinische vollkommen konnte, die griechische aber nicht zu sprechen verstand. Der gelehrte Alcuin aus Britanien war sein Lehrer in den Wissenschaften, besonders in der Sternkunde, die Karl mit großem Eifer trieb. Spät im Alter versuchte er noch die Schreibekunst zu erlernen, welche in jenen Zeiten nur die Geistlichen verstanden, und pflegte Täfelchen und Blätter dazu unter sein Kopfkissen zu legen, um selbst im Bette sich im Buchstabenzeichnen zu üben; aber er brachte es nicht weit darin.

Fast die ganze Zeit seines Lebens beschäftigte ihn der Krieg. Den ersten und längsten Kampf bestand er mit den Sachsen, die noch unbezwungen und frei an den Gränzen seines Reiches zwischen dem Rheine und der Elbe, der Ostsee und der Eider, und zwischen dem Harzgebirge und der Nordsee ihre Wohnsitze hatten. Sie waren noch roh und kriegerisch und das Christenthum hatte noch nicht Eingang bei ihnen gefunden; aber Mäßigkeit, Einfachheit der Sitten und Freiheitsliebe waren auch noch einheimische Tugenden unter ihnen. Schon vor Karl's Regierung hatten sie verheerende Einfälle in die benachbarten Landschaften des fränkischen Reiches gemacht, aber Pipin hatte sie zu einer jährlichen Abgabe von 300 Pferden gezwungen und ihnen christliche Glaubensprediger zugeschickt. Nach Pipins Tode verweigerten die Sachsen jenes Jahrgeld, erschlugen die Glaubenslehrer und wagten neue Einfälle. Karl berief (772) eine Versammlung der Großen des Reichs und einmüthig ward der Krieg gegen die Sachsen be-

ſchloſſen. Er rückte darauf mit ſeinem gerüſteten Heere ſogleich vor, eroberte die Bergveſte Eresburg (jetzt Stadeberg an der Diemel im Herzogthum Weſtfalen) und zerſtörte daſelbſt die Irminſäule, ein verehrtes Heiligthum der Sachſen, das entweder ein Götterbild, oder ein Siegesdenkmahl des teutſchen Helden Hermann war. Die Sachſen unterwarfen ſich, und verſprachen, das Chriſtenthum anzunehmen. Karl eilte gleich nach dem Friedensſchluſſe über die Alpen, um dem bedrängten Papſte beizuſtehen.

Ein Volk aus dem nördlichen Teutſchlande, die Langobarden hatten ſich ſeit dem J. 568, nicht lange nach dem Untergange des oſtgothiſchen Reiches, in Ober-Italien niedergelaſſen, wo noch jetzt die Lombardei von ihnen den Nahmen führt, und ein mächtiges Reich gegründet. Der Langobardenkönig Deſiderius hatte zwei ſeiner Töchter mit Karl und deſſen Bruder Karlmann vermählt, Karl aber nahm der Wittwe und den Kindern ſeines Bruders das väterliche Erbtheil und verſtieß bald darauf ſeine eigene Gemahlinn. Deſiderius, aufgebracht über dieſe Unbilde, wollte den Papſt zwingen, ſeine Enkel zu Königen der Franken zu ſalben, und als dieſer ſich weigerte, griff er ihn an. Karl drang (773) in Italien ein, eroberte die Hauptſtadt Pavia und nahm den König Deſiderius gefangen, welcher in ein Kloſter verwieſen wurde, wo er endlich ſtarb. Das Langobarden-Reich wurde nun den Franken unterworfen. Aber während Karl hier ſiegreich war, brachen die Sachſen von neuem hervor. Der König eilte nach Teutſchland zurück, ſiegte zum zweiten Mahle (775) über die Sachſen, und flog darauf wieder nach Italien, um die empörten Langobarden zu ſchlagen. Ein neuer Aufſtand der Sachſen, die ſiegend vordrangen, rief ihn (776) wieder über die Alpen. Er ſchlug ſie und ſchloß (777) Frieden in ihrem eigenen Lande zu Paderborn, wo die Sachſen ihn als ihren Herrn erkannten, und ſich

zur Zinsbarkeit und zur Annahme des Chriſtenthums verpflichteten. Nur der tapfere Sachſenfürſt Wittekind verwarf den Frieden, welchen der Sieger vorſchrieb, und entwich mit ſeinen Anhängern nach Dänemark. Von einigen mißvergnügten Statthaltern des mächtigen arabiſchen Königs in Spanien gerufen, zog nun Karl über die Pyrenäen, wo er das Land bis an den Ebro eroberte; auf dem Rückzuge aber durch die engen Päſſe von Roncevol ward das fränkiſche Heer von den Gebirgsbewohnern überfallen, und erlitt eine ſchwere Niederlage, wobei mit vielen tapfern Männern auch der Held Roland fiel, ein Sohn von Karl's Tochter Bertha, welchen die Lieder der Dichter unſterblich gemacht haben. Während dieſes Feldzuges griffen die Sachſen von neuem zu den Waffen, und wurden noch einmahl von dem herbei eilenden Könige geſchlagen, der nun ſchon (780) Veſtungen an der Elbe baute. Die Sorben, ein Volk, das zu dem großen Stamme der Slawen gehörte, die aus dem öſtlichen Europa gekommen, und um die Mitte des ſechſten Jahrhunderts in die Wohnſitze ausgewanderter teutſchen Völker zwiſchen der Elbe und Saale eingerückt waren, machten um das Jahr 782 einen Einfall in das Gebiet der Sachſen. Karl ſandte gegen ſie ein fränkiſches Heer, zu welchem auch ſächſiſche Krieger ſtoßen mußten. Auf dem Zuge aber überfielen die Sachſen, nicht weit von der Weſer, die fränkiſchen Heerführer und dieſe erlitten eine große Niederlage. Karl eilte zürnend herbei, verheerte das Land, und ließ in ſeiner heftigen Erbitterung über 4000 Sachſen, die als Gefangene in ſeine Gewalt gefallen waren, bei Verden enthaupten. Dieſe grauſame That reizte das Volk zu ſolcher Wuth, daß im J. 783 ein allgemeiner Aufſtand ausbrach. Wittekind und Albion, ein anderer Sachſenfürſt, ſtanden an der Spitze. Der Krieg wurde mit wüthender Erbitterung und unter grauſamen Verheerungen geführt. Nach zwei blutigen

49

Karl der Grosse zerstört die Sächsischen Götzen i. J. 785.

50

Karl der Grosse in Rom gekrönt i. J. 800.

51

Heinrich der Vogler auf dem Vogelherd i. J. 919.

zur Zinsbarkeit und zur Annahme des Chriſtenthums verpflichteten. Nur der tapfere Sachſenfürſt Wittekind verwarf den Frieden, welchen der Sieger vorſchrieb, und entwich mit ſeinen Anhängern nach Dänemark. Von einigen mißvergnügten Statthaltern des mächtigen arabiſchen Königs in Spanien gerufen, zog nun Karl über die Pyrenäen, wo er das Land bis an den Ebro eroberte; auf dem Rückzuge aber durch die engen Päſſe von Roncevall ward das fränkiſche Heer von den Gebirgsbewohnern überfallen, und erlitt eine ſchwere Niederlage, wobei mit vielen tapfern Männern auch der Held Roland fiel, ein Sohn von Karl's Tochter Bertha, welchen die Lieder der Dichter unſterblich gemacht haben. Während dieſes Feldzuges griffen die Sachſen von neuem zu den Waffen, und wurden noch einmahl von dem herbei eilenden Könige geſchlagen, der nun ſchon (780) Veſtungen an der Elbe baute. Die Sorben, ein Volk, das zu dem großen Stamme der Slawen gehörte, die aus dem öſtlichen Europa gekommen, und um die Mitte des ſechſten Jahrhunderts in die Wohnſitze ausgewanderter teutſchen Völker zwiſchen der Elbe und Saale eingerückt waren, machten um das Jahr 782 einen Einfall in das Gebiet der Sachſen. Karl ſandte gegen ſie ein fränkiſches Heer, zu welchem auch ſächſiſche Krieger ſtoßen mußten. Auf dem Zuge aber überfielen die Sachſen, nicht weit von der Weſer, die fränkiſchen Heerführer und dieſe erlitten eine große Niederlage. Karl eilte zürnend herbei, verheerte das Land, und ließ in ſeiner heftigen Erbitterung über 4000 Sachſen, die als Gefangene in ſeine Gewalt gefallen waren, bei Verden enthaupten. Dieſe grauſame That reizte das Volk zu ſolcher Wuth, daß im J. 783 ein allgemeiner Aufſtand ausbrach. Wittekind und Albion, ein anderer Sachſenfürſt, ſtanden an der Spitze. Der Krieg wurde mit wüthender Erbitterung und unter grauſamen Verheerungen geführt. Nach zwei blutigen

49

Karl der Große zerstört die Sächsischen Götzen i. J. 785.

50

Karl der Große in Rom gekrönt i. J. 800.

51

Heinrich der Vogler auf dem Vogelherd i. J. 919.

Schlachten, wovon die zweite glücklich für die fränkischen Waffen war, drang Karl siegreich bis an die Elbe vor. Wittekind und Albion unterwarfen sich endlich im J. 785 und kamen darauf nach Frankreich, wo sie die Taufe empfingen. Der Götzendienst wurde bei den Sachsen zerstört (XVII, 49.) und das Christenthum befestigt; aber in dem Frieden, der endlich im J. 803, nach einem mehr als dreißigjährigen Kampfe, die beiden feindlichen Völker vereinte, wurden den Sachsen ihre Freiheiten und Gesetze gesichert und viele wohlthätige Einrichtungen gegründet, um das rohe Volk zu bilden. Vielen friedlich gesinnten Sachsen wurden Güter in milderen und angenehmern Gegenden verliehen; andere, die Karl als Geisseln erhielt, wurden in Klöstern erzogen, und nur die Hartnäckigsten in andere fränkische Länder versetzt.

Unter den übrigen Kriegen Karl's des Großen war vorzüglich merkwürdig der Kampf gegen die Avaren, welche in Oestreich und Ungarn wohnten, und in frühern Zeiten verheerende Streifzüge in das fränkische Reich gemacht hatten. Karl beschloß ihre Unterjochung, rückte mit einem wohlgerüsteten Heere gegen die Donau und eroberte ihr Land bis an den Raabfluß. Der größte Theil des Volkes wurde vertilgt und die Schätze desselben, eine seit Jahrhunderten zusammen geplünderte Kriegsbeute, fiel in die Hände der Feldarmen Franken. Auch zur See waren Karl's Waffen glücklich. Als die Araber die Inseln Korsika und Sardinien angriffen, rüstete er Schiffe aus, und die Araber wurden aus Korsika, Sardinien und von den Inseln Mallorca (oder Majorca) und Minorca vertrieben. Sein Siegesglück verbreitete seinen Ruhm selbst unter entfernten Völkern. Der weise Harun al Raschid, der damahl als Khalif zu Bagdad herrschte, schickte eine Gesandschaft an ihn, welche ihm unter andern kostbaren Geschenken eine kunstreiche, von Wasser getriebene, Uhr mitbrachte, auf

welcher ein Zeiger ſich drehte und Kugeln, die in ein ehernes Becken fielen, die Stunden angaben; das erſte Kunſtwerk dieſer Art, das man in Europa geſehen.

So ſtand Karl im höchſten Glanze des Ruhmes, als er im Winter 800 den Papſt Leo III. in Rom beſuchte. Am Weihnachtfeſte kniete er in der Peterskirche vor dem Hochaltare, da nahm der Papſt eine Kaiſerkrone, ſetzte ſie dem Betenden auf und das zahlreich verſammelte Volk begrüßte den großen Herrſcher als Kaiſer der Römer. (XVII, 50.) So kam, 324 Jahre nach dem Untergange des abendländiſchen Römerreiches, die Kaiſerkrone auf das Haupt Karl's des Großen, deſſen Herrſchaft ſich vom Ebro bis an den Raabfluß, von der Nordſee und der Eider bis an die Tiber, alſo über den größten Theil des europäiſchen Römerreiches, erſtreckte.

Karl wußte das mächtige Reich, das ſein tapferer Arm gewonnen hatte, auch weiſe zu beherrſchen. Ueberall zeigte er einen denkenden, durchdringenden Geiſt. Die Gränzen wurden von Markgrafen bewacht, von welchen jeder einige Grafſchaften unter ſich hatte, um drohenden Feinden ſogleich ein gerüſtetes Heer entgegen ſtellen zu können. Starke Schanzen ſchützten die Gränzen gegen die Avaren, und Schiffe bewachten die Mündungen der Flüſſe, die ſich in die Nordſee und das Mittelländiſche Meer ergießen, gegen kühne Seeräuber. Er bereiſete ſelbſt von Zeit zu Zeit die Länder ſeines Reiches, um mit eigenen Augen zu ſehen und die Beſchwerden der Unterthanen zu hören. Vorzüglich aber war er bemüht, Bildung unter ſeine noch rohen Völker zu bringen. Eines der wirkſamſten Mittel zu dieſem Zwecke war die Einführung und Beveſtigung des Chriſtenthums. Der chriſtliche Glaube hatte unter den Gothen, Langobarden und Franken ſchon früh Eingang gefunden, im eigentlichen Teutſchland aber wurde derſelbe erſt einige Jahrhunderte ſpäter verbreitet. Die Bewohner Schwa-

beut, der Rheinländer, Thüringens und Baierns blieben noch lange Heiden, obgleich sie den christlichen Franken unterworfen waren. Endlich kamen aus den britischen Inseln fromme Mönche, welche das Christenthum in Teutschlands Wälder brachten. Der eifrigste Glaubensprediger aber war der englische Mönch Winfried, und was der Nahme Bonifacius, welchen er späterhin erhielt, bedeutet, ein Wohlthäter, ist er den Teutschen geworden. Karl Martell und Pipin unterstützten ihn eifrig, und Bonifacius predigte mit Eifer und Muth den christlichen Glauben in Franken, Thüringen, am Rhein und in Friesland. Im Jahre 745 wurde er Erzbischof von Mainz und in seinem hohen Alter, als er abermahl nach Friesland zog, wurde er (754) von rohen Haufen angefallen und erschlagen. Zur Ausbreitung des Christenthums in Teutschland aber trugen vorzüglich Karl's des Großen Siege bei, und die häufigen Stiftungen von Bisthümern, Klöstern und Schulen sicherten dessen Erhaltung. Denn Schulen zu stiften und die Wissenschaften zu befördern, war Karl's des Großen angelegentlichste Sorge. Hierin war sein Rathgeber und Führer der gelehrte Alcuin. Selbst an des Kaisers Hofe wurde eine Schule gestiftet, worin der junge Adel Bildung erhielt. Einst besuchte er, wie es oft geschah, diese Schule, und ließ sich die Arbeiten der Knaben zeigen. Er stellte die Geschickten auf seine rechte, die Unwissenden auf seine linke Seite, und es fand sich, daß die Ungeschickten meist Kinder vornehmer Aeltern waren. Karl lobte die Fleißigen und versprach ihnen sein Wohlwollen, den andern aber drohte er, sie ungeachtet ihrer edlen Herkunft zurück zu setzen, wenn sie das Versäumte nicht nachholten. Karl ging mit eigenem Beispiele vor. Auch hatte er mit Alcuin und andern ausgezeichneten Männern eine gelehrte Gesellschaft an seinem Hofe gestiftet, deren Mitglieder sich die Nahmen berühmter Männer des Alter-

thums beilegten. Die Bestimmung dieses Vereins war, sich mit den Schriften des Alterthums zu beschäftigen, und die teutsche Sprache und Dichtkunst neu zu beleben. Karl ließ daher die uralten Lieder der teutschen Sänger sammeln und entwarf selbst eine Schrift über die Grundsätze der teutschen Sprache. Betrachten wir den Helden im Innern seines Hauses, so finden wir ihn als sorgsamen Vater, der seine Kinder auf's beßte erzog und im Kreise der Seinigen seine glücklichsten Stunden genoß. Es war ihm auch nicht zu geringe, sich um sein Hauswesen sorgfältig zu bekümmern, und allerlei Verordnungen zu geben, wie auf seinen Landgütern Früchte und Obst angebaut, wie das Vieh und Geflügel gehalten, wie das Bier gebraut und der Wein bereitet werden sollte.

Kaiser Karl aber sah seine Hoffnungen, die auf zwei wackeren Söhnen ruhten, noch während seines Lebens vereitelt, als beide in der Blüte ihrer Jahre starben; nur der jüngste, Ludwig, schwach am Geiste, und nicht für den Thron, sondern für die Kirche erzogen, blieb ihm übrig. Er nahm diesen zum Mitherrscher an, und starb bald darauf im Januar 814, seines Alters 72 Jahre, zu Aachen, wo er auch begraben wurde.

Schon unter seinem Sohne verfiel, was Karl gegründet hatte. Der schwache Ludwig mußte gegen aufrührische Söhne kämpfen, und nach seinem Tode (840) brach der Krieg zwischen den drei Brüdern aus, welcher erst im J. 843 durch den Vertrag zu Verdun beendet wurde. Karl's des Großen mächtiges Erbtheil löste sich in drei Reiche auf. Lothar, der älteste Bruder, erhielt mit der Kaiserwürde, Italien nebst den Ländern von den Alpen bis in die Niederlande, die nach ihm Lotharingen genannt wurden; Ludwig, der zweite Bruder, bekam Teutschland diesseit des Rheins und der jüngste, Karl der Kahle, Frankreich. Die Bewohner dieser Länder wurden sich nun einander ganz

lich fremd und bildeten sich auf verschiedene Weise aus, aber innere Unruhen und äußere Feinde waren Schuld, daß die Völker überall in Knechtschaft und Rohheit blieben. Die meisten Nachkommen des großen Karl waren schwach an Geist und Leib und so unbedeutend, daß man ihnen nur nach leiblicher Mißgestalt und Gebrechlichkeit und nach geistigen Mängeln Beinahmen gab; wie z. B. Karl der Kahle, Ludwig der Stammler, Karl der Einfältige, Ludwig der Faule. Nach dem Absterben der meisten übrigen Zweige des Königstammes vereinigte der Sohn Ludwigs, des ersten teutschen Königs, der schwachsinnige Karl der Dicke, auf einige Jahre fast das ganze fränkische Reich; aber 173 Jahre nach Karl's des Großen Tode war sein Geschlecht von den Thronen aller Reiche verdrängt. In Italien, wo Karl's Stamm am frühesten, schon 868, ausgestorben war, erhoben sich einzele mächtige Fürsten. Bald darauf, im J. 911, erlosch das Geschlecht der Karolinger auch in Teutschland, wo aber in dem vorletzten Könige dieses Stammes, in Arnulf, noch einmahl die Heldenkraft der glorreichen Ahnherrn sich offenbarte, und in Frankreich stiftete endlich, als der letzte Abkömmling Karl's des Großen verdrängt worden war (J. 987), Hugo Kapet das neue Königsgeschlecht, das noch daselbst herrscht.

III. Teutschland vom zehnten bis zwölften Jahrhunderte.

Der letzte Sprößling des fränkischen Königstammes in Teutschland starb (911.) in einer gefährlichen Zeit. Die Normänner, kühne Seeräuber aus Dänemark, Norwegen und andern nordischen Ländern, welche schon seit dem sechsten Jahrhunderte, von ihrer rauhen Heimath aus, auf Abenteuer ausgezogen waren, hatten

im neunten Jahrhunderte Teutschland, wie England, Frankreich und Italien, oft angegriffen, und waren mehrmahl von den Küsten tief ins innere Land vorgedrungen. Zu gleicher Zeit fielen mehre Slawische Stämme — Sorben, Böhmen, Mähren — seit der Mitte des neunten Jahrhunderts über Teutschland her. Noch gefährlicher aber war ein anderes rohes Wandervolk, das von den Steppen zwischen dem Don und der Wolga herangezogen, aber erst gegen das Ende des neunten Jahrhunderts über die Donau gegangen war. Man nannte diese neuen Einwanderer Ungarn, d. h. Ausländer, sie selbst aber nannten sich Madscharen. Das heutige Ungarn (ehedem ein Theil von Pannonien), wo sie sich niederließen, erhielt von ihnen den Nahmen. Seit dem Jahre 900 machten sie unaufhörlich verheerende Einfälle in das Herz von Teutschland, wobei sie mit ihrer leichten Reiterei, nirgend von vesten Plätzen aufgehalten, in kurzer Zeit von ihren Wohnsitzen bis an die Weser und wieder zurück in ihre Heimath flogen, und den Teutschen nichts übrig ließen, als Habe und Gut hinzugeben und sich bis zum Rückzuge der furchtbaren Horden in Höhlen und Wäldern zu verbergen.

Unter diesen Umständen starb Ludwig das Kind, der letzte Karolinger, ohne Erben. Nur ein kräftiger Geist an der Spitze des Volks konnte Rettung bringen. Fast alle teutsche Hauptvölker, Sachsen, Thüringer, Baiern, Franken, Lothringer, hatten ihre eigenen Herzoge, nur Schwaben noch nicht. Ursprünglich waren die Herzoge nichts als Beamte des Königs, in den letzten Zeiten aber hatte ihre Macht schon so sehr zugenommen, daß sie in ihren Bezirken beinahe als unabhängige Gebieter herrschten. Sie wünschten diese Gewalt nun noch vester zu gründen; aber die mächtigen Geistlichen und der Papst arbeiteten so eifrig daran, Ordnung und Gesetzlichkeit in Teutschland herzustellen,

daß die Fürsten sich endlich (912) versammelten, um einen neuen König zu wählen, der das gemeinsame Vaterland gegen alle Feinde schützen könnte. Die Wahl fiel auf den alten wackern Otto, der als Herzog über Sachsen und Thüringen herrschte, und durch Klugheit und Tapferkeit sich hohen Ruhm erworben hatte. Otto aber wollte die angebotene Krone nicht annehmen und empfahl einen jüngern Mann, den fränkischen Grafen Konrad, der darauf gewählt wurde. Seitdem war der teutsche Thron nicht mehr erblich in einem Fürstengeschlechte, sondern der König oder Kaiser wurde jedesmahl von den mächtigsten Fürsten gewählt. Konrad war aber nicht mächtig genug, das bedrängte Teutschland zu schützen. Nach dem Tode seines edlen Freundes Otto gerieth er in Streit mit dessen Sohne Heinrich, dem Konrad nicht des Vaters volle Gewalt überlassen wollte. Es kam zum Kriege, worin der junge Herzog von Sachsen glücklich war. Bald darauf starb Konrad, und als er auf dem Todesbette die Gefahren des Vaterlandes erwog, mußte sein Bruder ihm versprechen, sich nicht um die Krone zu bewerben, und edelmüthig empfahl er den teutschen Fürsten, seinen bisherigen Feind, Heinrich von Sachsen, zum Könige von Teutschland zu wählen. So kam auf den Thron ein Heldengeschlecht, dem Teutschland höhern Wohlstand und größeres Ansehen verdankte. Herzog Heinrich war, erzählt die Sage, in Niedersachsen auf dem Vogelherde, als (im J. 919) die Abgeordneten zu ihm kamen, welche ihm die teutsche Krone anboten. (XVII, 51.) Daher ward ihm der Beinahme der Vogler oder der Finkler gegeben, aber einen würdigeren Beinahmen hat sich der herrliche Mann verdient, welcher einen vesten Grund zur Bildung und Gesittung Teutschlands legte. Muth, Thätigkeit und Einsicht, Gerechtigkeitsliebe und Menschlichkeit, leiteten seine Handlungen, und ein frommes Gemüth war ihm eigen. Als er die Herzoge von

Schwaben und Baiern, die ihn nicht anerkennen wollten, zur Unterwerfung gezwungen, und Lothringen, das zu Frankreich gekommen war, wieder mit Teutschland vereinigt hatte, wandte er seine ganze Kraft darauf, das Vaterland gegen die Angriffe der Normänner, der Wenden und anderer slawischen Völker, und gegen die Ungarn zu sichern. Die Wenden züchtigte er (von 927 bis 931) durch blutige Niederlagen, und legte die Markgrafschaft Nordsachsen (die brandenburgische Alt-Mark) gegen sie an. Auf ähnliche Weise schützte er Teutschland gegen die Normänner, nachdem er sie tapfer geschlagen, durch die Errichtung der Mark Schleswig. Gegen die slawischen Daleminzier und Sorben, die das heutige südliche Sachsen besaßen, gründete er mitten in ihrem Gebiete die Markgrafschaft Meißen, zu deren Unterstützung er (im J. 922) die Stadt und Vestung Meißen erbaute, die er mit fränkischen und sächsischen Bewohnern besetzte. Andere Franken und Sachsen ließ er auf dem Lande unter den heidnischen Sorben sich ansiedeln, um das Christenthum und teutsche Sitten unter diese zu bringen. Mit den Ungarn schloß er im Jahre 924 einen neunjährigen Waffenstillstand. Diese ruhige Zwischenzeit benutzte er weise zu friedlichen Anstalten und zu Rüstungen gegen die Feinde. Er umgab eine Menge offener Oerter mit Mauern und Graben und verordnete, daß jeder neunte Mann von den kriegspflichtigen Landbewohnern in den Städten wohnen sollte. Die übrigen Landbauer mußten ein Drittheil der Ernte in die Stadt bringen, wo auch die Gerichte und die öffentlichen Versammlungen des umwohnenden Volkes gehalten wurden. Um die schwerfälligen Teutschen zum Widerstande gegen die gewandten Ungarn geschickt zu machen, führte er leichtere Waffen und bessere Kriegsübungen ein. So gerüstet, erwartete er das Ende des Waffenstillstandes mit den Ungarn. Sie foderten die Abgabe, welche ihnen während jener Zeit jährlich hatte

bezahlt werden müssen. Heinrich versammelte die Fürsten und das Volk, und sprach zu ihnen: „Wollet ihr noch einmahl mit euren Gütern von den Feinden Frieden erkaufen? Unser Gold und Silber haben wir dahin gegeben. Sollen wir nun die Kirchen und ihre Diener berauben, um ihr Gut den Ungarn zu geben? Oder wollen wir uns lieber Gottes Gnade erwerben, und seines Gutes schonen, damit sein Beistand uns Rettung und Freiheit verschaffe? Sagt an, was wollen wir thun?" Und Alle erhoben einmüthig die Hände, und versprachen, mit ihrem Könige standhaft zu streiten. Da brachen die erbitterten Ungarn mit großen Schwärmen in Teutschland ein und drangen bis nach Thüringen vor. Heinrich griff ihr Hauptheer in den Ebenen bei Merseburg an, und schlug sie (J. 933) so entscheidend, daß ihrer 80,000 umkamen, und ihr ganzes Lager mit aller geplünderten Beute in die Hände der Ueberwinder fiel. Lange sicherte dieser Sieg Teutschland gegen die Einfälle der furchtbaren Feinde. Zwei Jahre nachher starb der große König, als er sich eben rüstete, nach Italien zu ziehen, 60 Jahre alt.

Die Fürsten und die freien Männer versammelten sich darauf zu Aachen, wo sie Heinrichs ältesten Sohn, Otto I. zum Könige wählten. Er wurde darauf von dem Erzbischofe von Mainz gekrönt und gesalbet. Als Otto in der Königsburg im Krönungsschmucke an der Marmortafel speisete, bedienten ihn die vier großen Landesherzoge; eine Sitte, die bis zur Auflösung des teutschen Reiches bei den Krönungen der Kaiser herrschte, wo einige Kurfürsten jene Dienste der ehemahligen Herzoge, als Erztruchseß, Erzmarschall, Erzschenk und Erzkämmerer verrichteten. Das Glück begleitete Otto's Tapferkeit bei allen Unternehmungen. Lange hatte er mit innern Unruhen zu kämpfen, welche besonders durch die Eifersucht der Franken gegen die, vom Könige zu sehr begünstigten, Sachsen erregt wurden. Selbst sein

Schwaben und Baiern, die ihn nicht anerkennen wollten, zur Unterwerfung gezwungen, und Lothringen, das zu Frankreich gekommen war, wieder mit Teutschland vereinigt hatte, wandte er seine ganze Kraft darauf, das Vaterland gegen die Angriffe der Normänner, der Wenden und anderer slawischen Völker, und gegen die Ungarn zu sichern. Die Wenden züchtigte er (von 927 bis 931) durch blutige Niederlagen, und legte die Markgrafschaft Nordsachsen (die brandenburgische Alt-Mark) gegen sie an. Auf ähnliche Weise schützte er Teutschland gegen die Normänner, nachdem er sie tapfer geschlagen, durch die Errichtung der Mark Schleswig. Gegen die slawischen Daleminzier und Sorben, die das heutige südliche Sachsen besaßen, gründete er mitten in ihrem Gebiete die Markgrafschaft Meißen, zu deren Unterstützung er (im J. 922) die Stadt und Vestung Meißen erbaute, die er mit fränkischen und sächsischen Bewohnern besetzte. Andere Franken und Sachsen ließ er auf dem Lande unter den heidnischen Sorben sich ansiedeln, um das Christenthum und teutsche Sitten unter diese zu bringen. Mit den Ungarn schloß er im Jahre 924 einen neunjährigen Waffenstillstand. Diese ruhige Zwischenzeit benutzte er weise zu friedlichen Anstalten und zu Rüstungen gegen die Feinde. Er umgab eine Menge offener Oerter mit Mauern und Graben und verordnete, daß jeder neunte Mann von den kriegspflichtigen Landbewohnern in den Städten wohnen sollte. Die übrigen Landbauer mußten ein Drittheil der Ernte in die Stadt bringen, wo auch die Gerichte und die öffentlichen Versammlungen des umwohnenden Volkes gehalten wurden. Um die schwerfälligen Teutschen zum Widerstande gegen die gewandten Ungarn geschickt zu machen, führte er leichtere Waffen und bessere Kriegsübungen ein. So gerüstet, erwartete er das Ende des Waffenstillstandes mit den Ungarn. Sie foderten die Abgabe, welche ihnen während jener Zeit jährlich hatte

bezahlt werden müssen. Heinrich versammelte die Fürsten und das Volk, und sprach zu ihnen: „Wollet ihr noch einmahl mit euren Gütern von den Feinden Frieden erkaufen? Unser Gold und Silber haben wir dahin gegeben. Sollen wir nun die Kirchen und ihre Diener berauben, um ihr Gut den Ungarn zu geben? Oder wollen wir uns lieber Gottes Gnade erwerben, und seines Gutes schonen, damit sein Beistand uns Rettung und Freiheit verschaffe? Sagt an, was wollen wir thun?" Und Alle erhoben einmüthig die Hände, und versprachen, mit ihrem Könige standhaft zu streiten. Da brachen die erbitterten Ungarn mit großen Schwärmen in Teutschland ein und drangen bis nach Thüringen vor. Heinrich griff ihr Hauptheer in den Ebenen bei Merseburg an, und schlug sie (J. 933) so entscheidend, daß ihrer 80,000 umkamen, und ihr ganzes Lager mit aller geplünderten Beute in die Hände der Ueberwinder fiel. Lange sicherte dieser Sieg Teutschland gegen die Einfälle der furchtbaren Feinde. Zwei Jahre nachher starb der große König, als er sich eben rüstete, nach Italien zu ziehen, 60 Jahre alt.

Die Fürsten und die freien Männer versammelten sich darauf zu Aachen, wo sie Heinrichs ältesten Sohn, Otto I. zum Könige wählten. Er wurde darauf von dem Erzbischofe von Mainz gekrönt und gesalbet. Als Otto in der Königsburg im Krönungsschmucke an der Marmortafel speisete, bedienten ihn die vier großen Landesherzoge; eine Sitte, die bis zur Auflösung des teutschen Reiches bei den Krönungen der Kaiser herrschte, wo einige Kurfürsten jene Dienste per ehemahligen Herzoge, als Erztruchseß, Erzmarschall, Erzschenk und Erzkämmerer verrichteten. Das Glück begleitete Otto's Tapferkeit bei allen Unternehmungen. Lange hatte er mit innern Unruhen zu kämpfen, welche besonders durch die Eifersucht der Franken gegen die, vom Könige zu sehr begünstigten, Sachsen erregt wurden. Selbst sein

älteſter Sohn Ludolf, den des Vaters zweite Ehe unwillig gemacht hatte, und ſeine nächſten Verwandten ſtanden gegen ihn auf. Otto behauptete mit großen Anſtrengungen ſeine Gewalt und war ſiegreich gegen ſeine Feinde. Die innern Unruhen aber gaben den benachbarten wilden Völkern die Hoffnung, ſich losreißen und in Teutſchland ſiegreich eindringen zu können. Böhmen, Wenden und Normänner ſtreiften wieder umher, und kaum hatten Otto's glückliche Waffen ſie beſiegt, als die Ungarn furchtbarer als je, im Jahre 954, gegen Teutſchland hervor ſtürmten und tief eindrangen. Otto nahm alle ſeine Streitkräfte zuſammen und ſchlug ſie, im Auguſt 955, auf dem Lechfelde bei Augsburg ſo entſcheidend, daß Teutſchland ſeitdem nichts mehr von ihnen zu befürchten hatte.

Italien hatte ſeit dem Ausſterben der Nachkommen Karl's des Großen bedeutende Umwälzungen erlitten und war in einzelne kleine Staaten getheilt, welche ſich unter einander anfeindeten. Während eines Zeitraums von 100 Jahren bemächtigten ſich mehre mächtige Fürſten der höchſten Gewalt in Ober-Italien, hatten aber immer mit ſtarken Gegnern zu kämpfen, welche ihnen die Herrſchaft ſtreitig machten. So erlag auch König Lothar II ſeinem Gegner Berengar. Seine junge Wittwe Adelheid verſchmähte es, dem Sohne Berengar's ihre Hand zu geben und wollte zu dem teutſchen Könige entfliehen. Berengar ließ ſie auf ihrer Flucht anhalten und ſperrte ſie in einen Thurm, woraus ſie jedoch glücklich entkam. Ein Verwandter gab ihr Zuflucht in Canoſſa, einem veſten Schloſſe unweit Parma. Sie ſandte von hier einen Mönch an König Otto, um ſeinen Schutz anzuflehen. Otto kam ſchnell mit einem Heere über die Alpen, drang ſiegreich vor und vermählte ſich (951) mit der befreiten Adelheid. Anfangs ließ Otto zwar den gedemüthigten Berengar im Beſitze Italiens, zehn Jahre ſpäter aber zog er noch einmahl über

52

Ruinen des Klosters Memleben.

53

Heinrich IV. vor dem Papste in Bußkleidern i. J. 1077.

54

Kreuzfahrer nach Palästina.

älteſter Sohn Ludolf, den des Vaters zweite Ehe unwillig gemacht hatte, und ſeine nächſten Verwandten ſtanden gegen ihn auf. Otto behauptete mit großen Anſtrengungen ſeine Gewalt und war ſiegreich gegen ſeine Feinde. Die innern Unruhen aber gaben den benachbarten wilden Völkern die Hoffnung, ſich losreißen und in Teutſchland ſiegreich eindringen zu können. Böhmen, Wenden und Normänner ſtreiften wieder umher, und kaum hatten Otto's glückliche Waffen ſie beſiegt, als die Ungarn furchtbarer als je, im Jahre 954, gegen Teutſchland hervor ſtürmten und tief eindrangen. Otto nahm alle ſeine Streitkräfte zuſammen und ſchlug ſie, im Auguſt 955, auf dem Lechfelde bei Augsburg ſo entſcheidend, daß Teutſchland ſeitdem nichts mehr von ihnen zu befürchten hatte.

Italien hatte ſeit dem Ausſterben der Nachkommen Karl's des Großen bedeutende Umwälzungen erlitten und war in einzelne kleine Staaten getheilt, welche ſich unter einander anfeindeten. Während eines Zeitraums von 100 Jahren bemächtigten ſich mehre mächtige Fürſten der höchſten Gewalt in Ober-Italien, hatten aber immer mit ſtarken Gegnern zu kämpfen, welche ihnen die Herrſchaft ſtreitig machten. So erlag auch König Lothar II ſeinem Gegner Berengar. Seine junge Wittwe Adelheid verſchmähte es, dem Sohne Berengar's ihre Hand zu geben und wollte zu dem teutſchen Könige entfliehen. Berengar ließ ſie auf ihrer Flucht anhalten und ſperrte ſie in einen Thurm, woraus ſie jedoch glücklich entkam. Ein Verwandter gab ihr Zuflucht in Canoſſa, einem veſten Schloſſe unweit Parma. Sie ſandte von hier einen Mönch an König Otto, um ſeinen Schutz anzuflehen. Otto kam ſchnell mit einem Heere über die Alpen, drang ſiegreich vor und vermählte ſich (951) mit der befreiten Adelheid. Anfangs ließ Otto zwar den gedemüthigten Berengar im Beſitze Italiens, zehn Jahre ſpäter aber zog er noch einmahl über

52

Ruinen des Klosters Memleben.

53

Heinrich IV. vor dem Papste in Bußkleidern i. J. 1077.

54

Kreuzfahrer nach Palästina.

älteſter Sohn Ludolf, den des Vaters zweite Ehe unwillig gemacht hatte, und ſeine nächſten Verwandten ſtanden gegen ihn auf. Otto behauptete mit großen Anſtrengungen ſeine Gewalt und war ſiegreich gegen ſeine Feinde. Die innern Unruhen aber gaben den benachbarten wilden Völkern die Hoffnung, ſich losreißen und in Teutſchland ſiegreich eindringen zu können. Böhmen, Wenden und Normänner ſtreiften wieder umher, und kaum hatten Otto's glückliche Waffen ſie beſiegt, als die Ungarn furchtbarer als je, im Jahre 954, gegen Teutſchland hervor ſtürmten und tief eindrangen. Otto nahm alle ſeine Streitkräfte zuſammen und ſchlug ſie, im Auguſt 955, auf dem Lechfelde bei Augsburg ſo entſcheidend, daß Teutſchland ſeitdem nichts mehr von ihnen zu befürchten hatte.

Italien hatte ſeit dem Ausſterben der Nachkommen Karl's des Großen bedeutende Umwälzungen erlitten und war in einzelne kleine Staaten getheilt, welche ſich unter einander anfeindeten. Während eines Zeitraums von 100 Jahren bemächtigten ſich mehre mächtige Fürſten der höchſten Gewalt in Ober-Italien, hatten aber immer mit ſtarken Gegnern zu kämpfen, welche ihnen die Herrſchaft ſtreitig machten. So erlag auch König Lothar II ſeinem Gegner Berengar. Seine junge Wittwe Adelheid verſchmähte es, dem Sohne Berengar's ihre Hand zu geben und wollte zu dem teutſchen Könige entfliehen. Berengar ließ ſie auf ihrer Flucht anhalten und ſperrte ſie in einen Thurm, woraus ſie jedoch glücklich entkam. Ein Verwandter gab ihr Zuflucht in Canoſſa, einem veſten Schloſſe unweit Parma. Sie ſandte von hier einen Mönch an König Otto, um ſeinen Schutz anzuflehen. Otto kam ſchnell mit einem Heere über die Alpen, drang ſiegreich vor und vermählte ſich (951) mit der befreiten Adelheid. Anfangs ließ Otto zwar den gedemüthigten Berengar im Beſitze Italiens, zehn Jahre ſpäter aber zog er noch einmahl über

52

Ruinen des Klosters Memleben.

53

Heinrich IV. vor dem Papste in Bußkleidern i. J. 1077.

54

Kreuzfahrer nach Palästina.

die Alpen, gerufen von den Bewohnern der Lombardei, die mit Berengar unzufrieden waren. Berengar wurde geblendet und gefangen nach Teutschland geführt, und Otto war König von Italien. Darauf zog Otto nach Rom, wo er wie Karl der Große empfangen und (962) zum Kaiser gekrönt wurde. Seitdem war die Kaiserwürde mit der teutschen Krone vereint, und zwischen Teutschland und Italien wurde eine enge Verbindung gestiftet, die zwar den Teutschen viele Aufopferungen kostete, und oft die innere Ruhe ihres Vaterlandes störte, aber auch wohlthätigen Einfluß auf ihre Geistesbildung hatte, da von Italien aus, und von den gebildeten Griechen, mit welchen Otto und seine nächsten Nachkommen sich verbanden, die Neigung zu Wissenschaften und Künsten nach Teutschland kam. Auch die Entdeckung der Silberbergwerke auf dem Harze (968), die Otto I bergmännisch bearbeiten ließ, hatte auf Teutschlands Wohlfahrt und Handel wichtigen Einfluß. Otto I starb 61 Jahre alt, im J. 973, in dem Kloster Memleben an der Unstrut, wo auch sein größerer Vater gestorben war. (XVIII, 52.)

Seine Nachfolger in Teutschland und Italien waren sein Sohn Otto II, der mit der Tochter des griechischen Kaisers sich vermählte, und sein Enkel Otto III, der aber schwachen Geistes war, und in der Blüte des Alters ohne Kinder starb. Nach diesem ward (1024) Herzog Heinrich von Baiern, Heinrichs I Urenkel, erwählt, mit welchem das sächsische Königsgeschlecht erlosch. Die teutschen Fürsten wählten darauf Konrad II aus dem fränkischen Fürstenhause, welches Teutschland schon einmahl einen König (Konrad I) gegeben hatte, und nun 100 Jahre lang den Thron behauptete. Sein Sohn Heinrich III (von 1039 bis 1056), durch vorzügliche Fähigkeiten ausgezeichnet, war der kraftvollste Fürst, der seit Karl dem Großen auf dem Throne gesessen hatte. Die Böh-

men und die Ungarn fühlten seinen tapfern Arm. Seine Absicht war, die Macht der teutschen Herzoge zu brechen, um der Königsgewalt größere Vestigkeit zu geben. Eben so strenge herrschte er über die Geistlichkeit, und so lange er lebte, ward der päpstliche Stuhl nur nach seinem Willen besetzt. Die Erbitterung, welche durch seine strenge Herrschaft erzeugt wurde, mußte sein Sohn, Heinrich IV, hart empfinden.

Dieser unglückliche Fürst war schon bei seines Vaters Lebzeiten als dreijähriger Knabe zum Thronfolger erwählt und gekrönt worden, und erst sechs Jahre alt, als Heinrich III starb. Seine kluge Mutter Agnes führte als Vormünderinn die Verwaltung des Reichs. Die Fürsten Teutschlands aber hofften, unter der Herrschaft einer Frau die Gewalt wieder an sich zu reißen, welche ihnen die beiden letzten Kaiser genommen hatten. Einige von ihnen machten den Entwurf, der Kaiserinn den Knaben zu rauben, um in seinem Nahmen zu herrschen. Agnes war mit ihrem Sohne zu Kaiserswerth am Rhein. Da lockte der Erzbischof Hanno von Köln, mit einigen andern Fürsten verbunden, den zwölfjährigen Knaben listig auf ein schönes Schiff. Als Heinrich bemerkte, daß die Schiffer auf das jenseitige Ufer fuhren, schöpfte er Verdacht; er sprang erschrocken ins Wasser und würde umgekommen sein, wenn nicht einer der Verschworenen, Graf Ekbert von Braunschweig, ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Die Fürsten brachten den Prinzen nach Köln, und in seinem Nahmen herrschten Hanno und der Erzbischof von Mainz. Die Kaiserinn, die zu schwach war, gegen die verbundenen Fürsten zu kämpfen, mußte die Herrschaft aufgeben, und ging bald nachher nach Italien. Hanno dachte nicht daran, den Prinzen zu einem tüchtigen Fürsten zu bilden, und noch unglücklicher war es für den vernachlässigten Knaben, daß der Erzbischof Adelbert von Bremen sich bei ihm einschmeichelte, als Hanno

nach Rom und der Erzbiſchof von Mainz nach Jeruſalem gereiſet war. Der leichtſinnige Adelbert gewann durch verderbliche Nachſicht das Vertrauen des jungen Heinrich; er pflanzte ſeinen alten Haß gegen die Sachſen und ſchädliche Grundſätze in die Seele ſeines Zöglings. In ſeinem funfzehnten Jahre wurde Heinrich, der ſchon zwei Jahre früher gegen die Ungarn ins Feld gezogen war, wehrhaft gemacht, und übernahm die Regierung. Adelbert, ſein Vertrauter, aber betrug ſich ſo übermüthig, daß Heinrich, nach dem ausdrücklichen Verlangen der Fürſten, ihn von ſich entfernen mußte. Der junge König, durch die böſen Rathſchläge ſeines Lieblings verleitet, reizte durch unkluges Betragen die mächtigſten teutſchen Fürſten, und endlich kam auch der verbannte Erzbiſchof Adelbert wieder an den Hof und behauptete ſein altes Anſehen. Heinrich war als Kind mit Berta, einer Fürſtentochter aus Italien, verlobt worden, und hatte ſie wider ſeine Neigung heirathen müſſen. Wenige Jahre nach ſeiner Vermählung wünſchte er von ihr geſchieden zu werden; aber vergebens, er mußte ſie nach dem Willen des Papſtes und der teutſchen Fürſten behalten. Endlich brach der heimliche Unwille der Fürſten in offenen Widerſtand aus. Ein Mann von ſchlechtem Rufe beſchuldigte den Herzog von Baiern, der aus einem ſächſiſchen Fürſtenhauſe war, eines Mordanſchlages gegen den König, und Heinrich nahm dem Angeklagten ungerecht ſein Land. Der verbannte Herzog fand Zuflucht und Beiſtand bei dem Sohne des Herzogs von Sachſen. Beide waffneten ſich gegen Heinrich, wurden aber beſiegt und gefangen. Vergebens foderten die Sachſen bittend und drohend die Freiheit ihres Fürſten. Heinrich war unbiegſam. Der Unwille der Sachſen wurde noch mehr gereizt, als die Beſatzung der veſten Bergſchlöſſer, die Heinrich in Sachſen und Thüringen hatte anlegen laſſen, plündernd durch das Land zog. Der Aufſtand brach

aus. Die verbündeten Fürsten an der Spitze eines gerüsteten Heeres verlangten, daß der König die verletzten Rechte der Fürsten herstellen, die bösen Rathgeber entfernen, seine Bergschlösser zerstören und nicht immer in ihrem Lande wohnen sollte. Heinrich war nicht zur Gegenwehr gerüstet, und wurde von den Sachsen in seinem vesten Schlosse Harzburg bei Goslar so enge eingeschlossen, daß er nur mit großer Gefahr entkommen konnte. Er floh durch unwegsame Wälder, wo er drei Tage lang weder Obdach, noch Nahrung fand. In dieser Bedrängniß mußte Heinrich den gefangenen Sachsenfürsten frei lassen. Die Sachsen zerstörten mehre seiner Burgen. Durch ihr Glück und Heinrichs Verlegenheit kühn gemacht, nahmen sie des Königs friedliche Anträge nicht an, und als sie seinen Friedensboten, den Erzbischof von Mainz, gewonnen hatten, wurde sogar beschlossen, einen andern König zu wählen. Endlich, da Heinrich wieder einige Fürsten für sich gewonnen hatte, kam der Friede (1074) mit den Sachsen zu Stande. Sie unterwarfen sich dem König, aber er mußte dagegen versprechen, seine vesten Schlösser zu zerstören. Heinrich wünschte sein Schloß Harzburg, den Schauplatz seiner Jugend, zu erhalten, und befahl, nur einen Theil der Vevestigungen niederzureißen. Als aber die sächsischen Landleute in den Schloßhof gelassen wurden, um das Zerstörungswerk zu beginnen, wurden sie von so wilder Wuth ergriffen, daß sie alle Mauern schleiften, und auch die Altäre der Schloßkirche, auch die Grabmahle, die Asche der Verwandten des Königs nicht schonten. Heinrich war heftig erbittert, und durch mehre mächtige Fürsten verstärkt, die eben so unwillig über jene Frevel waren, drang er mit einem großen Heere gegen Thüringen und schlug (1075) die verbündeten Sachsen und Thüringer bei dem Kloster Hohenburg an der Unstrut. Die Ueberwundenen unterwarfen sich, aber Heinrich mißbrauchte in unbesonnenem Ueber-

muthe seinen Sieg, und erleichterte dadurch dem neuen Feinde, der gegen ihn aufstand, den Angriff.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß zu jener Zeit Gregor VII, vorher Hildebrand genannt, aus Toscana gebürtig; ein Mann von großer Geisteskraft und kühner Entschlossenheit. Sein beharrlich verfolgter Zweck war, die Geistlichkeit von der weltlichen Gewalt loszureißen und den Päpsten eine unbeschränkte Gewalt über die Geistlichkeit sowohl, als selbst über Könige und Fürsten zu erringen. Er drang mit der größten Strenge auf die Einführung der früher schon gebotenen Ehelosigkeit der Priester, um jedes Band zwischen den Geistlichen und der bürgerlichen Gesellschaft zu zerreißen. Dem Einflusse, den die teutschen Kaiser seit Otto I auf die Papstwahl gehabt hatten, machte er völlig ein Ende. Die Unruhen in Teutschland schienen dem Papste eine gute Gelegenheit zu sein, seine Absichten durchzusetzen, und seine Herrschergewalt vest zu gründen. Im Jahre 1075 verbot Gregor, daß weder der Kaiser, noch andre weltliche Fürsten, die Bischöfe in ihren Ländern einsetzen und bestätigen sollten, wie es seit mehren Jahrhunderten üblich gewesen war. Darauf verlangte er, daß seine Verordnungen in Teutschland durchgesetzt werden sollten. Heinrich achtete nicht darauf, und der Papst wagte es, ihn nach Rom zur Verantwortung vorzuladen. Heinrich, empört über diese Zumuthung, versammelte viele Bischöfe zu Worms, welche Gregor der päpstlichen Würde für unfähig erklärten. Der Papst aber sprach nun gegen den Kaiser das Urtheil des Bannes aus und entband alle Unterthanen desselben von dem Eide der Treue. Nie hatte es ein Papst gewagt, so gegen einen Fürsten zu verfahren. Der Bann, welcher von der Gemeinschaft der Gläubigen und von der Theilnahme am Gottesdienste ausschloß, war in jenen Zeiten eine furchtbare Strafe. Wer binnen Jahr und Tag sich nicht vom Banne löfete, verlor

Ehre und Gut, und wer im Banne starb, dem wurde christliches Begräbniß und Ruhe in geweihter Erde versagt. Die meisten teutschen Fürsten fielen nun von Heinrich ab. Die Gesandten des Papstes foderten sie auf, einen andern König zu wählen. Vergebens versuchte Heinrich durch Bitten und Demüthigungen, die Fürsten zu gewinnen; er konnte nichts erlangen, als daß sie dem Papste die Entscheidung des Streites überlassen wollten, wogegen Heinrich versprechen mußte, sich in Jahresfriß vom Banne zu lösen. Der Papst sollte nach Teutschland eingeladen werden. Der unglückliche Heinrich konnte von der Erscheinung des Papstes in Teutschland nur das Schlimmste erwarten, so lange er im Banne war, und entschloß sich, die Lossprechung in Italien zu suchen. Mitten im Winter zog er mit seiner Gemahlinn und seinem Sohne, von wenigen Teutschen begleitet, unter den größten Gefahren über den Berg Cenis. In dieser Bedrängniß lernte er die Tugend und die treue Liebe seiner Gemahlinn Berta kennen. Sie, die er einst verschmäht und unbillig verachtet hatte, trotzte nun muthig allen Gefahren, um den Unglücklichen nicht zu verlassen, von welchem alle seine Freunde abgefallen waren.

In Italien gab es viele Anhänger des Königs; aber sein Unglück hatte ihn so tief gebeugt, daß er alle Aufmunterungen zu entschlossenem Widerstande nicht achtete, und sich der schimpflichsten Demüthigung unterwarf, die je ein König erlitten hat. Der Papst hielt sich in der vesten Burg Canossa, bei der reichen Markgräfinn Mathilde auf, die ihm treu ergeben war. Heinrich erschien vor dem Schlosse, und bat um die Erlaubniß, den Papst zu besuchen, aber kaum ließ Gregor sich bewegen, ihm öffentliche Buße zu gestatten. Teutschlands König, der Sohn des mächtigen Heinrichs, der allgewaltig über Päpste und Priester geherrscht hatte, wurde endlich ohne Gefolge bis an das innere Thor der

Burg eingelaſſen, und mußte hier drei Tage und Nächte, im Jänner (1077), mit einem groben Büßkleide angethan, barfuß und nüchtern warten, um Vergebung zu erflehen. (XVIII, 33.) Am vierten Tage erhörte ihn Gregor, und gewährte die Losſprechung vom Banne, doch nur unter der Bedingung, daß Heinrich in beſtimmter Zeit mit den teutſchen Fürſten, nach des Papſtes Gutdünken, ſich ausſöhne. Viele mächtige Männer und ſelbſt Biſchöfe in Italien waren unwillig über dieſe Mißhandlung, und erklärten ſich für den bedrängten König, um welchen ſich immer mehr Anhänger ſammelten. In Teutſchland aber hatten die Fürſten, durch Gregor aufgemuntert, den Herzog Rudolf von Schwaben (1077) zum Könige gewählt. Heinrich eilte nach Teutſchland, und brachte ein Heer zuſammen, das ihm größtentheils die Städte lieferten. Der Gegenkönig wurde (1080) in der Schlacht bei Mölſen an der Elſter tödlich verwundet und ſtarb bald darauf. Das Herzogthum Schwaben ward an den Grafen Friedrich von Hohenſtaufen verliehen, welchem Heinrich ſeine Tochter gab. Von neuem Muthe beſeelt, zog der König nun nach Italien, eroberte Rom (1084), belagerte den Papſt in der Engelsburg und ließ ſich von dem Gegenpapſte, den die ihm ergebenen Biſchöfe gewählt hatten, als Kaiſer krönen. Gregor flüchtete und ſtarb bald darauf zu Salerno. Seine Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhle handelten eben ſo feindſelig gegen Heinrich, der nun endlich, nach dem Tode ſeiner meiſten Gegner, und mit den teutſchen Fürſten ausgeſöhnt, im Alter ruhig zu herrſchen hoffte. Zuerſt wurde Heinrichs älteſter Sohn, der bereits zu ſeinem Nachfolger gewählt war, von dem Papſte gegen den Vater aufgewiegelt, und als er in Italien umgekommen war, reizte ein anderer Papſt auch den zweiten Sohn Heinrich zum Aufſtande. Vergebens ſuchte der gebeugte Vater den pflichtvergeſſenen Sohn zu bezwingen. Endlich

Ehre und Gut, und wer im Banne ſtarb, dem wurde chriſtliches Begräbniß und Ruhe in geweihter Erde verſagt. Die meiſten teutſchen Fürſten fielen nun von Heinrich ab. Die Geſandten des Papſtes foderten ſie auf, einen andern König zu wählen. Vergebens verſuchte Heinrich durch Bitten und Demüthigungen, die Fürſten zu gewinnen; er konnte nichts erlangen, als daß ſie dem Papſte die Entſcheidung des Streites überlaſſen wollten, wogegen Heinrich verſprechen mußte, ſich in Jahresfriſt vom Banne zu löſen. Der Papſt ſollte nach Teutſchland eingeladen werden. Der unglückliche Heinrich konnte von der Erſcheinung des Papſtes in Teutſchland nur das Schlimmſte erwarten, ſo lange er im Banne war, und entſchloß ſich, die Losſprechung in Italien zu ſuchen. Mitten im Winter zog er mit ſeiner Gemahlinn und ſeinem Sohne, von wenigen Teutſchen begleitet, unter den größten Gefahren über den Berg Cenis. In dieſer Bedrängniß lernte er die Tugend und die treue Liebe ſeiner Gemahlinn Berta kennen. Sie, die er einſt verſchmäht und unbillig verachtet hatte, trotzte nun muthig allen Gefahren, um den Unglücklichen nicht zu verlaſſen, von welchem alle ſeine Freunde abgefallen waren.

In Italien gab es viele Anhänger des Königs; aber ſein Unglück hatte ihn ſo tief gebeugt, daß er alle Aufmunterungen zu entſchloſſenem Widerſtande nicht achtete, und ſich der ſchimpflichſten Demüthigung unterwarf, die je ein König erlitten hat. Der Papſt hielt ſich in der veſten Burg Canoſſa, bei der reichen Markgräfinn Mathilde auf, die ihm treu ergeben war. Heinrich erſchien vor dem Schloſſe, und bat um die Erlaubniß, den Papſt zu beſuchen, aber kaum ließ Gregor ſich bewegen, ihm öffentliche Buße zu geſtatten. Teutſchlands König, der Sohn des mächtigen Heinrichs, der allgewaltig über Päpſte und Prieſter geherrſcht hatte, wurde endlich ohne Gefolge bis an das innere Thor der

Burg eingelaſſen, und mußte hier drei Tage und Nächte, im Jänner (1077), mit einem groben Büßkleide angethan, barfuß und nüchtern warten, um Vergebung zu erflehen. (XVIII, 33.) Am vierten Tage erhörte ihn Gregor, und gewährte die Losſprechung vom Banne, doch nur unter der Bedingung, daß Heinrich in beſtimmter Zeit mit den teutſchen Fürſten, nach des Papſtes Gutdünken, ſich ausſöhne. Viele mächtige Männer und ſelbſt Biſchöfe in Italien waren unwillig über dieſe Mißhandlung, und erklärten ſich für den bedrängten König, um welchen ſich immer mehr Anhänger ſammelten. In Teutſchland aber hatten die Fürſten, durch Gregor aufgemuntert, den Herzog Rudolf von Schwaben (1077) zum Könige gewählt. Heinrich eilte nach Teutſchland, und brachte ein Heer zuſammen, das ihm größtentheils die Städte lieferten. Der Gegenkönig wurde (1080) in der Schlacht bei Mölſen an der Elſter tödlich verwundet und ſtarb bald darauf. Das Herzogthum Schwaben ward an den Grafen Friedrich von Hohenſtaufen verliehen, welchem Heinrich ſeine Tochter gab. Von neuem Muthe beſeelt, zog der König nun nach Italien, eroberte Rom (1084), belagerte den Papſt in der Engelsburg und ließ ſich von dem Gegenpapſte, den die ihm ergebenen Biſchöfe gewählt hatten, als Kaiſer krönen. Gregor flüchtete und ſtarb bald darauf zu Salerno. Seine Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhle handelten eben ſo feindſelig gegen Heinrich, der nun endlich, nach dem Tode ſeiner meiſten Gegner, und mit den teutſchen Fürſten ausgeſöhnt, im Alter ruhig zu herrſchen hoffte. Zuerſt wurde Heinrichs älteſter Sohn, der bereits zu ſeinem Nachfolger gewählt war, von dem Papſte gegen den Vater aufgewiegelt, und als er in Italien angekommen war, reizte ein anderer Papſt auch den zweiten Sohn Heinrich zum Aufſtande. Vergebens ſuchte der gebeugte Vater den pflichtvergeſſenen Sohn zu bezwingen. Endlich

älteſter Sohn Ludolf, den des Vaters zweite Ehe unwillig gemacht hatte, und ſeine nächſten Verwandten ſtanden gegen ihn auf. Otto behauptete mit großen Anſtrengungen ſeine Gewalt und war ſiegreich gegen ſeine Feinde. Die innern Unruhen aber gaben den benachbarten wilden Völkern die Hoffnung, ſich losreißen und in Teutſchland ſiegreich eindringen zu können. Böhmen, Wenden und Normänner ſtreiften wieder umher, und kaum hatten Otto's glückliche Waffen ſie beſiegt, als die Ungarn furchtbarer als je, im Jahre 954, gegen Teutſchland hervor ſtürmten und tief eindrangen. Otto nahm alle ſeine Streitkräfte zuſammen und ſchlug ſie, im Auguſt 955, auf dem Lechfelde bei Augsburg ſo entſcheidend, daß Teutſchland ſeitdem nichts mehr von ihnen zu befürchten hatte.

Italien hatte ſeit dem Ausſterben der Nachkommen Karl's des Großen bedeutende Umwälzungen erlitten und war in einzelne kleine Staaten getheilt, welche ſich unter einander anfeindeten. Während eines Zeitraums von 100 Jahren bemächtigten ſich mehre mächtige Fürſten der höchſten Gewalt in Ober-Italien, hatten aber immer mit ſtarken Gegnern zu kämpfen, welche ihnen die Herrſchaft ſtreitig machten. So erlag auch König Lothar II ſeinem Gegner Berengar. Seine junge Wittwe Adelheid verſchmähte es, dem Sohne Berengar's ihre Hand zu geben und wollte zu dem teutſchen Könige entfliehen. Berengar ließ ſie auf ihrer Flucht anhalten und ſperrte ſie in einen Thurm, woraus ſie jedoch glücklich entkam. Ein Verwandter gab ihr Zuflucht in Canoſſa, einem veſten Schloſſe unweit Parma. Sie ſandte von hier einen Mönch an König Otto, um ſeinen Schutz anzuflehen. Otto kam ſchnell mit einem Heere über die Alpen, drang ſiegreich vor und vermählte ſich (951) mit der befreiten Adelheid. Anfangs ließ Otto zwar den gedemüthigten Berengar im Beſitze Italiens, zehn Jahre ſpäter aber zog er noch einmahl über

52

Ruinen des Klosters Memleben.

53

Heinrich IV. vor dem Papste in Bußkleidern i. J. 1077.

54

Kreuzfahrer nach Palästina.

die Alpen, gerufen von den Bewohnern der Lombardei, die mit Berengar unzufrieden waren. Berengar wurde geblendet und gefangen nach Teutschland geführt, und Otto war König von Italien. Darauf zog Otto nach Rom, wo er wie Karl der Große empfangen und (962) zum Kaiser gekrönt wurde. Seitdem war die Kaiserwürde mit der teutschen Krone vereint, und zwischen Teutschland und Italien wurde eine enge Verbindung gestiftet, die zwar den Teutschen viele Aufopferungen kostete, und oft die innere Ruhe ihres Vaterlandes störte, aber auch wohlthätigen Einfluß auf ihre Geistesbildung hatte, da von Italien aus, und von den gebildeten Griechen, mit welchen Otto und seine nächsten Nachkommen sich verbanden, die Neigung zu Wissenschaften und Künsten nach Teutschland kam. Auch die Entdeckung der Silberbergwerke auf dem Harze (968), die Otto I bergmännisch bearbeiten ließ, hatte auf Teutschlands Wohlfahrt und Handel wichtigen Einfluß. Otto I starb 61 Jahre alt, im J. 973, in dem Kloster Memleben an der Unstrut, wo auch sein größerer Vater gestorben war. (XVIII, 52.)

Seine Nachfolger in Teutschland und Italien waren sein Sohn Otto II, der mit der Tochter des griechischen Kaisers sich vermählte, und sein Enkel Otto III, der aber schwachen Geistes war, und in der Blüte des Alters ohne Kinder starb. Nach diesem ward (1024) Herzog Heinrich von Baiern, Heinrichs I Urenkel, erwählt, mit welchem das sächsische Königsgeschlecht erlosch. Die teutschen Fürsten wählten darauf Konrad II aus dem fränkischen Fürstenhause, welches Teutschland schon einmahl einen König (Konrad I) gegeben hatte, und nun 100 Jahre lang den Thron behauptete. Sein Sohn Heinrich III (von 1039 bis 1056), durch vorzügliche Fähigkeiten ausgezeichnet, war der kraftvollste Fürst, der seit Karl dem Großen auf dem Throne gesessen hatte. Die Böh-

men und die Ungarn fühlten seinen tapfern Arm. Seine Absicht war, die Macht der teutschen Herzoge zu brechen, um der Königsgewalt größere Vestigkeit zu geben. Eben so strenge herrschte er über die Geistlichkeit, und so lange er lebte, ward der päpstliche Stuhl nur nach seinem Willen besetzt. Die Erbitterung, welche durch seine strenge Herrschaft erzeugt wurde, mußte sein Sohn, Heinrich IV, hart empfinden.

Dieser unglückliche Fürst war schon bei seines Vaters Lebzeiten als dreijähriger Knabe zum Thronfolger erwählt und gekrönt worden, und erst sechs Jahre alt, als Heinrich III starb. Seine kluge Mutter Agnes führte als Vormünderinn die Verwaltung des Reichs. Die Fürsten Teutschlands aber hofften, unter der Herrschaft einer Frau die Gewalt wieder an sich zu reißen, welche ihnen die beiden letzten Kaiser genommen hatten. Einige von ihnen machten den Entwurf, der Kaiserinn den Knaben zu rauben, um in seinem Nahmen zu herrschen. Agnes war mit ihrem Sohne zu Kaiserswerth am Rhein. Da lockte der Erzbischof Hanno von Köln, mit einigen andern Fürsten verbunden, den zwölfjährigen Knaben listig auf ein schönes Schiff. Als Heinrich bemerkte, daß die Schiffer auf das jenseitige Ufer fuhren, schöpfte er Verdacht; er sprang erschrocken ins Wasser und würde umgekommen sein, wenn nicht einer der Verschworenen, Graf Ekbert von Braunschweig, ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Die Fürsten brachten den Prinzen nach Köln, und in seinem Nahmen herrschten Hanno und der Erzbischof von Mainz. Die Kaiserinn, die zu schwach war, gegen die verbundenen Fürsten zu kämpfen, mußte die Herrschaft aufgeben, und ging bald nachher nach Italien. Hanno dachte nicht daran, den Prinzen zu einem tüchtigen Fürsten zu bilden, und noch unglücklicher war es für den vernachlässigten Knaben, daß der Erzbischof Adelbert von Bremen sich bei ihm einschmeichelte, als Hanno

nach Rom und der Erzbischof von Mainz nach Jerusalem gereiset war. Der leichtsinnige Adelbert gewann durch verderbliche Nachsicht das Vertrauen des jungen Heinrich; er pflanzte seinen alten Haß gegen die Sachsen und schädliche Grundsätze in die Seele seines Zöglings. In seinem funfzehnten Jahre wurde Heinrich, der schon zwei Jahre früher gegen die Ungarn ins Feld gezogen war, wehrhaft gemacht, und übernahm die Regierung. Adelbert, sein Vertrauter, aber betrug sich so übermüthig, daß Heinrich, nach dem ausdrücklichen Verlangen der Fürsten, ihn von sich entfernen mußte. Der junge König, durch die bösen Rathschläge seines Lieblings verleitet, reizte durch unkluges Betragen die mächtigsten teutschen Fürsten, und endlich kam auch der verbannte Erzbischof Adelbert wieder an den Hof und behauptete sein altes Ansehen. Heinrich war als Kind mit Berta, einer Fürstentochter aus Italien, verlobt worden, und hatte sie wider seine Neigung heirathen müssen. Wenige Jahre nach seiner Vermählung wünschte er von ihr geschieden zu werden; aber vergebens, er mußte sie nach dem Willen des Papstes und der teutschen Fürsten behalten. Endlich brach der heimliche Unwille der Fürsten in offenen Widerstand aus. Ein Mann von schlechtem Rufe beschuldigte den Herzog von Baiern, der aus einem sächsischen Fürstenhause war, eines Mordanschlages gegen den König, und Heinrich nahm dem Angeklagten ungerecht sein Land. Der verbannte Herzog fand Zuflucht und Beistand bei dem Sohne des Herzogs von Sachsen. Beide waffneten sich gegen Heinrich, wurden aber besiegt und gefangen. Vergebens foderten die Sachsen bittend und drohend die Freiheit ihres Fürsten. Heinrich war unbiegsam. Der Unwille der Sachsen wurde noch mehr gereizt, als die Besatzung der vesten Bergschlösser, die Heinrich in Sachsen und Thüringen hatte anlegen lassen, plündernd durch das Land zog. Der Aufstand brach

aus. Die verbündeten Fürsten an der Spitze eines gerüsteten Heeres verlangten, daß der König die verletzten Rechte der Fürsten herstellen, die bösen Rathgeber entfernen, seine Bergschlösser zerstören und nicht immer in ihrem Lande wohnen sollte. Heinrich war nicht zur Gegenwehr gerüstet, und wurde von den Sachsen in seinem vesten Schlosse Harzburg bei Goslar so enge eingeschlossen, daß er nur mit großer Gefahr entkommen konnte. Er floh durch unwegsame Wälder, wo er drei Tage lang weder Obdach, noch Nahrung fand. In dieser Bedrängniß mußte Heinrich den gefangenen Sachsenfürsten frei lassen. Die Sachsen zerstörten mehre seiner Burgen. Durch ihr Glück und Heinrichs Verlegenheit kühn gemacht, nahmen sie des Königs friedliche Anträge nicht an, und als sie seinen Friedensboten, den Erzbischof von Mainz, gewonnen hatten, wurde sogar beschlossen, einen andern König zu wählen. Endlich, da Heinrich wieder einige Fürsten für sich gewonnen hatte, kam der Friede (1074) mit den Sachsen zu Stande. Sie unterwarfen sich dem König, aber er mußte dagegen versprechen, seine vesten Schlösser zu zerstören. Heinrich wünschte sein Schloß Harzburg, den Schauplatz seiner Jugend, zu erhalten, und befahl, nur einen Theil der Bevestigungen niederzureißen. Als aber die sächsischen Landleute in den Schloßhof gelassen wurden, um das Zerstörungswerk zu beginnen, wurden sie von so wilder Wuth ergriffen, daß sie alle Mauern schleiften, und auch die Altäre der Schloßkirche, auch die Grabmahle, die Asche der Verwandten des Königs nicht schonten. Heinrich war heftig erbittert, und durch mehre mächtige Fürsten verstärkt, die eben so unwillig über jene Frevel waren, drang er mit einem großen Heere gegen Thüringen und schlug (1075) die verbündeten Sachsen und Thüringer bei dem Kloster Hohenburg an der Unstrut. Die Ueberwundenen unterwarfen sich, aber Heinrich mißbrauchte in unbesonnenem Ueber-

muthe ſeinen Sieg, und erleichterte dadurch dem neuen Feinde, der gegen ihn aufſtand, den Angriff.

Auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß zu jener Zeit Gregor VII, vorher Hildebrand genannt, aus Toscana gebürtig; ein Mann von großer Geiſteskraft und kühner Entſchloſſenheit. Sein beharrlich verfolgter Zweck war, die Geiſtlichkeit von der weltlichen Gewalt loszureißen und den Päpſten eine unbeſchränkte Gewalt über die Geiſtlichkeit ſowohl, als ſelbſt über Könige und Fürſten zu erringen. Er drang mit der größten Strenge auf die Einführung der früher ſchon gebotenen Eheloſigkeit der Prieſter, um jedes Band zwiſchen den Geiſtlichen und der bürgerlichen Geſellſchaft zu zerreißen. Dem Einfluſſe, den die teutſchen Kaiſer ſeit Otto I auf die Papſtwahl gehabt hatten, machte er völlig ein Ende. Die Unruhen in Teutſchland ſchienen dem Papſte eine gute Gelegenheit zu ſein, ſeine Abſichten durchzuſetzen, und ſeine Herrſchergewalt veſt zu gründen. Im Jahre 1075 verbot Gregor, daß weder der Kaiſer, noch andre weltliche Fürſten, die Biſchöfe in ihren Ländern einſetzen und beſtätigen ſollten, wie es ſeit mehren Jahrhunderten üblich geweſen war. Darauf verlangte er, daß ſeine Verordnungen in Teutſchland durchgeſetzt werden ſollten. Heinrich achtete nicht darauf, und der Papſt wagte es, ihn nach Rom zur Verantwortung vorzuladen. Heinrich, empört über dieſe Zumuthung, verſammelte viele Biſchöfe zu Worms, welche Gregor der päpſtlichen Würde für unfähig erklärten. Der Papſt aber ſprach nun gegen den Kaiſer das Urtheil des Bannes aus und entband alle Unterthanen deſſelben von dem Eide der Treue. Nie hatte es ein Papſt gewagt, ſo gegen einen Fürſten zu verfahren. Der Bann, welcher von der Gemeinſchaft der Gläubigen und von der Theilnahme am Gottesdienſte ausſchloß, war in jenen Zeiten eine furchtbare Strafe. Wer binnen Jahr und Tag ſich nicht vom Banne löſete, verlor

Ehre und Gut, und wer im Banne ſtarb, dem wurde chriſtliches Begräbniß und Ruhe in gewelhter Erde verſagt. Die meiſten teutſchen Fürſten fielen nun von Heinrich ab. Die Geſandten des Papſtes foderten ſie auf, einen andern König zu wählen. Vergebens verſuchte Heinrich durch Bitten und Demüthigungen, die Fürſten zu gewinnen; er konnte nichts erlangen, als daß ſie dem Papſte die Entſcheidung des Streites überlaſſen wollten, wogegen Heinrich verſprechen mußte, ſich in Jahresfriſt vom Banne zu löſen. Der Papſt ſollte nach Teutſchland eingeladen werden. Der unglückliche Heinrich konnte von der Erſcheinung des Papſtes in Teutſchland nur das Schlimmſte erwarten, ſo lange er im Banne war, und entſchloß ſich, die Losſprechung in Italien zu ſuchen. Mitten im Winter zog er mit ſeiner Gemahlinn und ſeinem Sohne, von wenigen Teutſchen begleitet, unter den größten Gefahren über den Berg Cenis. In dieſer Bedrängniß lernte er die Tugend und die treue Liebe ſeiner Gemahlinn Berta kennen. Sie, die er einſt verſchmäht und unbillig verachtet hatte, trotzte nun muthig allen Gefahren, um den Unglücklichen nicht zu verlaſſen, von welchem alle ſeine Freunde abgefallen waren.

In Italien gab es viele Anhänger des Königs; aber ſein Unglück hatte ihn ſo tief gebeugt, daß er alle Aufmunterungen zu entſchloſſenem Widerſtande nicht achtete, und ſich der ſchimpflichſten Demüthigung unterwarf, die je ein König erlitten hat. Der Papſt hielt ſich in der veſten Burg Canoſſa, bei der reichen Markgräfinn Mathilde auf, die ihm treu ergeben war. Heinrich erſchien vor dem Schloſſe, und bat um die Erlaubniß, den Papſt zu beſuchen, aber kaum ließ Gregor ſich bewegen, ihm öffentliche Buße zu geſtatten. Teutſchlands König, der Sohn des mächtigen Heinrichs, der allgewaltig über Päpſte und Prieſter geherrſcht hatte, wurde endlich ohne Gefolge bis an das innere Thor der

Burg eingelassen, und mußte hier drei Tage und Nächte, im Jänner (1077), mit einem groben Bußkleide angethan, barfuß und nüchtern warten, um Vergebung zu erflehen. (XVIII, 33.) Am vierten Tage erhörte ihn Gregor, und gewährte die Lossprechung vom Banne, doch nur unter der Bedingung, daß Heinrich in bestimmter Zeit mit den teutschen Fürsten, nach des Papstes Gutdünken, sich aussöhne. Viele mächtige Männer und selbst Bischöfe in Italien waren unwillig über diese Mißhandlung, und erklärten sich für den bedrängten König, um welchen sich immer mehr Anhänger sammelten. In Teutschland aber hatten die Fürsten, durch Gregor aufgemuntert, den Herzog Rudolf von Schwaben (1077) zum Könige gewählt. Heinrich eilte nach Teutschland, und brachte ein Heer zusammen, das ihm größtentheils die Städte lieferten. Der Gegenkönig wurde (1080) in der Schlacht bei Mölsen an der Elster tödlich verwundet und starb bald darauf. Das Herzogthum Schwaben ward an den Grafen Friedrich von Hohenstaufen verliehen, welchem Heinrich seine Tochter gab. Von neuem Muthe beseelt, zog der König nun nach Italien, eroberte Rom (1084), belagerte den Papst in der Engelsburg und ließ sich von dem Gegenpapste, den die ihm ergebenen Bischöfe gewählt hatten, als Kaiser krönen. Gregor flüchtete und starb bald darauf zu Salerno. Seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle handelten eben so feindselig gegen Heinrich, der nun endlich, nach dem Tode seines meisten Gegner, und mit den teutschen Fürsten ausgesöhnt, im Alter ruhig zu herrschen hoffte. Zuerst wurde Heinrichs ältester Sohn, der bereits zu seinem Nachfolger gewählt war, von dem Papste gegen den Vater aufgewiegelt, und als er in Italien angekommen war, reizte ein anderer Papst auch den zweiten Sohn Heinrich zum Aufstande. Vergebens suchte der gebeugte Vater den pflichtvergessenen Sohn zu bezwingen. Endlich

ließ er sich durch verrätherische Versicherungen bewegen, mit einem kleinen Gefolge zu einer Fürstenversammlung nach Mainz zu reisen. Bei Bingen am Rhein aber wurde er im J. 1105 festgehalten, gefangen gesetzt, und gezwungen, seinem Sohne die Herrschaft zu übergeben. Als er seine Freiheit wieder erlangt hatte, erwarb ihm sein Unglück viele neue Freunde, und er konnte ein zahlreiches Heer sammeln; aber indem er gegen Teutschland vorrückte, wo sein Sohn Heinrich zum König gewählt worden, überraschte ihn (1106) der Tod. Fünf Jahre mußten seine Gebeine in der Domkirche zu Speier über der Erde stehen, bis sie endlich, von dem Bannfluche entlastet, Ruhe im Grabe fanden.

Sein Sohn Heinrich V, der den langen Streit mit den Päpsten endigte, starb (1125) ohne Erben, und mit ihm erlosch der fränkische Königsstamm. Sein Nachfolger war Herzog Lothar von Sachsen, nach dessen Tode (1137) die Nachkommen Friedrichs von Hohenstaufen auf den teutschen Thron kamen.

IV. Schicksale der wichtigsten übrigen Staaten bis zum zwölften Jahrhunderte.

Italien. Wir haben schon im Vorbeigehen gehört, wie nach der Zerstörung des Langobardenreiches durch Karl den Großen (J. 774) das obere Italien fränkisch wurde, wie nach dem Aussterben des karolingischen Geschlechts einzele Mächtige daselbst erhoben, bis endlich Kaiser Otto I die Krone Italiens erlangte. Die Langobarden aber hatten auf den Trümmern ihres Reiches eine Menge kleiner Fürstenthümer im südlichen Italien errichtet, die sie fast unumschränkt beherrschten. Die teutschen Kaiser behaupteten ihre Gewalt unter manchen Kämpfen; aber allmählich, und besonders während der unruhigen Regierung Heinrichs IV, mach-

ten die ansehnlichsten Städte sich unabhängig und wurden bald zu Freistaaten, welche um die Mitte des zwölften Jahrhunderts so mächtig waren, daß sie sich der Oberherrschaft der teutschen Kaiser widersetzen konnten. — Venedig entstand, wie wir gehört haben, während der Völkerzüge durch verjagte Flüchtlinge, die sich auf den kleinen Inseln an der nördlichen Spitze des adriatischen Meerbusens niedergelassen hatten. Sie lebten über dritthalb hundert Jahre frei unter ihren Vorstehern, bis sie endlich, gegen Ende des siebenten Jahrhunderts, einen gemeinschaftlichen Anführer oder Herzog wählten, um sich gegen die arabischen Seeräuber desto kraftvoller zu schützen. Anfangs war Heraklea der Mittelpunkt des Freistaates, später die Insel Rialto, die mit den übrigen durch Brücken verbunden wurde, und sich bald über alle erhob. Gegen Anfang des neunten Jahrhunderts stieg hier die mächtige Seestadt Venedig aus dem Meere. Schifffahrt und Handel erhoben sich hier schon seit der Mitte des neunten Jahrhunderts, und als die Venediger ihre Nebenbuhler, die Araber, zum ersten Mahle (871) zur See besiegt hatten, stieg ihre Macht immer höher.

Die Päpste hatten unterdessen seit dem achten Jahrhunderte den Grund zu ihrer weltlichen Herrschaft gelegt, indem sie verschiedene Ländereien im mittleren Italien erwarben, woraus in der Folge der Kirchenstaat entstand. Ueber Rom aber und das Herzogthum, worin es lag, hatten die Päpste bis nach der Mitte des eilften Jahrhunderts keine Gewalt, sondern die teutschen Kaiser waren seit Karl dem Großen die Oberherren der Römer.

Die oströmischen Kaiser waren seit der Zerstörung des ostgothischen Reichs (s. oben S. 162) herrschend in Italien, bis die Langobarden in Ober-Italien sich vest setzten. Dem oströmischen oder griechischen Kaiser aber blieb noch ein ansehnlicher Theil des Landes

zwiſchen dem adriatiſchen Meere und dem Apenninen-Gebirge. Dieſes Land hieß das Exarchat und der Statthalter deſſelben, der zu Ravenna wohnte, Exarch. Unter ſeiner Aufſicht ſtanden Herzoge in Rom, Neapel und andern Städten. Die Langobarden beunruhigten das griechiſche Gebiet unaufhörlich, bis endlich ihr König Aiſtulf (J. 752) Mittel-Italien faſt ganz eroberte. Den Römern blieb nichts als Apulien, Calabrien (das heutige Neapel) und Sicilien. Seit dem J. 827 landeten die Araber in Sicilien und ſetzten ſich funfzehn Jahre ſpäter auf der Inſel veſt; von wo ſie oft verheerende Streifzüge nach Italien machten. Im Anfange des elften Jahrhunderts aber erſchienen neue Eroberer in dieſem ſchönen Lande. Es waren Normänner aus Nord-Frankreich. Sie kamen als Wallfahrer auf ihrem Wege nach Jeruſalem in das ſüdliche Italien, deſſen Bewohner in den ſtarken, tapfern Fremdlingen ihre Befreier von der drückenden Herrſchaft der Griechen zu finden hofften. Die Normänner verſprachen, für Gold und Güter ihre Hilfe, und aus Pilgern wurden unternehmende Krieger. Sie dienten den Fürſten des Landes ſo tapfer gegen die Griechen, daß man ihnen einen Strich Landes zwiſchen Neapel und Capua anwies, wo ſie die Stadt Averſa, die erſte normänniſche Niederlaſſung in Italien, erbauten. Das Glück der erſten Abenteurer lockte bald neue Ankömmlinge aus der Normandie nach Italien. Zehn Söhne des Ritters Tankred von Hauteville kamen mit ihnen, um ihr Glück zu machen, und in wenigen Jahren hatten ſie Apulien erobert, wo ſie die Stadt Melfi gründeten. Der älteſte der tapferen Brüder, Wilhelm, genannt Eiſenarm, ward nun von ſeinen Gefährten zum Grafen des eroberten Landes erwählt. Ihm folgte nach einiger Zeit in der Herrſchaft ſein Bruder Robert Guiskard, der eben ſo ſchlau als muthvoll

war, und sein Gebiet durch Eroberungen vergrößerte. Der jüngste Bruder, Roger, richtete seine Blicke auf das schöne Sicilien, und nach einigen Siegen war die Eroberung der Insel vollendet. Im Jahr 1090 war das ganze südliche Italien unter der Herrschaft der Normänner. Bald nachher, als Robert Guiskard's Geschlecht ausgestorben war, wurde Graf Roger von Sicilien Herr des ganzen, von den Normännern eroberten, Ländergebiets, und sein Nachfolger (1130) zum Könige von Neapel und Sicilien gekrönt.

Frankreich. Nach dem Aussterben der Karolinger wurde es in Frankreich ganz anders, als in Teutschland. Ein mächtiger Herzog, Hugo Capet, stand an der Spitze der übrigen Herzoge, Grafen und Bischöfe. Sein Sohn Robert wurde zwar von den Großen zum Könige gekrönt, aber noch war die königliche Macht sehr schwach und das Volk, vom Könige nicht beschützt, war überall der Willkühr der übermüthigen Großen Preis gegeben. Roberts nächste Nachfolger auf dem Throne ließen jedesmahl ihren erstgebohrnen Söhnen von den Großen den Eid der Treue leisten. Daraus entstand der große Vortheil, daß nicht wieder, wie unter Karl's des Großen Nachkommen, das Reich durch Theilungen geschwächt wurde. Die Normänner, welche im J. 911 die Küste von Nord-Frankreich erstritten hatten, waren in beständigem Kampfe mit den französischen Königen, und es war ein Glück für Frankreich, daß jenes kriegerische Volk ganze Schwärme von Abenteurern nach Italien schickte. Aber erst als der Herzog von der Normandie (so hieß das normännische Gebiet im nördlichen Frankreich) auf den Thron von England kam, hatten Frankreichs Könige vor ihren gefährlichen Nachbarn mehr Ruhe, und konnten ihre Kräfte sammeln. Dreißig Jahre später begannen die Kriegsunternehmungen der Christen im

Morgenlande, woran Frankreichs mächtige Edelleute den thätigsten Antheil nahmen. Die Könige verloren dadurch manchen gefährlichen Gegner; ihre Macht stieg immer mehr, und zu der Zeit, als Teutschlands Kaiser gegen die unruhigen Fürsten des Reichs kämpfen mußten, hatten Frankreichs Beherrscher ihr Ansehen schon vest gegründet.

Spanien. Als die Araber ihre Herrschaft in Spanien gegründet hatten (s. oben S. 166), retteten sich die angesehensten Westgothen in die nördlichen Gebirge, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten, und wählten, sieben Jahre nach dem Umsturze ihres Reiches, den tapfern Pelajo zu ihrem Könige. Er und seine Nachfolger kämpften von nun an unablässig gegen die Araber. Bei diesem Streite war es ein Vortheil für die Christen, daß die arabischen Khalifen in Spanien volle 200 Jahre lang mit unruhigen Statthaltern zu kämpfen hatten, bis endlich der große Khalife Abdorrahman (J. 912—961) den fast erloschenen Glanz des arabischen Thrones wiederherstellte. Unter ihm blühten Ackerbau und Kunstfleiß, und die Araber wurden in vielen nützlichen Künsten die Lehrer der christlichen Westgothen, welche unter ihren neuen Beherrschern ungestört in ihrem Glauben leben konnten. Bald fing unter den spanischen Arabern auch die Blüte der Wissenschaften an. In Cordova wurde eine große Büchersammlung und eine Gelehrtenschule angelegt, wo berühmte Männer glänzten, die aus dem Morgenlande kamen, und der Ruhm der spanischen Araber verbreitete sich so sehr, daß wißbegierige Männer aus Frankreich, Teutschland, Italien und andern europäischen Ländern nach Spanien kamen, um von ihnen zu lernen. Die tapfern Westgothen, die immer kühner aus ihren Zufluchtsörtern in den Gebirgen hervor brachen, hatten indeß einen Landstrich nach dem andern den Arabern entrissen, und neue

chriſtliche Reiche geſtiftet. Um die Mitte des elften Jahrhunderts beſtand das chriſtliche Spanien ſchon aus vier Reichen: Caſtilien, Navarra, Aragon und der Grafſchaft Barcelona, die erſt nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in zwei Reiche, Caſtilien und Aragon, zuſammen ſchmolzen. Die Araber wurden durch die erobernden Chriſten immer mehr nach den ſüdlichen Gegenden Spaniens zurück gedrängt, wo das hohe Gebirge Sierra Morena ſich von den chriſtlichen Reichen trennte, bis endlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dieſe Schutzwehr von den Chriſten überſtiegen und das ſüdliche Spanien größtentheils unterworfen wurde.

England. Kaum waren die, von den Angelſachſen in Britanien geſtifteten, Reiche durch Egbert vereinigt worden, als nordiſche Eroberer (in England Dänen genannt) landeten und faſt jährlich ihre verheerenden Einfälle fortſetzten. Sie legten eigene beveſtigte Lagerplätze an, wo ſie mit Weibern und Kindern blieben, um von hier aus die Inſel verheerend zu durchziehen. Als Egberts Enkel, **Alfred der Große**, den Thron beſtieg (871), war faſt das ganze Land von den furchtbaren Fremdlingen beſetzt. Er ſammelte ſeine Macht, rüſtete Schiffe aus, und begann den Kampf, der ſieben Jahre dauerte. Das Glück war dem Tapfern nicht immer günſtig. Als er bei einem neuen Angriffe der Feinde einen Seeſieg über ſie gewonnen hatte, wurde er von den Seinigen verlaſſen und ſah ſich gezwungen, bei armen Hirten, durch tiefe Moräſte geſchützt, Zuflucht zu ſuchen. Endlich ſammelte er neue Anhänger, ſchlug die Normänner und befreite ſein Vaterland, deſſen Küſten er nun durch Veſten und Wachſchiffe ſicherte. Unter ſeiner weiſen Verwaltung erholte ſich das Land von langem Elende. Zerſtörte Städte, Dörfer und Kirchen wurden wieder aufgebaut, die Geſetze verbeſſert, Künſte und Wiſſenſchaften und

die Erziehung und Bildung des Volkes befördert, wobei der König selbst ein warmer Freund der Wissenschaften und Künste, mit seinem Beispiele voran ging. Er wurde für England, was nicht lange vor ihm Karl der Große für Teutschland und Frankreich gewesen war *). Nach seinem frühen Tode (901) kam neues Unglück über das Land. Die Dänen kamen wieder, und wurden desto furchtbarer, da kein König von Alfreds Kraft ihnen entgegen trat. Endlich eroberten sie im J. 1013 ganz England unter ihrem Könige Sven, dessen Sohn, Kanut der Große, über England, Dänemark und einen Theil von Schweden herrschte. Die Herrschaft der Dänen über England hatte 30 Jahre gedauert, als sie unter Kanuts uneinigen Söhnen zerfiel. Die Engländer riefen ihren angelsächsischen Fürsten, der vor den Dänen entflohen war, zurück, als dieser aber ohne Erben starb, kam Wilhelm, Herzog von der Normandie, herüber und unterwarf (1066) nach einer glücklichen Schlacht das Land. Er gab dem eroberten Lande eine ganz neue Einrichtung, und normännische Sitten wurden mit normännischer Sprache verbreitet. Wilhelm und seine Söhne herrschten nur 69 Jahre über England. Mit seinem Sohne Heinrich erlosch seine männliche Nachkommenschaft, und Mathilde, Heinrichs Tochter, und Wittwe des teutschen Kaisers Heinrichs V, die sich mit dem französischen Grafen Gottfried Plantagenet vermählt hatte, wurde seine Erbinn. Aber erst mit ihrem Sohne, Heinrich II, kam, nach einem blutigen Kampf um die Krone, der neue Stamm auf den Thron. Dieser König, ein Mann von Muth und Geistskraft, war sehr reich an Ländern. Er besaß die Normandie von seiner Mutter, Anjou und andere französische Land-

*) S. Leben Alfreds des Großen, Königs von England; von Friedrich Leop. Grafen zu Stolberg. Münster, 1816 — ist ein empfehlungswerthes Buch.

schaften, von seinem Vater und erhielt mit seiner Gemahlinn neue Gebiete in Frankreich, wozu nun, außer England, später (seit 1172) noch Ireland kam, das er zum Theil eroberte.

Nord-Europa. Die Geschichte der nordischen Länder, die man unter dem Nahmen Skandinavien begreift, ist bis gegen das Jahr 1000, wo das Christenthum nach und nach hier eingeführt wurde, in Dunkel gehüllt. Die tapfern Bewohner dieser Länder aber hatten sich schon ein paar Jahrhunderte früher durch ihre Seezüge unter dem Nahmen der Normänner und Dänen furchtbar gemacht. Ursprünglich war Skandinavien in mehre kleine Staaten getheilt, aus welchen allmählich die drei Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden entstanden. Die Könige des benachbarten Jütland's (woher zu der Römer Zeiten die Cimbern gekommen waren) wurden früher bekannt, und einer von ihnen kämpfte schon gegen Karl den Großen. Schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts wurde das Christenthum in Schweden durch teutsche Mönche gepredigt, aber die neue Lehre fand kaum Eingang bei dem wilden Volke. Erst König Olav, welcher den Beinahmen Schooßkönig erhielt, weil man ihn auf dem Schooße der Mutter gekrönt hatte, ließ sich taufen und rief Glaubensprediger aus England, durch deren Bemühungen das Christenthum vester gegründet ward. Durch die christlichen Lehrer wurde der Ackerbau verbreitet, die Rohheit des Volkes vermindert und nach und nach verwandelte sich die Seeräuberei in friedliche Handelsschifffahrt. Aber noch lange lebten Heiden und Christen friedlich neben einander, weil es bei der Einführung des Christenthums jedem frei gestellt wurde, ob er die neue Lehre annehmen wollte, bis endlich, im zwölften Jahrhunderte, als die ersten Mönche nach Schweden kamen, auch die letzten heidnischen Landschaften christlich

wurden. — Dänemark kam mit den abendländischen Europäern früher in Verkehr. Durch die Kriege der Franken mit den Jütländern kam das Christenthum im zehnten Jahrhunderte zuerst nach Jütland und dann auch, durch fränkische Glaubenslehrer, nach Dänemark, wo es aber vor dem Heidenthume nicht aufkommen konnte. Berühmt war in jenem frühern Zeitalter Gorm der Alte, welcher der erste König von ganz Dänemark wurde, als er Jütland (J. 863) unterworfen hatte. Er zog mit verstärkter Macht gegen die Wenden und Sachsen an Teutschlands Gränzen und glänzte durch tapfere Thaten. Erst Kanut der Große, der mächtige Beherrscher Englands (S. 194), Dänemarks und Norwegens, führte die christliche Lehre (von 1014 — 1036) dauernd ein, wozu seine Gemahlinn Emma, die Wittwe des englischen Königs Ethelred, ihn bewog. Er ließ in seinem nordischen Erbreiche alles nach dem Muster seiner neuen Unterthanen, der Angelsachsen, einrichten, schickte englische Glaubenslehrer nach Dänemark, stiftete Bisthümer und Schulen, und beförderte Handel und Gewerbe. Unter seinen Söhnen zerfiel die Macht, welche er gegründet hatte. Gegen 100 Jahre verflossen unter innern Unruhen und Verwirrungen. Das Christenthum und die mit demselben gegründeten Anstalten zur Bildung des Volkes blieben ohne Folgen. Die Wenden an der Ostsee beunruhigten kühn die dänischen Küsten und streiften sogar bis in das innere Land, wo ohnmächtige Könige ihnen keinen Widerstand leisten konnten. Erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden durch König Waldemar den Großen Ordnung und Ruhe hergestellt. — Norwegen bestand in den frühesten Zeiten aus einzelnen kleinen Landschaften. Harald, der Anführer einer Horde, warb um die Tochter eines nordischen Königs, aber man gab ihm die Antwort, erst möge er die Thaten des Dänenkönigs, Gorms des

Alten, vollbringen, dann sollte die Königstochter Gida seine Braut werden. Er that das Gelübde, sein Haar nicht eher zu scheren, bis er Gorm's Ruhm erworben und ganz Norwegen unterworfen habe. Nach einem zehnjährigen Kampfe hatte er sein Wort erfüllt und hieß nun als König von ganz Norwegen Harald Schönhaar (Haarfagri) von seinen langen blonden Locken. Er war ein glücklicher Eroberer, der ein mächtiges und wohl beschütztes Reich hinterließ; aber schon unter seinen Söhnen entstanden Kriege und das Land gerieth in solche Verwirrung, daß es einige Mahle unter die Herrschaft der Dänen fiel. Haralds Urenkel, Olav Trigväson, führte um das Jahr 1000 das Christenthum ein, das aber an den heidnischen Priestern hartnäckige Feinde fand. Auch störten den Fortgang des Christenthums die Angriffe, welche die Schweden und Dänen wechselweise auf Norwegen machten, um es mit ihrem Reiche zu vereinigen. Harald Haardraade sicherte endlich, nach einem langen Kampfe mit Dänemark, die Unabhängigkeit Norwegens. Seine Nachkommen behaupteten den Thron, bis ihr Geschlecht ausstarb, worauf Norwegen (1319) an Schweden kam.

Polen. Im fünften Jahrhunderte zog ein verdrängter slawischer Volksstamm an die Weichsel, und erhielt, wie man glaubt, von dem ebenen Lande, das er besetzte, den Nahmen Polen. Ihre älteste Geschichte liegt in Dunkelheit. Erst um das Jahr 840 entstand ein Herzogthum Polen, unter Piast, einem Ackersmanne, den man seiner Verdienste wegen erwählte. Seine Nachfolger hießen Piasten und herrschten bis ins vierzehnte Jahrhundert. Der Herzog Miecislav, oder Mieszko, wurde (J. 966) durch das Zureden seiner böhmischen Gemahlinn ein Christ, und nöthigte seine Unterthanen zur Taufe. Sein Sohn Boleslav, der das Christenthum noch mehr

ausbreitete, nahm (um das Jahr 1025) die Königswürde an und machte große Eroberungen in Pommern, Schlesien und der Lausitz. Dieß führte zu heftigen Kriegen mit den teutschen Kaisern, die 200 Jahre lang dauerten. Die polnischen Fürsten wurden oft gezwungen, die Oberherrschaft des teutschen Reichs anzuerkennen und den Königsnahmen abzulegen. Von Premislav an (1295) behaupteten alle Beherrscher Polens die königliche Würde. Die Könige aus dem Stamme der Piasten, von welchen Kasimir der Große (von 1333 — 1370) der berühmteste war, herrschten bis zum Jahre 1382, wo die Tochter des letzten Fürsten aus jenem Geschlechte den Herzog von Litthauen, Jagiel, oder Jagello, den feindseligen Nachbar Polens, heirathete, unter dessen Nachkommen, den Jagellonen, Polen 186 Jahre blühte.

Rußland. Die ersten Stifter des russischen Staats kamen aus dem nördlichen Europa. Als die nordischen Seehelden, unter dem Nahmen Normänner und Dänen, alle Küsten beunruhigten, stifteten andere Schwärme aus Skandinavien, Wäringer oder Waräger genannt, unter den Slaven an der Newa und am Wolchow-Strome kleine Staaten, die unter drei Brüdern standen, bis der älteste von ihnen, Rurick, alle Gebiete vereinigte (864) und den Grund zu dem Staate von Novgorod legte. Zwei andere Nordländer zogen weiter gegen den Dnjeper-Strom und gründeten, durch Unterjochung der eingebornen Slaven, den Staat von Kiew. Ruricks Nachfolger war sein Verwandter Oleg, welcher Kiew mit Verrätherei überwältigte, und diese Stadt zu seinem Herrschersitze machte. Sie soll, sprach er, die Mutter der russischen Städte sein. Er war so mächtig, daß er (um 904) einen Kriegszug gegen Konstantinopel machte. Igbor, Ruricks Sohn, Olegs Nachfolger, setzte den verheerenden Krieg gegen die Ost-Römer fort, war aber am

Ende unglücklich. Die Verbindung, worein die Russen durch diese Kriegszüge mit Konstantinopel geriethen, brachte Werke des griechischen Kunstfleißes zu ihnen und machte das heidnische Volk mit dem Christenthume bekannt. Das Christenthum aber, wozu die Ost-Römer sich bekannten, war von dem Glauben der übrigen Christen im Abendlande in mehren Meinungen und Gebräuchen verschieden. Seit dem vierten Jahrhunderte hatten zwischen den Bischöfen zu Rom und Konstantinopel Eifersucht geherrscht, die um die Mitte des neunten einen Amtsstreit zwischen beiden herbei führte, bis endlich um die Mitte des elften Jahrhunderts eine völlige Trennung erfolgte. Die Christen des Abendlandes, die den Bischof zu Rom als ihr Oberhaupt ehrten, hießen nun die abendländische oder lateinische, die oströmischen Glaubensbekenner aber, unter dem Patriarchen zu Konstantinopel, die griechische Kirche. Dieses griechische Glaubensbekenntniß nahmen die Russen an, als Igbors Wittwe Olga sich im Jahre 955 zu Konstantinopel hatte taufen lassen. (XX, 59.) Ihr Enkel Wladimir der Große (981 bis 1015) nahm eine griechische Gemahlinn und befestigte die Herrschaft des Christenthums. Nach seinem Tode zerfiel das große Reich, das sich schon vom Dnjepr bis zum Ladoga-See und bis an die Ufer der Düna erstreckte, durch die Theilung unter seine zwölf Söhne. Der Großfürst zu Kiew sollte zwar einen Vorzug vor den übrigen Fürsten haben, aber dieses Band war zu schwach, um Eintracht unter den Fürsten zu erhalten und das Reich als ein Ganzes zu vereinigen. Bruderkriege und Zerrüttungen waren die Folge davon, und diese Zwiste dauerten, bis in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Mogolen siegreich aus Asien hervor brachen und Rußland unterjochten.

Das oströmische oder griechische Reich sah ungefähr um dieselbe Zeit, als im

Abendlande Karl's des Großen Stamm ſich ſeinem Untergange nahte, ſein bisheriges Herrſchergeſchlecht ausſterben, und wurde von äußeren Feinden, Perſern, Weſtgothen, Avaren und Arabern angegriffen und geſchwächt. Ein neuer Kaiſerſtamm, der im J. 867 mit einem kriegserfahrenen Helden, Baſilius, auf den Thron kam, war bald wieder ausgeartet. Eine lange Reihe von Jahren voll innerer Unruhen und Verwirrungen folgte, unter welchen endlich (im J. 1056) jenes Herrſchergeſchlecht unrühmlich unterging. Die Feldherren wählten alsdann den tapfern Befehlshaber Iſaak Comnenus, welcher zwar ſeiner Kränklichkeit wegen die Kaiſerwürde bald wieder niederlegte, mit deſſen Sohn Alexius (1081—1118) aber, der nach einigen Zwiſchenregierungen Kaiſer wurde, das Haus der Comnenen auf den Thron kam. Statt der einſt ſo furchtbaren Araber, deren Kraft im zehnten Jahrhunderte ſchon geſunken war, hatten ſeit der Mitte des elften Jahrhunderts neue gefährliche Feinde gedrohet, die ſeldſchuckiſchen Türken, welche unter ihrem heldenmüthigen Sultan Alp Arslan (d. h. im Türkiſchen muthiger Löwe) die aſiatiſchen Länder des griechiſchen Reiches überſchwemmten und ihre Macht befeſtigten. Auf Alexius folgte (1118) ſein Sohn, Johannes, ein trefflicher und glücklicher Fürſt. Er gab dem Reiche eine Kraft, deren es ſo ſehr bedurfte, und ſein Sohn, Manuel, der ritterlichen Heldenmuth mit Rieſenſtärke vereinte, war würdig, ihm zu folgen. Mitten unter den Stürmen, welche das griechiſche Kaiſerthum Jahrhunderte lang bedrohten, mitten unter den Unruhen, die im Innern durch ſo viele ſchlechte Kaiſer erregt wurden, und unter einem trägen, weichlichen, tief geſunkenen Volke, erhielten ſich hier doch die Ueberreſte der Wiſſenſchaften und der Kunſt des gebildeten Alterthumes, aufbewahrt für künftige Jahrhunderte, welchen ſie Quellen neuer Geiſtesbildung werden ſollten.

Die Araber und Türken. Nach dem Tode des weisen Khalifen Harum al Raschid (S. oben S. 171.) entstanden unter seinen Söhnen Uneinigkeiten und Kriege, wodurch das Reich geschwächt wurde. Unter seinem vierten Sohne, dem Khalifen Motassem, wurden türkische Sklaven zuerst unter die Leibwache aufgenommen. Dieß führte den Untergang des Khalifen-Reiches herbei. Die Türken waren ein tatarischer Volksstamm, der vom Altai-Gebirge im asiatischen Rußland bis nach Sina und Persien streifte. Die Leibwache der Khalifen bestand endlich ganz aus diesen kriegerischen Fremdlingen, welche bald einen Khalifen ermordeten, bald einen andern auf den Thron hoben und endlich die Obergewalt ganz an sich rissen. Mehre von diesen türkischen Kriegern wurden Statthalter in den Landschaften und machten sich unabhängig. Unter dem neunzehnten Khalifen aus dem einst so ruhmvollen Hause der Abbassiden, Al Kaher (932), waren fast alle Länder in fremden Händen; der Khalif wurde abgesetzt, und gerieth in solche Armuth, daß er in armseliger Tracht auf den Straßen und in den Tempeln um Almosen bat, mit den rührenden Worten: Gedenket an euren vorigen Khalifen, der jetzt ein Bettler ist! Die Herrschaft der Khalifen war nun bloß auf Bagdad und die umliegende Gegend eingeschränkt; sie waren nichts mehr als Oberpriester, und türkische Anführer hatten unter dem Nahmen Emir al Omrah, oder Ober-Emir, die Herrschaft. Auf den Trümmern des Reichs der Araber erhoben sich nun die Türken, und von ihnen wurde der Stamm der Seldschucken am mächtigsten, der von seinem Stifter Seldschuck den Nahmen führte. Sein Sohn Togrul, ein glücklicher Eroberer, befestigte die Macht seines Stammes und von dem Khalifen zu Hilfe gerufen, herrschte er als Emir in Bagdad. Alp Arslan, (S. 200.) Tagruls Nachfolger, vereinigte zuerst alle

Beſitzungen der Seldſchucken zu einem Ganzen, und unter ſeinem Sohne, Maleck Schach, (1072—1092) erreichte das Reich der Seldſchucken, die nun auch Syrien eroberten, den höchſten Gipfel ſeiner Macht. Einige Jahre nach ſeinem Tode zerfiel das Reich nach und nach in mehre kleine Staaten, welche von den Sultanen von Iran, Kerman, Iconium, Aleppo und Damask beherrſcht wurde.

V. Die Kreuzzüge.

Seit dem vierten Jahrhunderte waren unter den europäiſchen Chriſten Reiſen nach Paläſtina gewöhnlich, um Jeruſalem und die andern Oerter zu beſuchen, wo der Stifter ihres Glaubens gelebt, gelehrt und gelitten hatte. Beſonders war Jeruſalem und das Grab des Heilands in dem Gewölbe einer Kirche daſelbſt das Ziel dieſer Wallfahrten. So lange die Araber Paläſtina beherrſchten, genoſſen die frommen Pilger aus dem Abendlande Schutz und Sicherheit. Die Wallfahrten nahmen durch dieſe Begünſtigungen ſo ſehr zu, daß oft viele tauſend Pilger nach den heiligen Oertern wanderten, um am Oſterfeſte in der Kirche des heiligen Grabes zu beten, und im Jordan, an dem Orte, wo Chriſtus von Johannes getauft worden, ſich zu waſchen. Als aber andre morgenländiſche Völker zur Herrſchaft über Jeruſalem gelangten, wurden die Wallfahrer ſtrenge behandelt, und erhielten nur gegen Abgaben die Erlaubniß, die heiligen Oerter zu beſuchen. Noch gefährlicher wurden die Reiſen der Pilger, als der Seldſchucken-Sultan Maleck Schach Jeruſalem (1175) eroberte, und noch härter wurden ſie behandelt unter den Turkmannen, welchen die Seldſchucken jene Stadt überließen.

Ein Einſiedler aus Amiens in Frankreich, genannt

Peter, wallfahrtete im Jahre 1093 nach Jeruſalem. Die Abgabe, welche die Pilger beim Eintritte bezahlen mußten, und die Bedrückungen, worunter die Chriſten in Paläſtina litten, empörten ſein reizbares Gemüth. Als er zu Jeruſalem in ſchwärmeriſcher Andacht betete, glaubte er eine himmliſche Erſcheinung zu ſehen, und entſchloſſen, die Chriſten im Abendlande zur Befreiung des heiligen Landes zu bewegen, kehrte er heim nach Europa. Mit Briefen von dem Patriarchen zu Jeruſalem wanderte Peter der Einſiedler nach Rom und erſchien vor dem Papſte Urban II, den er durch ſeine Beredſamkeit und ſeine rührenden Schilderungen von der Lage der Chriſten im Morgenlande für ſeinen großen Entwurf gewann. Der Papſt gab dem begeiſterten Einſiedler ſeinen Segen, und trug ihm auf, durch Italien und Frankreich zu wandern und die Menſchen zur Eroberung Paläſtina's zu ermahnen. So zog nun Peter, ein kleiner, häßlicher Mann, mit entblößtem Haupte und barfuß, in einer langen Mönchskutte von dunkler Farbe, mit einem großen Stricke umgürtet, und mit dem Bilde des Gekreuzigten in der Hand, durch alle Städte. Sein ſtrenges Leben, ſeine Enthaltſamkeit von Brod und Fleiſch, und die harten Bußübungen und Selbſtquälungen, die er ſich auflegte, gewannen ihm Anhänger unter allen Ständen der Menſchen, und Alle ehrten ihn als einen Heiligen, als einen Boten des Himmels; ja der Unſinn des Volkes ging ſo weit, daß man ſelbſt den Eſel, worauf der Einſiedler ritt, verehrte; man riß dem Thiere die Haare aus und bewahrte ſie als Heiligthümer. Binnen einem Jahre hatte Peter einen großen Theil von Europa durchſtrichen und durch ſeine Predigten, durch ſeine Schilderungen von dem heiligen Lande, bereitete er alle Gemüther zu dem Unternehmen vor, jenes Land den Türken zu entreißen. Als der Papſt Nachricht von dem glücklichen Erfolge erhielt, den Peters Predig-

ten überall gehabt hatten, berief er eine Versammlung von Bischöfen, Geistlichen und Weltlichen nach Piacenza in der Lombardei, wo er auf freiem Felde die Anwesenden zur Befreiung Palästina's ermahnte. Glücklicher aber, als hier, war er bald nachher auf der zweiten Versammlung zu Clermont in Frankreich, die am Ende des Jahres 1095 gehalten wurde. Peter der Einsiedler, der auch zugegen war, schilderte noch einmahl, was er in Palästina gesehen und erduldet hatte. Darauf sprach der Papst zu der Versammlung, und seine Rede erweckte die feurigste Begeisterung. Er versprach allen, die an dem Kriege Theil nehmen wollten, Vergebung ihrer Sünden, er verhieß allen Dürftigen auf dem Wege des Herrn — wie er den Kriegszug nannte — Unterstützung, und viele tausend Stimmen riefen: Gott will's! Gott will's!

Der Papst ermahnte darauf alle, die an dem Kriege Theil nehmen wollten, mit dem Kreuze sich zu bezeichnen, und foderte sie auf, sich alsbald zu dem Unternehmen zu rüsten. Der französische Bischof Adhemar war der erste, der den Papst bat, ihm das Zeichen des Kreuzes zu geben, und ihm folgten Viele aus der Versammlung. Alle erhielten ein rothes Kreuz von Tuch oder Seide, das auf die rechte Schulter geheftet oder auch vor der Stirne auf dem Helme befestigt wurde. Auf dem Rückzuge aber wurde das Kreuz von der Schulter genommen und auf dem Rücken oder am Halse getragen. Von diesem Zeichen nannte man die Krieger, welche an dem Zuge nach Palästina Theil nahmen, Kreuzfahrer, und die Kriege Kreuzzüge.

Viele Tausende eilten herbei zur Befreiung des heiligen Landes. Ritter, Bürger und Landleute wollten nach Asien ziehen. Männer schieden von ihren Frauen, Aeltern von ihren Kindern, Söhne von dem väterlichen Hause; Mönche und Einsiedler verließen ihre Einsam-

keit, um ſich unter den kriegeriſchen Haufen zu miſchen; ſelbſt Weiber warfen Spindel und Nadel weg, und nahmen Harniſch und Schwert. Viele verkauften ihre Güter und ihre ganze Habe für ſchlechten Preis, um die Koſten zur Kriegsrüſtung aufzubringen. Der Zug war auf den Sommer des Jahres 1096 angeſetzt. Franzoſen, Engländer, Spanier, Italiener bildeten den erſten Schwarm, und als er über den Rhein gekommen war, ſchloſſen ſich auch einige Teutſche an. Peter der Einſiedler führte ſelbſt den Vortrab, da es ihm aber an Kriegserfahrung mangelte, ſo wählte man einen gewiſſen Walther von Pexejo zum Oberſten, nach deſſen baldigem Tode ſein Neffe, Walther Habenichts, folgte. (XVIII, 54.) Dieſes Heer zog längs der Donau durch Teutſchland nach Ungarn. Es fehlte bald an Lebensmitteln, und da viel rohes Geſindel unter dem zuſammen gelaufenen Schwarme war, ſo plünderten die Kreuzfahrer alles, was ſie fanden, und reizten die Bewohner von Ungarn und Servien ſo ſehr, daß die meiſten von ihnen erſchlagen wurden. Walther und Peter kamen nach einander in den kläglichſten Umſtänden zu Konſtantinopel an. Der griechiſche Kaiſer Alexius eilte, die wilden Haufen, die ſelbſt in ſeiner Hauptſtadt Unfug trieben, nach Aſien hinüber zu ſchaffen. In Aſien fuhren ſie fort zu plündern und zu morden, bis ſie von den Türken in mehren Treffen geſchlagen und zerſtreut wurden. Peter rettete nur 3000 Mann, und kam nach Konſtantinopel zurück, um das zahlreichere Heer zu erwarten, welches erfahrene Kriegsmänner führten. Ein anderer Schwarm, den ein teutſcher Prieſter geworben hatte, wurde gleichfalls in Ungarn aufgerieben, und ein größeres, das auf ſeinem Zuge überall die Juden mordete, hatte gleiches Schickſal. Dieſe erſten Unternehmungen hatten ſchon 300,000 Menſchen das Leben gekoſtet.

Endlich nahte ein wohlgerüſtetes Heer, von etwa

ten überall gehabt hatten, berief er eine Versammlung von Bischöfen, Geistlichen und Weltlichen nach Piacenza in der Lombardei, wo er auf freiem Felde die Anwesenden zur Befreiung Palästina's ermahnte. Glücklicher aber, als hier, war er bald nachher auf der zweiten Versammlung zu Clermont in Frankreich, die am Ende des Jahres 1095 gehalten wurde. Peter der Einsiedler, der auch zugegen war, schilderte noch einmahl, was er in Palästina gesehen und erduldet hatte. Darauf sprach der Papst zu der Versammlung, und seine Rede erweckte die feurigste Begeisterung. Er versprach allen, die an dem Kriege Theil nehmen wollten, Vergebung ihrer Sünden, er verhieß allen Dürftigen auf dem Wege des Herrn — wie er den Kriegszug nannte — Unterstützung, und viele tausend Stimmen riefen: Gott will's! Gott will's!

Der Papst ermahnte darauf alle, die an dem Kriege Theil nehmen wollten, mit dem Kreuze sich zu bezeichnen, und foderte sie auf, sich alsbald zu dem Unternehmen zu rüsten. Der französische Bischof Adhemar war der erste, der den Papst bat, ihm das Zeichen des Kreuzes zu geben, und ihm folgten Viele aus der Versammlung. Alle erhielten ein rothes Kreuz von Tuch oder Seide, das auf die rechte Schulter geheftet oder auch vor der Stirne auf dem Helme befestigt wurde. Auf dem Rückzuge aber wurde das Kreuz von der Schulter genommen und auf dem Rücken oder am Halse getragen. Von diesem Zeichen nannte man die Krieger, welche an dem Zuge nach Palästina Theil nahmen, Kreuzfahrer, und die Kriege Kreuzzüge.

Viele Tausende eilten herbei zur Befreiung des heiligen Landes. Ritter, Bürger und Landleute wollten nach Asien ziehen. Männer schieden von ihren Frauen, Aeltern von ihren Kindern, Söhne von dem väterlichen Hause; Mönche und Einsiedler verließen ihre Einsam-

keit, um ſich unter den kriegeriſchen Haufen zu miſchen; ſelbſt Weiber warfen Spindel und Nadel weg, und nahmen Harniſch und Schwert. Viele verkauften ihre Güter und ihre ganze Habe für ſchlechten Preis, um die Koſten zur Kriegsrüſtung aufzubringen. Der Zug war auf den Sommer des Jahres 1096 angeſetzt. Franzoſen, Engländer, Spanier, Italiener bildeten den erſten Schwarm, und als er über den Rhein gekommen war, ſchloſſen ſich auch einige Teutſche an. Peter der Einſiedler führte ſelbſt den Vortrab, da es ihm aber an Kriegserfahrung mangelte, ſo wählte man einen gewiſſen Walther von Pexejo zum Oberſten, nach deſſen baldigem Tode ſein Neffe, Walther Habenichts, folgte. (XVIII, 54.) Dieſes Heer zog längs der Donau durch Teutſchland nach Ungarn. Es fehlte bald an Lebensmitteln, und da viel rohes Geſindel unter dem zuſammen gelaufenen Schwarme war, ſo plünderten die Kreuzfahrer alles, was ſie fanden, und reizten die Bewohner von Ungarn und Servien ſo ſehr, daß die meiſten von ihnen erſchlagen wurden. Walther und Peter kamen nach einander in den kläglichſten Umſtänden zu Konſtantinopel an. Der griechiſche Kaiſer Alexius eilte, die wilden Haufen, die ſelbſt in ſeiner Hauptſtadt Unfug trieben, nach Aſien hinüber zu ſchaffen. In Aſien fuhren ſie fort zu plündern und zu morden, bis ſie von den Türken in mehren Treffen geſchlagen und zerſtreut wurden. Peter rettete nur 3000 Mann, und kam nach Konſtantinopel zurück, um das zahlreichere Heer zu erwarten, welches erfahrene Kriegsmänner führten. Ein anderer Schwarm, den ein teutſcher Prieſter geworben hatte, wurde gleichfalls in Ungarn aufgerieben, und ein größeres, das auf ſeinem Zuge überall die Juden mordete, hatte gleiches Schickſal. Dieſe erſten Unternehmungen hatten ſchon 300,000 Menſchen das Leben gekoſtet.

Endlich nahte ein wohlgerüſtetes Heer, von etwa

90,000 Mann, Franzosen, Lothringer und Teutsche. Tapfere Fürsten und Ritter führten die einzelen Haufen, unter welchen, wie einst Agamemnon unter den Griechen vor Troja, Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen, hervor ragte, durch Geistes-kraft und ritterliche Tugend ausgezeichnet. Von den übrigen waren berühmt: Graf Raimund von Toulouse, der sich schon in Spanien furchtbar gemacht hatte, Graf Robert von Flandern, Bohemund, Fürst von Tarent, Robert, Guiscard's Sohn, der ritterliche Tankred, der Sohn von Guiscard's Schwester, und der edle Walser von dem Thurme zu Limoges, begleitet von seinem Löwen, den er einst von einer furchtbaren Schlange gerettet hatte und der ihn seitdem nie verließ. Bischof Adhemar begleitete das Heer als des Papstes Gesandter. Alle Haufen zogen über Konstantinopel, nach Asien, und als sie sich mit mehren, später angekommenen, Schaaren bei Nicäa (jetzt Isnik) vereinigt hatten, zählte die ganze Kreuzfahrerschaar 600,000 Mann, worunter 100,000 Reiter und doppelt so viel Fußgänger waren. Die übrigen gehörten zum Troß. Nicäa wurde erobert, der Sultan von Iconium geschlagen, und siegreich rückte das Heer vor Antiochien in Syrien, das seit dem October 1097 einer hartnäckigen Belagerung trotzte, während welcher die Kreuzfahrer große Noth erdulden mußten. Diese Leiden waren zum Theil eine Folge der Ueppigkeit und Sittenlosigkeit, die im Lager der Christen herrschte. Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse und Tankred glänzten in tapfern Thaten. Selbst die Kinder der Kreuzfahrer wurden von heftiger Kampflust entbrannt. Das Bild des Krieges, das sie stets vor Augen hatten, entzündete ihre jugendlichen Seelen, und weckte in ihnen die Begierde, sich wie ihre Väter und Verwandten gegen die Feinde zu zeigen. Sie theilten sich in kleine Haufen, um sich in allen Kriegs-

übungen zu unterrichten, und wählten ſich Anführer, welchen ſie die Nahmen der berühmteſten Helden im Kreuzheere gaben. Die Heerführer ſahen gern den erwachenden Muth der Knaben; ſie lobten ihre Kriegsübungen und gaben ihnen Sold, Lebensmittel und leichte Waffen. Als die Türken in der belagerten Stadt ſahen, wie die kriegsluſtigen Knaben vor dem Mauern ſie verſpotteten und ſie zum Kampfe herauszufodern ſchienen, da ſtellten ſie ihre Kinder ihnen entgegen. Es entſtanden oft Gefechte zwiſchen den Kinderſcharen, die zuweilen blutig endigten, wenn die mannhaften Krieger ſich in den Kampf miſchten, um die Knaben ihrer Partei zu unterſtützen, die zum Weichen gebracht wurden. Endlich (1098) kam Antiochien, durch die Verrätherei eines Einwohners, in die Gewalt der Chriſten, die nach dem Siege grauſam gegen die Feinde wütheten. Aber kaum hatten die Sieger in der eroberten Stadt unter prächtigen Feſten und Vergnügungen zu ſchwelgen angefangen, als die Erſcheinung eines türkiſchen Heeres ſie überraſchte, das nun die Chriſten in Antiochien belagerte und ſie enge einſchloß. Die Noth in der Stadt ſtieg auf's Höchſte. Die Krieger wurden muthlos; viele weigerten ſich länger zu dienen und vergruben ſich in dem Innern der Häuſer, um in Verzweiflung unterzugehen. Da ließ Bohemund, dem die Herrſchaft über Antiochien beſtimmt war, Feuer anlegen, und die Flamme, die ein heftiger Wind ſchnell verbreitete, trieb die muthloſen Krieger aus den Häuſern, und zwang ſie, wieder auf die bedrohten Mauern und Wälle zu gehen. Drei Wochen dauerte die bedrängte Lage der Eingeſchloſſenen, als endlich die Krieger, deren Muth neu belebt war, einen Ausfall wagten, und das Belagerungsheer der Türken ſchlugen.

Nach der Eroberung von Antiochien machten die Kreuzfahrer noch einige Eroberungen. Eine Abtheilung

ihres Heeres, die vor Tripolis in Syrien lag, fand auf den umliegenden Feldern eine unbekannte Pflanze, deren ausgepreßter Saft ihnen eine wohlschmeckende Nahrung gab. Es war das Zuckerrohr, dessen Anbau zu jener Zeit in Syrien schon gewöhnlich, den Europäern hingegen noch ganz unbekannt war. Die Gewinnung des Zuckers aus der Pflanze war aber damahl weit einfacher als jetzt. Man ließ den ausgepreßten Saft gerinnen, und erhielt alsdann eine weiße Masse. Die Europäer nannten die neue Pflanze, deren Saft sie für eine Art von Honig hielten, Honigrohr. Seit den Kreuzzügen wurde der Zucker in Europa nach und nach immer mehr bekannt. Das Zuckerrohr, das man nachher auch auf den Inseln Cypern und Rhodus, und in Aegypten fand, wurde zuerst nach Sicilien gebracht, von woher es nach dem südlichen Spanien, nach Madeira und endlich nach Brasilien und ganz Amerika verpflanzt wurde.

Im Frühling des Jahres 1099 zog das vereinigte Heer der Kreuzfahrer gegen Jerusalem. Endlich, am sechsten des Brachmonats, erreichten sie eine Anhöhe, und sahen die Stadt vor sich liegen. Alle wurden bei diesem Anblicke von hohem Entzücken bewegt, und das fromme Kriegsgeschrei: Gott will's! Gott will's! erscholl unter dem Heere. Am folgenden Tage begann die Belagerung.

Jerusalem hatte zu jener Zeit nicht mehr den alten Umfang und die ehemahlige Stärke, war aber doch in ziemlich gutem Vertheidigungsstande. Die Stadt war von hohen Bergen umgeben und lag selbst auf einigen Anhöhen. Außer der Mauer gegen Mittag und Abend war der Berg Sion, und gegen Morgen der Oelberg, der Bach Kidron floß zwischen diesen beiden Bergen und der Stadt. Das Heer der Christen bestand nur noch aus 60,000 Mann, da es durch Schlachten, Krankheiten und die, in den eroberten

Städten zurück gelassenen, Besatzungen war geschwächt worden. Ungefähr eben so viele streitbare Männer sollen in der Stadt gewesen sein, aus welcher die Türken alle christlichen Einwohner vertrieben hatten.

Die drückende Hitze und der herrschende Mangel zwang die Belagerer, den Angriff zu beschleunigen, und durch die Verheißungen eines Einsiedlers auf dem Oehlberge ermuntert, wagten sie wenige Tage nach ihrer Ankunft einen Ueberfall, obgleich sie noch nichts als eine einzige zufällig gefundene Leiter hatten. Sie wurden zurück geschlagen, und durch diesen unglücklichen Erfolg belehrt, dachten sie nun daran, die Werkzeuge zu verfertigen, die damahl bei Belagerungen gewöhnlich waren. Das Holz zu diesen Werkzeugen fanden sie in einem Walde nordwärts von Jerusalem, und mehre Schiffe aus Genua, die zur glücklichen Stunde ankamen, brachten Werkzeuge und tüchtige Kriegsbaumeister. In kurzer Zeit waren allerlei Belagerungswerkzeuge vollendet, große Steinschleudern, die auf einmahl einen Hagel von Steinen schleuderten, Steinwerfer, die ungeheure Blöcke auswarfen, vorzüglich aber runde hölzerne Thürme, unter welchen die Krieger, wie unter einem sichern Schirmdache, sich den Mauern nähern und das Anhängen der Leitern erleichtern konnten. Diese Thürme, die auf Rädern fortgeschoben wurden, hatten drei Stockwerke. In dem ersten waren die Arbeiter, welche die Bewegung des Thurmes lenkten; das zweite war mit der Mauer von gleicher Höhe, das dritte aber um eine halbe Lanze höher, und hier befanden sich die Krieger, die auf dem außen vorspringenden, flachen Dache streiten konnten. Auf dem Dache war eine Zugbrücke, welche, wenn der Thurm nahe genug war, auf die Brustwehr der Stadt niederfiel, so daß die Krieger Mann gegen Mann mit den Vertheidigern der feindlichen Mauern, wie auf festem Boden fochten. Von außen war der Thurm

mit Lehm beworfen und mit frischen feuchten Häuten bedeckt, um denselben gegen Feuersgefahr zu schützen.

Alles war nach einigen Wochen zum Angriffe bereit. Aber von Hungersnoth und Wassermangel erschöpft, waren die Krieger so muthlos geworden, daß man sie erst zu neuer Begeisterung entflammen mußte. Darum wurde eine feierliche Bethfahrt um die Mauern der belagerten Stadt angeordnet, als ein Priester verkündigte, daß Jerusalem fallen werde, wenn die Krieger für ihre Sünden gebüßt, und alle Zwietracht, welche sie trennte, aufgehoben hätten. Die unedlen Anführer umarmten sich versöhnt im Angesichte des Heeres, und darauf zogen alle, nach strengem Fasten, bewaffnet aus ihren Lagerplätzen. Die Priester gingen barfuß mit dem Bilde des Gekreuzigten und den gottesdienstlichen Gefäßen voran; Psalmen und fromme Lobgesänge erschallten, und Alle stiegen den Oehlberg hinan zu dem Orte, wo Christus gen Himmel sich erhoben hatte. Die Belagerten riefen ihnen von den Mauern der Stadt spottend zu, und lästerten das Kreuz, das sie mit Füßen traten und bespieen. Die Wuth, worein dieser Anblick die Kreuzfahrer versetzte, wurde durch die begeisternden Worte erhöht, welche Peter der Einsiedler auf dem Gipfel des Oehlberges sprach, und voll Kampflust und Rachbegier kehrten sie in das Lager zurück. Die Nacht wurde mit Rüstungen und Andachtsübungen zugebracht, und bei Anbruche des Tages eilte das Heer zum Sturme. Die Belagerten vertheidigten sich auf das Tapferste, und trieben die Christen mit Pfeilen, Steinblöcken, siedendem Oehl und dem griechischen Feuer von den Mauern zurück. Das furchtbare griechische Feuer war auch hier, wie in dem ganzen Kriege, den Christen besonders verderblich. Ein syrischer Baumeister, Kallinikus, hatte es mehre Jahrhunderte früher nach Konstantinopel gebracht, und es war lange ein

Geheimniß der Griechen geblieben, von welchen es die Araber und Türken erhalten hatten. Es iſt nicht bekannt, aus welchen brennbaren Stoffen dieſes Zerſtörungsmittel beſtanden habe, aber wahrſcheinlich war es den Brandraketen ähnlich, die in unſern Tagen der Engländer Congreve erfand. Man brauchte es auf dem Meere, wie in Schlachten auf dem Lande und bei Belagerungen. Es wurde aus lederhen Röhren auf die Feinde geblaſen, oder mit Spießen von ſpitzigem Eiſen, die mit Werg umwickelt waren, oder aus Steinſchleudern geworfen und mit Armbruſten abgeſchoſſen.

Die Nacht, die dem wilden Kampfe ein Ende machte, wurde unter Vorbereitungen zu einem neuen Angriffe zugebracht. Am Morgen des folgenden Tages, es war Freitag, der funfzehnte des Heumonats, rückten die Kreuzfahrer wieder zum Sturme. Als der Kampf am furchtbarſten wüthete, als die Chriſten vom tapfern Widerſtande ermattet, von der Waffenlaſt und der ſchwülen Hitze gedrückt, zurück wichen, da erſchien plötzlich auf dem Oehlberge ein gerüſteter Reiter und winkte mit ſeinem Schilde, welcher im Sonnenglanze blitzte, nach den Mauern der Stadt. So hatten es Gottfried von Bouillon und Graf Raimund heimlich angeordnet, um durch dieſe Täuſchung die gläubige Menge im entſcheidenden Augenblicke mit neuem Muthe zu entflammen. Beide riefen, auf den Oehlberg deutend: „Der heilige Georg erſcheint zu unſerer Hilfe.“ Alle Blicke hefteten ſich nun auf die glänzende Erſcheinung und der Kampf begann mit wilderer Wuth. Endlich wurde die Vormauer erobert und nach einem hartnäckigen Kampfe gelang es dem heldenmüthigen Herzog Gottfried, die Zugbrücke ſeines Thurmes ſo genau auf die beſtürmte Bruſtwehr fallen zu laſſen, daß ſie mit der Mauer gerade war. Ein Hagel von feurigen Pfeilen flog nun auf die Werkzeuge

der Belagerten, und auf die Tücher, Strohsäcke und Wollenballen, womit sie die Mauern der Stadt bedeckt hatten. Der Wind trieb die schnell auflodernden Flammen gegen die Feinde und hüllte sie in dichten Dampf, und als sie in wilder Verwirrung vor den drohenden Lanzen und Schwertern der Christen wichen, drang Gottfried mit seinen tapfern Kriegern zuerst in die Stadt. Der heldenmüthige Tankred und andere Ritter erstiegen die Wälle, stürmten durch die zerrissenen Mauern, durch die zerbrochenen Thore, und das jubelnde Siegesgeschrei: Gott will es! Gott will es! erscholl in den Straßen der Stadt. Die rohen Sieger, von Rachsucht entflammt, entehrten sich durch gräßliches Morden. Ueberall in den Straßen und Häusern wurden die Bewohner, Bewaffnete und Wehrlose, umgebracht, und kaum konnten sich die Christen durch die Leichenhaufen den Weg zu dem der großen Moskee, oder dem muhammedanischen Tempel, bahnen, wo die Feinde ihre letzte Zuflucht suchten. Ueber zehntausend fielen hier unter dem Schwerte der Sieger, und die grausenvolle Beschreibung, welche Augenzeugen von jenem schrecklichen Tage geben, erzählt uns, das Blut sei so hoch in der Moskee geflossen, daß es den abscheulichen Mördern bis an die Knöchel reichte.

Aber plötzlich folgte ein anderes Schauspiel. Herzog Gottfried verließ die blutdürstigen Krieger und ging, von einigen Gefährten begleitet, unbewaffnet und wehrlos, nach der Kirche des heiligen Grabes, um Gott im andächtigen Gebete für den Sieg zu danken. Und als das Kriegsvolk dieß vernahm, warfen alle die Waffen weg, zogen wie Büßende in die Kirche, wo die wenigen, in der Stadt zurück gebliebenen, Krieger ihnen mit Kreuzen und Gesang entgegen kamen, und erhoben die blutbefleckten Hände zum Gebete. Aber diese andächtigen Regungen konnten die Seelen jener rohen Horden nicht milder und menschlicher machen;

aus den Kirchen stürzten sie mordgierig hervor und erschlugen wehrlose Gefangene, Weiber, Greise und Kinder. Nur wenige wurden geschont, damit sie als Sklaven dienen möchten. Die Beute der Sieger war reich, und allein in der erstürmten Moskee fand Tankred so viele goldene und silberne Schätze an Leuchtern, Lampen, Becken und Bildern, daß er zwei Tage brauchte, diese Kostbarkeiten fortzuschaffen, die eine Last für sechs Kamehle waren.

Gleich nach der Eroberung von Jerusalem dachten die Kreuzfahrer daran, einen König zu wählen und die Stadt zu dem Mittelpunkte des neuen Reiches zu machen, das sie in Asien gründen wollten. Die Wahl fiel (am 23 des Heumonats 1099) auf Herzog Gottfried von Bouillon. Er wurde in der Kirche des heiligen Grabes feierlich als Beherrscher ausgerufen; als man ihn aber salben und mit der Königskrone zieren wollte, weigerte sich der Held solcher Ehre. Er wolle nie, sprach er, eine goldene Krone in einer Stadt aufsetzen, wo Christus, der König aller Könige, nur eine Dornenkrone getragen habe. Selbst den Königsnahmen wollte er nicht annehmen und nur Beschützer des heiligen Grabes heißen. Erst nach Gottfrieds Tode (1100) nannte sich sein Bruder Balduin König von Jerusalem.

Das Siegesglück der Kreuzfahrer lockte bald ein neues Heer, worunter auch viele Teutsche waren, nach Asien; aber es ward von griechischen Wegweisern treulos in wasserlose Wüsten geführt, und von den Türken in Syrien aufgerieben und zerstreut. Im Anfange des zwölften Jahrhunderts wurden zwar noch manche Eroberungen in Palästina gemacht, doch die Zeit des Verfalls der Herrschaft der Abendländer in Asien rückte schon heran. Dazu trug vorzüglich bei, daß die Fürsten über ihre Eroberungen in Palästina uneinig wurden, und stets eifersüchtig gegen einander waren; daß

die Griechen gegen die Herrschaft der Kreuzfahrer Abneigung hegten, und endlich, daß der Eifer der Christen im Morgenlande bald erkaltete. Auch bildeten sich nach und nach neue Herrschaften der Muhammedaner, die mit frischer Kraft gegen die Fremdlinge kämpften, und ihnen seit dem Jahre 1144 einige wichtige Städte entrissen. Dieß veranlaßte einen neuen, den zweiten, Kreuzzug (1147), wozu der Abt Bernhard von Clairvaux in Europa aufmunterte. Zum ersten Mahle erschienen nun zwei mächtige Fürsten, Konrad III, Teutschlands, und Ludwig VII, Frankreichs König, an der Spitze der Kreuzfahrer. Der Erfolg war nicht glücklich, und beide mußten bald nach Europa zurückkehren. Es erhob sich (seit 1169) im Morgenlande ein neuer Feind der Abendländer, der größte, den sie je gefunden, der edle heldenmüthige Saladin, welcher die Herrschaft über Aegypten und Syrien errungen hatte. Endlich, als die Christen den Waffenstillstand gebrochen, griff er (1187) das geschwächte, durch Uneinigkeit zerrüttete, Königreich Jerusalem mit einem mächtigen Heere an. Die Christen wurden bei Tiberias geschlagen, wo ihrer über 20,000 fielen. Saladin zog in Jerusalem ein, aber milde und menschlich genoß er den Sieg, überließ den Christen das heilige Grab, und erlaubte, gegen ein geringes Lösegeld, das er vielen selbst erließ, abzuziehen und ihre Heiligthümer mitzunehmen. Dieses Unglück brachte das Abendland in unruhige Bewegung. Drei mächtige Fürsten nahmen das Kreuz. Der König von Frankreich, Philipp August, und der von England, der großherzige Richard, versöhnten ihren Zwist, um Jerusalem den Muhammedanern wieder zu entreißen, und selbst der teutsche Kaiser, Friedrich I, wollte die letzte Kraft seines Heldenlebens diesem großen Unternehmen weihen. Im Jahre 1189 begann der Zug, wozu Kaiser Friedrich besser, als bisher die Führen der Kreuzheere, sich

vorbereitet hatte. Schon war er an der Spitze eines wohl gerüsteten Heeres in Syrien vorgedrungen, als er beim Baden im Flusse Saleph den Tod fand. Die Könige von Frankreich und England kamen später im Morgenlande an, und vereinigten sich mit den schwachen Ueberresten des teutschen Heeres vor der Veste Ptolemais oder Akkon (St. Jean d'Acre) in Syrien, die erst nach einer dreijährigen Belagerung erobert wurde, wobei König Richard sich durch seinen Heldenmuth den Nahmen Löwenherz erwarb. Er war der letzte auf dem Kampfplatze in Asien, und als der unredliche König von Frankreich heim gezogen war, stritt Richard noch tapfer gegen Saladin, mit welchem er endlich (1192) einen Waffenstillstand auf drei Jahre schloß, wodurch den Christen freie Wallfahrt nach Jerusalem gestattet wurde. Richard litt auf der Heimkehr Schiffbruch bei Aquileja. Er ging nach Ragusa und wollte in Pilgerkleidung durch Teutschland zu den nördlichen Küsten ziehen. Aber er bedachte nicht, daß Herzog Leopold von Oestreich, dessen Fahne er einst vor Ptolemais von einer eroberten Schanze in stolzem Uebermuthe herab gerissen und beschimpft hatte, der Unbilde eingedenk war. Der Held im Pilgerkleide verrieth sich durch seinen Aufwand unweit Wien. Leopold ließ ihn gefangen nehmen, unwürdig in Ketten legen und überlieferte ihn für 60,000 Mark Silbers dem teutschen Kaiser. Nach harter Gefangenschaft und gegen schweres Lösegeld wurde Richard nach zwei Jahren (1194) in Freiheit gesetzt, und kehrte nach England zurück.

Als nach Saladin's Tode (1193) Theilungen und Unruhen unter seinen Söhnen und Verwandten entstanden, rüsteten sich (1196) auf des Papstes Ermunterung die Abendländer von neuem zur Wiedereroberung Jerusalems, mußten aber nach einem kurzen Kampfe wieder Waffenstillstand schließen. Zwei Jahre

ſpäter bildete ſich ein neuer Bund, an deſſen Spitze das Oberhaupt von Venedig, der blinde Greis Dandolo, ſtand. Kurz vor der Rüſtung des neuen Kreuzheeres waren Unruhen in Konſtantinopel entſtanden, wobei der Sohn des entthronten Kaiſers entfloh. Er ſuchte Hilfe bei den Kreuzfahrern, und da Venedig Vortheil dabei fand, wurde ihm Beiſtand gewährt. Die Kreuzfahrer erſchienen vor Konſtantinopel, die Stadt wurde erobert (1204), geplündert und zum Theil niedergebrannt, und ſtatt des entflohenen Kaiſers ein abendländiſcher Fürſt, der Graf von Flandern, auf den Thron geſetzt. Ein großer Theil des griechiſchen Reichs in Europa wurde eine Beute der Venediger, welche den größten Theil der Küſte des adriatiſchen Meeres, Griechenlands, des Archipelagus, des ſchwarzen Meeres und mehre Inſeln erhielten. Einige kreuzfahrende Ritter nahmen andre Landſchaften. Die aſiatiſchen Länder des Reichs aber fielen einigen geflüchteten griechiſchen Fürſten zu. Das neue Kaiſerthum in Konſtantinopel war aber nicht veſt gegründet, und kaum hatte es 60 Jahre unter vielfachen innern Zerrüttungen und äußern Angriffen beſtanden, als ein Verwandter des griechiſchen Kaiſerhauſes, der vorher in Aſien geherrſcht hatte, Konſtantinopel wieder eroberte.

Die Unternehmung der Kreuzfahrer gegen Konſtantinopel hatte den Zug nach Paläſtina vereitelt. Die Noth der Chriſten in Aſien verlangte bald neue Hilfe. Da zog endlich (1227) der herrliche Kaiſer der Teutſchen Friedrich II, des Erſten Enkel, deſſen Gemahlinn die Tochter des Nahmenkönigs von Jeruſalem war, mit einem Heere nach Paläſtina; wo er mit den Muhammedanern auf zehn Jahre Waffenſtillſtand ſchloß, wogegen ihm der Sultan Jeruſalem, Bethlehem, Nazareth und das Land von Sidon bis Akkon zurück gab. Friedrich ſetzte ſich nun (1229) zu Jeruſalem die Krone auf, — wodurch das Königreich Jeruſa-

lem in den Titel der teutſchen Kaiſer kam — und kehrte darauf heim nach Europa. Zwanzig Jahre ſpäter ſah man zum letzten Mahle einen europäiſchen König an der Spitze eines Kreuzheeres im Morgenlande. Es war der edle König von Frankreich, Ludwig IX, genannt der Heilige. Nach ſorgfältigen Vorbereitungen landete er (1249) mit einem wohl gerüſteten Heere in Aegypten, weil endlich viele unglückliche Erfahrungen gelehrt hatten, daß man ohne den Beſitz Aegyptens Paläſtina nicht behaupten könne. Bei den erſten Angriffen war er glücklich, aber die Fehler ſeiner Feldherrn, Seuchen und Mangel nöthigten ihn bald zum Rückzuge. Er wurde mit ſeinem ganzen Heere gefangen, und konnte ſeine Freiheit nur durch Aufopferungen erkaufen, worauf er nach einer vierjährigen Abweſenheit (1254) in ſein Reich zurück kehrte. Sechzehn Jahre ſpäter nahm Ludwig noch einmahl das Kreuz, aber ſtatt nach Aſien zu ſegeln, zog er gegen die Muhammedaner in Nord-Afrika, wo er vor Tunis, das er belagerte, Opfer einer Seuche wurde, welche faſt die Hälfte ſeines Heeres wegraffte.

Die Herrſchaft der Chriſten in Aſien neigte ſich nun ſchnell zu ihrem Untergange. Jeruſalem hatten ſie ſchon im J. 1239 wieder eingebüßt; ſeit 1260 ging eine Stadt nach der andern verloren, und im J. 1291 wurden ihre letzten Beſitzungen erobert. So endigten die Kreuzzüge, welche während eines Zeitraumes von ungefähr 200 Jahren Europa mehr als fünf Millionen Menſchen gekoſtet hatten.

Während der Kreuzzüge wurden in Aſien drei kriegeriſche Ritterorden geſtiftet, welche lange fortdauerten. Der älteſte unter ihnen war der Orden der Johanniter, oder Hoſpitaliter, der bald nach dem Anfange der Kreuzzüge aus den dienſtleiſtenden Brüdern eines, ſchon früher gegründeten, Pilgerſpitals zu Jeruſalem entſtand. Seit 1118 zeichneten

die Ordensritter auch durch Waffenthaten sich aus. Nach dem Untergange der christlichen Herrschaft in Palästina ging der Orden nach der Insel Cypern, wurde eine, den Muhammedanern furchtbare Seemacht, eroberte (J. 1309) die Insel Rhodus, nach deren Verluste (1522) Kaiser Karl V ihnen Malta im mittelländischen Meere (1530) einräumte, das sie gegen die Türken mit herrlichem Heldenmuthe vertheidigten. Ihr Ordenszeichen war ein weißes Kreuz auf schwarzem Kleide. — Nicht lange nach der Errichtung des Johanniter-Ordens, entstand (1118) der Orden der Tempelherrn, welcher den Nahmen von seinem ersten Wohnsitze in Jerusalem, der auf der Stelle des ehemahligen Tempels Salomo's lag, erhielt. Die Ritter dieses Ordens übernahmen die Pflicht, zum Besten der Pilger für die Sicherheit der Straßen zu sorgen. Sie zeichneten sich während der Kreuzzüge vor allen andern durch Heldenmuth aus, machten sich aber schon früh durch Uebermuth und üppiges Leben verhaßt, und je reicher der Orden wurde, desto mehr verlor sich sein guter Ruf. Diese Reichthümer reizten endlich den König von Frankreich, Philipp IV., sich mit dem Papste zur Zerstörung der Tempelherrn zu verbinden. Der Großmeister des Ordens und mehre Ritter wurden (1312) grausam verbrannt, und der Orden ward durch einen Ausspruch des Papstes aufgehoben. Das Ordenszeichen war ein rothes Kreuz auf weißem Gewande. — Achtungswürdig in seinem Ursprunge und Fortgange war der Orden der teutschen Ritter, welcher aus einem, für teutsche Pilger und Kranke gestifteten, Gasthause und aus einer ähnlichen Stiftung Bremischer und Lübeckischer Kaufleute während der Belagerung von Ptolemais (1190) entstand. Dieser Orden hatte, schon vor dem Verluste der morgenländischen Eroberungen, sichere Besitzungen in Europa erworben, wohin er sich zurück ziehen konnte. Im

Anfange des vierzehnten Jahrhunderts kam der Sitz des Ordens nach Preußen, und dieses Land blieb sein Eigenthum bis ins sechzehnte Jahrhundert. Die Ordensritter trugen ein schwarzes Kreuz auf weißem Mantel.

Die Kreuzzüge hatten einen wichtigen, weit wirkenden Einfluß auf die Lage der Bewohner von Europa. Es entstand eine genauere Bekanntschaft zwischen dem Morgenlande und dem Abendlande und eine engere Verbindung zwischen einzelen europäischen Völkern, wodurch viele nützliche Kenntnisse verbreitet und für alle vielfache Vortheile gestiftet wurden. Ackerbau, Landwirthschaft, Gewerbe, Handel und Schifffahrt machten schnellere Fortschritte, und der Bürgerstand gelangte dadurch neben dem kriegerischen Adel zur selbständigen Freiheit im Staate. Pflanzen und Früchte des Morgenlandes wurden anfangs nach Italien und dann weiter verpflanzt, wie z. B. das Zuckerrohr. In Griechenland, besonders in Konstantinopel, wo so viele Herrlichkeiten des Alterthums noch übrig waren, sahen die Abendländer Mahlereien, schöne Werke der Baukunst und andre Denkmähler, durch deren Anblick der Geist der rohen Abendländer gebildet werden mußte. Die schönen Ueberreste der alten Kunst wurden nun nach und nach bekannter und viele Kunstdenkmähler aus Griechenland nach Italien gebracht, wohin auch Künstler aus Konstantinopel kamen. Der neu entstandene Wohlstand pflegte in Italien die Kunst. Nach und nach lebten Bildhauerkunst und Baukunst hier wieder auf, und im dreizehnten Jahrhunderte erwachte die Mahlerei zu Florenz durch griechische Künstler, deren erster Schüler (um das J. 1270) Cimabua war. Auch die Dichtkunst fand im Morgenlande neuen Stoff in den Heldenthaten und Abenteuern der christlichen Krieger und in den lieblichen morgenländischen Wundermährchen, welchen die Kreuzfahrer mit Begierde zuhorchten.

Durch die Kreuzzüge wurde besonders auch das Ritterwesen ausgebildet, das schon früher entstanden war. Die alte Sitte der Teutschen, nach welcher jeder Fürst und Mächtige sein Gefolge und seine Anhänger hatte, die mit ihm ins Feld zogen, war immer herrschend geblieben. Die Begleiter erhielten für den Kriegsdienst den Genuß von Gütern, welche man Lehne, das heißt geliehene Güter, nannte, so wie sie selbst Lehnleute hießen. Edelgeborne Lehnleute thaten ihre Kriegsdienste gewöhnlich zu Pferde und hießen daher Reiter oder Ritter. Seit den letzten Zeiten des eilften Jahrhunderts aber nannte man Ritter diejenigen Edeln, welche sich durch ein feierliches Gelübde verbanden, Hülflose und Bedrängte zu vertheidigen, und alle Feinde der Kirche zu verfolgen. In Spanien und Frankreich wurde das Ritterwesen zuerst erzeugt, verbreitete sich aber schnell unter den abendländischen Völkern. Vom siebenten Jahre an kam der Ritterknabe aus der weiblichen Aufsicht, worunter er so lange im väterlichen Schlosse leben mußte, auf die Burg eines wackern Ritters, um den Waffendienst zu lernen. Er mußte als Edelknabe den Burgherrn und dessen Frau bedienen, wurde mit Leibesübungen beschäftiget, und zur Frömmigkeit erzogen. In seinem vierzehnten Jahre ward er in der Kirche durch Umgürtung mit dem Wehrgehänge wehrhaft gemacht, und trat alsdann unter die Knapen, um sich zu dem höhern Ritterdienste zu bilden. Die Knapen hatten ihre eigenen Waffenübungen und Kampfspiele; sie begleiteten ihre Ritter zu allen Kämpfen, führten das Streitroß und hielten im Gefechte hinter ihnen. Wer die Ritterwürde erhalten wollte, mußte 21 Jahre alt sein. Fasten, Beten, Beichte und Abendmahl, eine Nachtwache in einer Kirche und ein Bad waren die Vorbereitungen zu der feierlichen Handlung. Darauf versprach der Ritterjüngling mit einem Eide, stets die Wahrheit zu

reden, das Recht zu handhaben, den Glauben und die Diener der Kirche, Schwache und Arme, Wittwen, Waisen und unschuldige Frauen zu schirmen und die Ungläubigen zu verfolgen. Der Knape wurde dann mit der vollen Rüstung angethan, mit dem Schwerte umgürtet, und empfing durch drei Schläge mit dem flachen Schwerte auf Schultern und Hals den Ritterschlag, worauf endlich Helm, Lanze und Schild ihm gereicht wurde. Wer sich grober Verbrechen schuldig machte, verlor die Ritterwürde, wer aber sonst seine Pflichten verletzte, mußte Schimpf erleiden, wie z. B. daß ein Herold bei öffentlicher Tafel das Tischtuch vor ihm zerschnitt. Die Ritter und ihre Frauen wurden hoch geehrt, und selbst herrschende Fürsten mußten die Ritterwürde erhalten. Die herrlichste Zeit des Rittewthums war während der ersten Kreuzzüge, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, nach einer Dauer aber von ungefähr 300 Jahren nahte es sich seinem Verfalle. Das Ritterwesen wurde besonders befördert und befestigt durch die Turniere. Es waren Kampfspiele, die vielleicht von den Arabern in Spanien entlehnt waren, und im elften Jahrhunderte in Frankreich eingeführt sein sollen, seit dem zwölften Jahrhunderte aber in allen europäischen Ländern nachgeahmt wurden. In den ältesten Zeiten focht Haufen gegen Haufen, in spätern Zeiten stritt Mann gegen Mann. Feierliche Turniere wurden vorher durch Herolde angekündigt, und oft aus weiter Ferne kamen kampflustige Ritter herbei. Die Kampfrichter, alte Ritter, ehrwürdig durch Tugend und Tapferkeit, prüften zuerst die Waffen und untersuchten alsdann, ob diejenigen, welche am Kampfe Theil nehmen wollten, durch Herkunft und Aufführung zum Turnieren fähig waren. Auch wachten die Kampfrichter, daß jeder die strengen Gesetze des Kampfes beobachtete und redlich focht, aber dennoch fanden die Ritter häufig den Tod bei diesen Waffenspielen. Der

Sieger in den verschiedenen Kämpfen erhielt einen Preis, Dank genannt, aus den Händen der edeln Frauen, die den Turnieren als Zuschauerinnen beiwohnten.

Zu den nachtheiligen Folgen der Kreuzzüge gehörten auch verschiedene Krankheiten, die aus dem Morgenlande stammten, wie der fürchterliche Aussatz, der seitdem im Abendlande mehr verbreitet wurde. Auch die Pest und andere Seuchen drangen aus dem Morgenlande häufiges nach Europa. Der Aberglaube nahm zu, und erhielt neue Nahrung besonders durch viele, aus dem Morgenlande eingeführte, Reliquien, oder Ueberbleibsel der Heiligen, wobei häufiger Betrug vorging. Die alten kirchlichen Büßungen hörten auf, und an ihre Stelle trat der Ablaß oder Sündenerlaß, den man sich durch Theilnahme an einem Kreuzzuge verdienen konnte. Diese Ablässe dauerten auch nach den Kreuzzügen fort, da man gegen die Taxen, welche die Kirche zum heiligen Kriege oder zu andern frommen Gebrauche anwenden wollte, Sündenvergebung erhielt. Aber eben die Kreuzzüge, welchen die päpstliche Gewalt anfangs so viel zu danken hatte, erregten die Erschütterungen, die ihr später verderblich wurden. Denn unter den Völkern wurden seitdem hellere Begriffe häufiger; freies Nachdenken erwachte, und Freiheitssinn wich dem alten Geiste der Sklaverei.

VI. Die europäischen Staaten von den Kreuzzügen bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

Teutschland. Mit Konrad III, Herzog von Schwaben, kam das Haus der Hohenstaufen auf den teutschen Kaiserthron. Gleich nach seiner Erhebung begann der lange Kampf gegen das mächtige

Haus der Welfen, der so großen Einfluß auf Teutschland hatte. Die Welfen waren ein uraltes teutsches Geschlecht, das von seinem Ahnherrn Welf den Nahmen führte. Heinrich der Stolze, das Haupt dieses Hauses zu Konrads III Zeit, herrschte von der Nordsee bis zum mittelländischen Meere. Er besaß, außer seinem Herzogthum Baiern, ansehnliche Güter von seiner Mutter, er bekam mit seiner Gemahlinn, einer Tochter des Kaisers Lothar II, reiche Besitzungen in Niedersachsen, welche einen Theil der jetzigen hanoverischen und braunschweigischen Länder ausmachten, und erhielt endlich von seinem Schwiegervater auch noch das Herzogthum Sachsen. Er sollte, nach dem Willen des Kaisers, eines der beiden Herzogthümer abgeben; aber er starb bald nach dem Anfange des Krieges, den er deshalb anfing, und hinterließ einen zehnjährigen Sohn, Heinrich, der sich später durch seinen Heldenmuth den Beinahmen der Löwe erwarb. Der Kampf dauerte fort bis in die Regierungszeit des zweiten Kaisers aus dem Hause Hohenstaufen, Friedrichs I, der Konrads Brudersohn war. Der junge Heinrich fand bei dem neuen Kaiser günstigere Gesinnungen. Er erhielt das ihm entrissene Baiern zurück, und aus Dankbarkeit folgte er dem Kaiser nach Italien, wo die mächtigen Städte der Lombardei sich von der Herrschaft der Teutschen frei zu machen suchten, und stritt tapfer an Friedrichs Seite. Zwanzig Jahre später aber wurde die Eintracht zwischen dem Kaiser und Heinrich gestört, weil Friedrich den Herzog im Besitze seiner Güter zu stören drohte. Heinrich zog mit seinem Kriegsvölkern ab, als der Kaiser in Italien (1175) in der bedrängtesten Lage war. Gleich bei seiner Rückkehr nach Teutschland nahm Friedrich Rache. Heinrich ward in der Versammlung der teutschen Fürsten seiner Reichsländer verlustig erklärt. Er griff zu den Waffen, und schlug sich tapfer, erlag aber endlich, und unterwarf sich dem

Kaiſer. Der unglückliche Fürſt mußte drei Jahre in die Verbannung ziehen und behielt von ſeinen Beſitzungen nichts, als ſein Erbtheil, Braunſchweig und Lüneburg. Heinrich ging zu ſeinem Schwiegervater, Heinrich II, nach England, und lebte als Verbannter in eben dem Lande, auf deſſen Thron fünf Jahrhunderte ſpäter ſeine Nachkommen ſteigen ſollten. Denn Heinrich der Löwe iſt der Stammvater des Fürſtenhauſes Braunſchweig, das ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auch in England herrſcht.

Heinrichs Fall brachte in Teutſchland die wichtigſten Veränderungen hervor. Das Herzogthum Baiern kam an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, den Stammvater des jetzigen Hauſes Baiern. Die Markgrafſchaft Oeſtreich, die ſonſt mit Baiern verbunden geweſen war, wurde ein eigenes Herzogthum, und der wendiſche Fürſt von Pommern, bisher von Heinrich dem Löwen abhängig, zum Herzoge erhoben. Das Herzogthum Sachſen wurde zerſtückt. Ein großer Theil deſſelben kam an den Erzbiſchof von Cölln und andre Biſchöfe, und das übrige, den kleinſten Theil, erhielt mit der ſächſiſchen Herzogswürde Bernhard, Graf von Anhalt. Der Nahme Herzogthum Sachſen ging nach und nach auf andere ehemahl wendiſche Länder über, da Herzog Bernhard das Land um Wittenberg zu ſeinem Herzogthum brachte und Lauenburg eroberte. Der größte Theil des heutigen Königsreichs Sachſen hieß zu jener Zeit die Markgrafſchaft Meißen, welche ſich im Gebiete der ſlawiſchen Sorben ſeit Heinrich I immer mehr ausgedehnt hatte, und unter Markgrafen ſtand, deren älteſte Geſchichte, bis auf die Regierungszeit des Kaiſers Otto III, dunkel iſt. Mit Konrad dem Großen kam das Haus der Grafen von Wettin, die Stammväter des geſammten ſächſiſchen Fürſtengeſchlechts, zur markgräflichen Würde, die nun erblich gemacht wurde. Das Land ward früh

blühend durch Kunstfleiß, wozu die Fürsten die guten Anlagen ihrer slawischen Unterthanen benutzten. Die Anlegung der Messe zu Leipzig (1157) belebte den Handel und die Entdeckung der Bergwerke des Erzgebirges unter Konrads Sohne, dem Markgrafen Otto dem Reichen (um das J. 1170), brachte Reichthum ins Land. Sein Nachfolger, Dietrich, erwarb auch die Lausitz, die aber in spätern Zeiten an Böhmen kam. Der berühmteste unter den Markgrafen von Meißen war Heinrich der Erlauchte, der das Pleißnerland (1246) und das schöne Thüringen (1265) erwarb.

Als Kaiser Friedrich I in Asien gestorben war, folgte ihm sein Sohn, Heinrich VI, welcher die Erbinn des Königreichs Sicilien, aus dem normännischen Fürstenhause, geheirathet hatte. Unter ihm stand das Haus Hohenstaufen auf der höchsten Stufe seiner Macht. Er herrschte aber so strenge in Teutschland, als in Sicilien, und es wäre ihm beinahe gelungen, die Kaiserwürde in seinem Geschlechte erblich zu machen. Als er in Sicilien, in dem Augenblicke, wo ein Aufruhr drohte, starb, hinterließ er einen unmündigen Sohn, Friedrich, der bereits als zweijähriges Kind (1195), da er noch nicht getauft war, von den teutschen Fürsten zum Thronfolger war gewählt worden. Alles vereinigte sich nun, die Macht des Hauses Hohenstaufen zu stürzen. Die teutschen Fürsten glaubten, dem jungen Friedrich die Treue nicht schuldig zu sein, die sie ihm, als einem ungetauften Kinde, versprochen hatten, und einige von ihnen wählten Friedrichs Oheim, Herzog Philipp von Schwaben, andere aber Otto IV, einen Sohn Heinrichs des Löwen. Ein zehnjähriger Krieg zwischen beiden Kaisern verheerte Teutschland. Philipp ward endlich (1208) durch Otto von Wittelsbach, den Bruderssohn des Herzogs von Baiern, aus Rache für eine empfangene Beleidigung, meuchelmörderisch getödtet,

wofür aber der geächtete Mörder ein Jahr später wieder unter dem Schwerte des Rächers fiel. Otto wurde nun zwar von allen teutschen Fürsten als Kaiser anerkannt, aber er gerieth mit dem Papste in Streit, und als er in dem Kriege zwischen England und Frankreich, wo er für die Engländer stritt, gänzlich war geschlagen worden, verlor er alles Ansehn, und Friedrich II, den Papst Innocens III erzogen hatte, wurde feierlich zum Kaiser der Teutschen erhoben. Friedrich, einer der großherzigsten Männer auf dem teutschen Throne, wollte keiner fremden Gewalt unterthan sein, darum wurde das gute Einverständniß zwischen ihm und dem Papste bald gestört, und mit den Nachfolgern seines Erziehers lebte er noch weniger in Frieden. Allen Päpsten war Friedrich ein gefährlicher Nachbar in Italien; sie wollten ihn gern zu einem Kreuzzuge nöthigen, damit er seine Kräfte in Asien aufriebe, und als dieß nicht gelang, erweckten sie ihm Feinde und Unruhen, in Italien, wie in Teutschland. Der Kaiser lebte meist entfernt von Teutschland, wo seit dem Falle der Macht des Hauses der Welfen häufige Fehden den Frieden störten. Die Fürsten wollten den Beistand, welchen sie dem Kaiser leisteten, nicht umsonst geben, und so geschah es, daß Friedrich zuerst den geistlichen (1220) und dann auch den weltlichen Fürsten (1232) Freiheitsbriefe ertheilte, worin ihnen die Herrschaftsrechte, welche sie seit Heinrich IV an sich gerissen hatten, bestätigt wurden. Noch in Friedrichs letzten Lebensjahren wurde auf Anstiften des Papstes erst der Landgraf Heinrich von Thüringen und dann der Graf von Holland als Gegenkaiser aufgestellt, obgleich des Kaisers Sohn, Konrad, schon zum Thronfolger war erwählt worden. Nach Friedrichs Tode (1250) war Konrad IV in Italien glücklich, als er mitten im Laufe seiner Siege dort an Gifte starb. Sein unmündiger Sohn Konradin war nun der letzte Sprößling des

Geſchlechts der Hohenſtaufen. Der edle Heldenjüngling, kaum ſechzehn Jahre alt, gab ſeine letzte Habe in Teutſchland dahin, um ſeine Erbländer in Italien, Neapel und Sicilien, die der Papſt dem franzöſiſchen Fürſten, Karl von Anjou, geſchenkt hatte, wieder zu erobern, aber er wurde nach einer unglücklichen Schlacht gefangen und von ſeinem grauſamen Gegner zu Neapel (1269) hingerichtet.

Die Fürſten aus dem Hauſe Hohenſtaufen hatten ſich auch dadurch ausgezeichnet, daß ſie Wiſſenſchaften und Künſte liebten und beförderten; vor allen beſaß Friedrich II Geiſt und Kenntniſſe. Die Sprache des Landes Schwaben wurde, als die Sprache des herrſchenden Fürſtenhauſes, vor allen andern teutſchen Sprecharten ausgebildet, und meiſt in ihr ſangen jene anmuthigen Dichter, die Minneſinger, welche man deshalb die ſchwäbiſchen Dichter nennt. Dieſe frühe Bildung des ſüdlichen Teutſchlands war eine Folge des häufigern Umgangs mit Ausländern und beſonders der Bekanntſchaft mit dem ſüdlichen Frankreich, wo die Dichtkunſt ſeit den Kreuzzügen durch die Veredlung des Ritterweſens ſich ausgebildet hatte, und die Sänger, die man dort Troubadoure nannte, die Höfe der Fürſten und die Burgen der Ritter durch ihre Lieder erheiterten. Auch in Teutſchland begünſtigten Kaiſer, Fürſten und Ritter den teutſchen Dichtergeſang und nahmen ſelbſt Antheil daran. Unter den hohenſtaufiſchen Kaiſern hatte hier die Dichtkunſt ihre Blütezeit, ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts aber kam ſie in Verfall und ſank ſpäter zu platten Reimereien herab. Der Geiſt und die Sitten des Volkes würden bei einer ſolchen Begünſtigung der Wiſſenſchaften und Künſte ſich früher gebildet haben, wenn nicht verheerende Kriege und die endloſen Fehden des Adels die alte Rohheit unterhalten hätten. Die ſchönſten Gegenden Teutſchlands wurden der Schauplatz ſchrecklicher

Zerstörungen. Der Adel bedeckte alle Hügel und Berge mit vesten Burgen und lebte nur von Krieg und Raub. Da galt kein Gesetz, da konnte kein gerechter Richter den Beleidigten und Bedrängten schützen; mit dem Schwerte behauptete der Mächtige seinen Willen und nannte Recht, was er mit der stärkeren Faust an sich gerissen hatte. Daher nennt man jene Jahrhunderte roher Gewalt die Zeit des Faustrechts. Zum Glück vermochten die Ritter, die sich nicht gut auf Belagerungen verstanden, wenig gegen die Städte, deren vom zehnten bis zwölften Jahrhunderte immer mehre in Teutschland entstanden waren. Geschützt von ihren vesten Mauern und Thürmen, gelangten die Städter zu höherer Bildung; die Handwerke zogen sich vom Lande fast ganz in die sichern Städte, wo sie in Zünften und Innungen thätiger betrieben wurden, und Kunstfleiß und Betriebsamkeit hoben sich immer mehr. Schon im dreizehnten Jahrhundert waren die Städte des südlichen Teutschlands, besonders Augsburg und Nürnberg, die Niederlagen des Handels, der die kostbaren Waaren des Morgenlandes und die Erzeugnisse des Kunstfleißes von Griechenland und Italien nach dem Rheine und in das nördliche Teutschland führte. Den freien Handel störten freilich die Räubereien der Edelleute, welche den friedlichen Kaufleuten auflauerten, um sie auszuplündern. Die ansehnlichsten Städte schützten sich durch Bündnisse, welche größere Ruhe und sichere Entwickelung der Volksbildung zur Folge hatten. So entstand (um das J. 1250) der Rheinische Städtebund, der eine beträchtliche Landmacht und Schiffe auf dem Rheine unterhielt. Noch wichtiger aber war die früher gegründete Städteverbindung, die teutsche Hanse, die aus einer Vereinigung entstand, welche Hamburg und Lübeck schlossen, um die Straßen zwischen diesen beiden Städten zu sichern. Schutz und Ausdehnung des Handels war

55

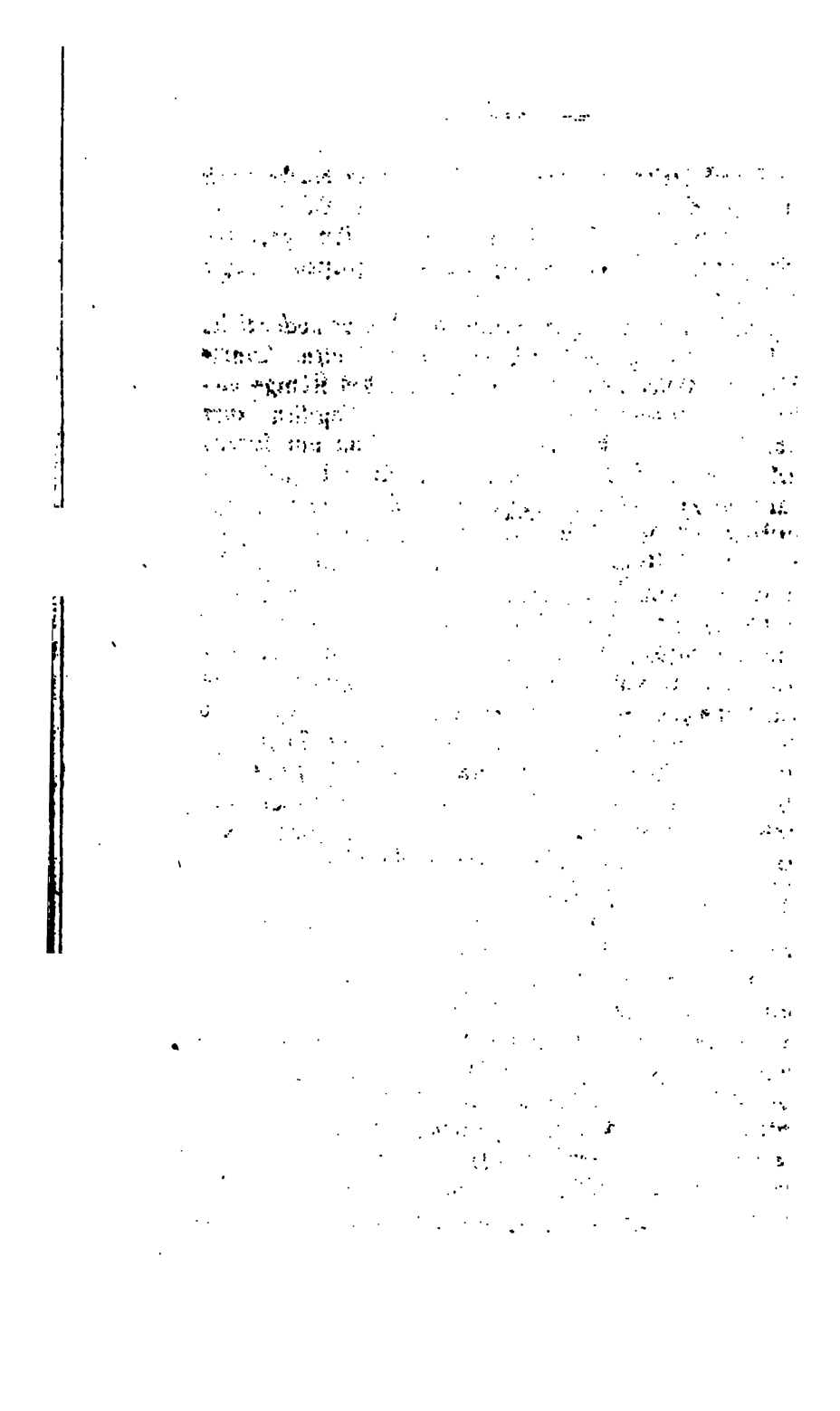
Das Kaiserliche Stammhaus Habsburg.

56

Karl IV. stiftet das Churkollegium i. J. 1356.

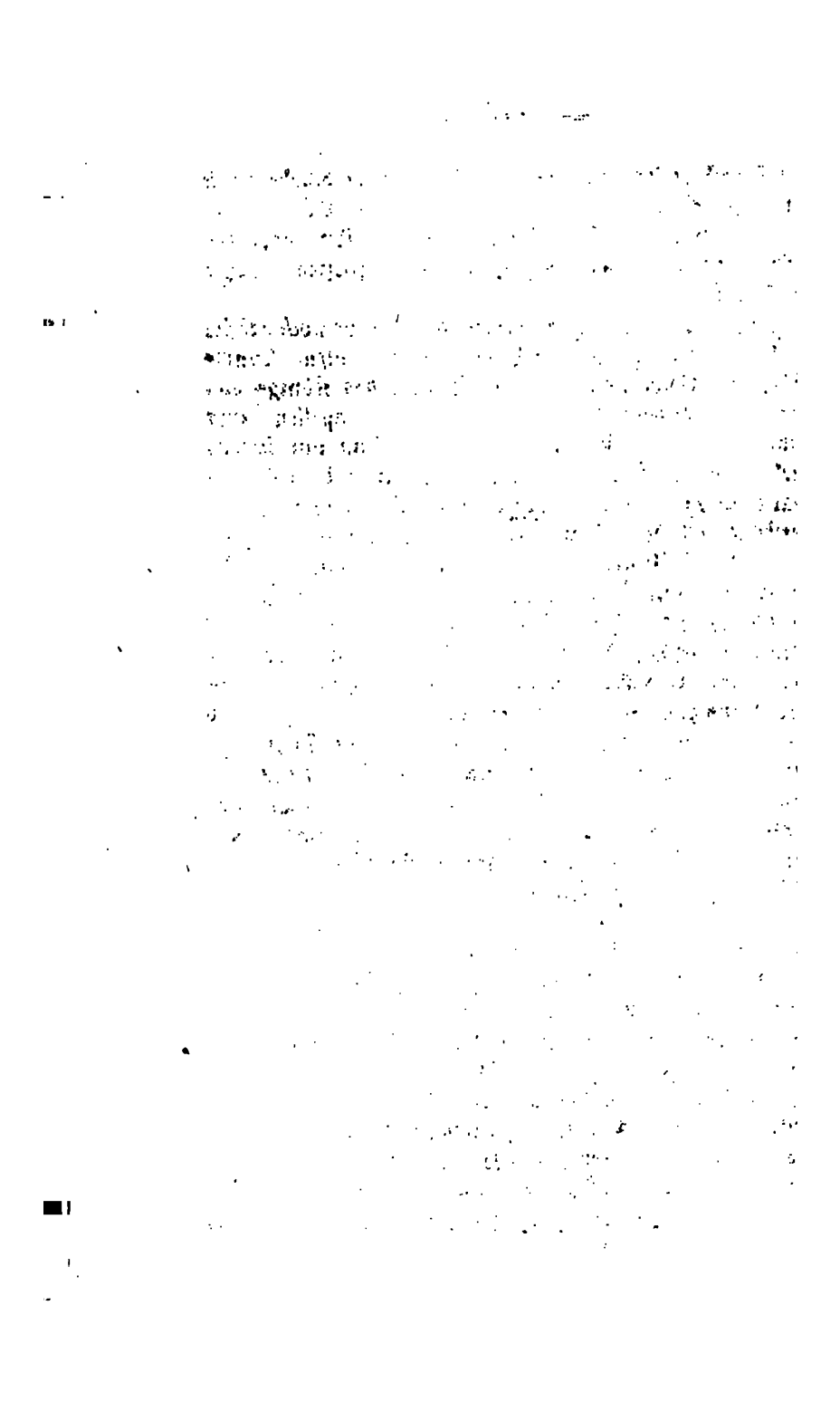
57

Johann Huss in Kostnitz verbrennt i. J. 1415.



der Zweck dieſes Bundes, der ſo mächtig wurde, daß bald 80 Städte vom Rhein bis an die Düna, von Stockholm bis in die Niederlande, zu ihm gehörten und glückliche Kriege gegen mächtige Fürſten geführt werden konnten.

Die Verwirrung in Teutſchland wurde noch größer nach dem Untergange des Hauſes Hohenſtaufen. Einige Fürſten wählten Richard, den Bruder des Königs von England, andere Alfons X, König von Caſtilien, zum Oberhaupte des Reiches; aber jener kam nur ſelten, dieſer nie nach Teutſchland. Als Richard geſtorben war (1272), ließen die teutſchen Fürſten über ein Jahr verſtreichen, ehe ſie zur Wahl eines neuen Königs ſchritten. Ein kräftiger Geiſt war nöthig, Ordnung zurück zu führen, und Teutſchland erhielt ihn in den Grafen Rudolf von Habsburg, der nur ein geringes Erbland beſaß, wozu die Grafſchaft Habsburg mit dem (im J. 1020 erbauten) Stammſchloſſe gleiches Nahmens zwiſchen Baſel und Zürich (XIX, 55.) und mehre Güter in der Schweiz, in Elſaß und Schwaben gehörten. Was er gleich nach ſeiner Wahl zum teutſchen Könige verſprach, Ruhe und Ordnung in Teutſchland herzuſtellen, das hat er mit Verſtand und Klugheit rühmlich ausgeführt. Er zerſtörte viele Raubſchlöſſer, ſaß oft zu Gericht, um Streitigkeiten zu entſcheiden und ließ zu allen Zeiten jedermann vor ſich, denn er pflegte zu ſagen: Bin ich denn König geworden, um mich vor den Menſchen zu verſchließen? Nicht weniger aber war er beſorgt, die Macht ſeines Hauſes zu gründen, und es gelang ihm vollkommen während ſeiner achtzehnjährigen Herrſchaft. König Ottokar von Böhmen, welcher ſich der Länder der ausgeſtorbenen Herzoge von Oeſtreich bemächtigt hatte, und ſich weigerte, der Lehnmann des teutſchen Königs zu heißen, wurde (1278) geſchlagen, und der ſiegreiche Rudolf brachte, mit Einwilligung der teutſchen Fürſten, die



der Zweck dieſes Bundes, der ſo mächtig wurde, daß bald 80 Städte vom Rhein bis an die Düna, von Stockholm bis in die Niederlande, zu ihm gehörten und glückliche Kriege gegen mächtige Fürſten geführt werden konnten.

1. Die Verwirrung in Teutſchland wurde noch größer nach dem Untergange des Hauſes Hohenſtaufen. Einige Fürſten wählten Richard, den Bruder des Königs von England, andere Alfons X, König von Caſtilien, zum Oberhaupte des Reiches; aber jener kam nur ſelten, dieſer nie nach Teutſchland. Als Richard geſtorben war (1272), ließen die teutſchen Fürſten über ein Jahr verſtreichen, ehe ſie zur Wahl eines neuen Königs ſchritten. Ein kräftiger Geiſt war nöthig, Ordnung zurück zu führen, und Teutſchland erhielt ihn in den Grafen Rudolf von Habsburg, der nur ein geringes Erbland beſaß, wozu die Grafſchaft Habsburg mit dem (im J. 1020 erbauten) Stammſchloſſe gleiches Nahmens zwiſchen Baſel und Zürich (XIX, 55.) und mehre Güter in der Schweiz, in Elſaß und Schwaben gehörten. Was er gleich nach ſeiner Wahl zum teutſchen Könige verſprach, Ruhe und Ordnung in Teutſchland herzuſtellen, das hat er mit Verſtand und Klugheit rühmlich ausgeführt. Er zerſtörte viele Raubſchlöſſer, ſaß oft zu Gericht, um Streitigkeiten zu entſcheiden und ließ zu allen Zeiten jedermann vor ſich, denn er pflegte zu ſagen: Bin ich denn König geworden, um mich vor den Menſchen zu verſchließen? Nicht weniger aber war er beſorgt, die Macht ſeines Hauſes zu gründen, und es gelang ihm vollkommen während ſeiner achtzehnjährigen Herrſchaft. König Ottokar von Böhmen, welcher ſich der Länder der ausgeſtorbenen Herzoge von Oeſtreich bemächtigt hatte, und ſich weigerte, der Lehnmann des teutſchen Königs zu heißen, wurde (1278) geſchlagen, und der ſiegreiche Rudolf brachte, mit Einwilligung der teutſchen Fürſten, die

Länder Oestreich, Steiermark, Krain und Kärnthen an sein Haus. Nach seinem Tode (1291) wählten die Fürsten, schon eifersüchtig auf Habsburgs schnell gestiegene Macht, den länderarmen Grafen Adolf von Nassau zum Könige, nach dessen kurzer Herrschaft Albert I., Rudolfs Sohn, auf den teutschen Thron erhoben wurde.

Der neue König, der eigennützig trachtete, seine Besitzungen zu vergrößern, war in allen seinen Entwürfen unglücklich. Auch in der Schweiz, die aus einzelnen verbündeten Gebieten bestand, welche dem teutschen Reiche unterworfen waren, wollte Albert die zerstreuten Habsburgischen Güter in ein großes Fürstenthum verwandeln, um dadurch zur Herrschaft über das ganze Land zu gelangen. Seine Statthalter, die Landvögte, drückten das Volk; aber der kräftige Freiheitssinn, der in den tapfern Gebirgsbewohnern lebte, konnte die Knechtschaft nicht dulden. Viele edelgesinnte Männer des Landes verbanden sich durch einen Schwur, ihre alten Freiheiten zu vertheidigen, und nachdem der harte Landvogt Geßler durch Wilhelm Tell's, des schwer gekränkten Mannes, Pfeil bei Küßnacht gefallen war, brach in der Neujahrsnacht des Jahres 1308 der Aufstand aus, welcher die Eidgenossenschaft der Schweizer herbei führte. Albert war im Begriff, die Schweiz mit Waffengewalt zu bezwingen, als er von seines Bruders Sohne, Herzog Johann, ermordet wurde. In dem Laufe von 200 Jahren, unter rühmlich geführten Kriegen gegen Oestreich und die Macht der Herzoge von Burgund, erweiterte und befestigte sich der Bund der Schweizer.

Nach Alberts Tode kam bis ins vierte Geschlecht herab keiner von seinem Hause auf den teutschen Thron. Die teutschen Fürsten wollten keinen länderreichen König und wählten Heinrich, Grafen von Lützelburg oder Luxemburg, den nur persönliches Verdienst empfahl. Aber

auch sein Haus kam gleich nach seiner Wahl zu höherm Glanze, da die Böhmen, nach dem Tode des letzten Königs aus Ottokars Geschlecht, seinem Sohne ihre Krone gaben. Als er in Italien, wo er das Ansehen der teutschen Könige von neuen begründen und dem alten Parteikampfe zum Wohl des zerrütteten Landes ein Ende machen wollte, plötzlich durch Gift, wie man erzählt, umgekommen war, wurde zwar Alberts I, Sohn, Herzog Friedrich von Oestreich, von einigen Fürsten gewählt, konnte sich aber gegen seinen Gegner, Ludwig von Baiern, nicht behaupten, den die Städte und anfangs auch das mächtige Haus Luxenburg, unterstützten. Ludwig gerieth aber bald mit den Päpsten in so heftige Streitigkeiten, daß ihm noch in seinem vorletzten Lebensjahre ein Gegenkönig, Karl IV, König von Böhmen, aus dem Hause Lützelburg, entgegen gesetzt wurde, den aber erst nach Ludwigs Tode (1347) alle teutschen Fürsten anerkannten. Karl IV, der für sein Erbreich Böhmen am thätigsten sorgte, machte sich auch um Teutschland verdient durch ein wichtiges Verfassungsgesetz, welches von der goldnen Kapsel um das Siegel an der Urkunde die goldene Bulle hieß. Dieses Gesetz, das im J. 1356 zu Metz bekannt gemacht wurde, bestimmte vorzüglich die Ordnung der teutschen Königswahl. In den ältesten Zeiten versammelten sich alle angesehene teutschen Fürsten unter ihren Herzogen zur Wahl ihres Königs; späterhin aber erschienen, außer den drei Erzbischöfen, von Mainz, Cölln und Trier, nur die mächtigern weltlichen Fürsten, welche als Inhaber der vier Erzämter, schon seit Otto I, bei der feierlichen Krönung Dienste verrichten mußten. Diese sieben Fürsten erlangten bereits im zwölften Jahrhunderte durch Herkommen das Vorrecht, den König zu wählen, und waren schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts im anerkannten Besitze dieses Rechts. Durch die goldene Bulle wurde dieses Herkommen als

Gesetz bestätigt, und die Zahl von sieben Kurfürsten, oder Wahlfürsten, bestimmt (XIX, 56.), welchen große Vorrechte ertheilt wurden, nämlich außer den drei geistlichen, die vier weltlichen: Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg. Die Stimme jedes Kurfürsten haftete auf einem Kurlande, das untheilbar sein sollte. Frankfurt am Main sollte der Wahlort, Aachen der Krönungsort sein. Bei erledigtem Kaiserthrone sollten die Kurfürsten von Sachsen und Pfalz, als Reichsverweser, die Verwaltung bis zur Wahl eines neuen Kaisers führen.

Karls IV Sohn, Wenzeslav, der ihm in Böhmen, wie auf dem teutschen Throne, folgte, machte Teutschlands Fürsten so unzufrieden, daß mehre Kurfürsten ihm endlich (1400) die Krone nahmen. Als sein Bruder Siegmund, der durch seine Gemahlinn auch König von Ungarn war, nach der kurzen Regierung zwei anderer Vorgänger, die teutsche Kaiserwürde (1411) erlangt hatte, herrschte große Unruhe und verderblicher Zwiespalt in der christlichen Kirche. Seit dem Jahre 1309 wohnten die Päpste 70 Jahre lang zu Avignon in Süd-Frankreich, wodurch sie von den Königen von Frankreich ganz abhängig wurden und ihr Ansehen in Italien verloren. Kaum hatten sie ihren Sitz wieder in Rom genommen, als durch uneinige Papstwahlen die sogenannte große Spaltung entstand, die 38 Jahre dauerte. Dem Papste in Rom wurde von einer andern Partei der wählenden Kardinäle ein Papst in Avignon entgegen gesetzt, und endlich gab es sogar drei Päpste, die sich einander verfluchten. Die ganze christliche Welt wurde dadurch in Parteien getheilt, die sich wüthend verfolgten. Um dieser Verwirrung ein Ende zu machen und den verdorbenen Zustand der Kirche zu verbessern, betrieb Kaiser Siegmund die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung nach Kostnitz oder Constanz am Bodensee, welche

im J. 1414 mit großem Glanze von dem Kaiser und einem der drei Päpste eröffnet wurde. Sie sollte die Mißbräuche in der Kirche abstellen und die Klagen untersuchen, welche gegen die Anmaßungen und den schlechten Lebenswandel der Geistlichen geführt wurden. Alle drei Päpste mußten ihre Würde niederlegen und es wurde ein neuer, Martin V, erwählt (1417), der das Ansehn des Papstthums herstellte, aber alle wohlthätigen Einschränkungen der päpstlichen Gewalt, welche die Kirchenversammlung einführen wollte, schlau zu vereiteln wußte. Kurz vor der Eröffnung der Kirchenversammlung zu Kostnitz hatte ein Lehrer an der hohen Schule zu Prag, Johann Huß, ein gelehrter und tugendhafter Mann, muthig und gründlich gepredigt gegen die Mißbräuche, welche sich während einer langen Zeit der Unwissenheit in die christliche Kirche eingeschlichen hatten, und besonders auch gegen den Ablaß, den die Päpste verkündigen ließen. Die Geistlichen, deren ärgerlichen Lebenswandel er verdammte, haßten den strengen Sittenrichter, der überdieß auch durch eine Veränderung in der Verfassung der hohen Schule zu Prag, welche er durchsetzte, sich Feinde gemacht hatte. Seine Gegner brachten es dahin, daß er von der Kirchenversammlung zu Kostnitz vorgeladen wurde, um sich gegen die Beschuldigung falscher Glaubenslehren zu vertheidigen. Keiner Schuld sich bewußt, mit dem Muthe, den das Gefühl erkannter Wahrheit gibt, begab er sich nach Kostnitz, mit einem Schutzbriefe, den der Kaiser ihm ausgestellt hatte. Aber seine bittersten Feinde, der Erzbischof von Prag und andre Priester, saßen in der Versammlung, die ihn richten sollte. Man verlangte Widerruf von ihm, und als er sich weigerte, gegen seine Ueberzeugung zu reden, wurde er zum Tode verurtheilt (1415), ohne daß Siegmund sein gegebenes Schutzversprechen gehalten hätte, und sogleich auf den Scheiterhaufen geführt. (XIX, 57.)

Sein Freund Hieronymus von Prag wurde im folgenden Jahre gleichfalls verbrannt. In Böhmen entstand darauf eine heftige Bewegung. Mit Huß'ens Freunden und Anhängern verband sich eine andere Partei, welche den Gebrauch des Kelches bei dem Abendmahle verlangte, den die Gewohnheit der Kirche den Weltlichen versagte. Alle nannten sich Hussiten. Ein tapferer Ritter, Johann Zizka, trat an ihre Spitze, und bald war ein furchtbares Heer unter den Waffen. Die heftigen Maßregeln der Kirchenversammlung und die Gewaltstreiche der päpstlichen Gesandten in Böhmen fachten einen Bürgerkrieg an, welcher den Kaiser Siegmund, nach dem Tode seines Bruders Wenzel, bis kurz vor seinem Ende vom böhmischen Throne ausschloß, und bis nach Sachsen, Franken und Nord-Teutschland verheerend sich verbreitete. — Mit Albert II, Siegmunds Schwiegersohn und Nachfolger, kam (1438) das habsburgische Haus wieder auf den teutschen Thron. Er war ein Jahr früher schon zum Könige von Ungarn erwählt worden und erhielt nachher auch Böhmen. Der treffliche Fürst starb zu früh (1440) unter großen Entwürfen für Teutschlands Glück und Ehre, die sein Vetter, Kaiser Friedrich III, rühmlich auszuführen weder Geist noch kräftigen Willen besaß. Erst Maximilian I, ein hochherziger geistvoller Fürst, der 1493 den Kaiserthron bestieg, legte einen vesten Grund zu Teutschlands Ruhe. Er verkündigte gleich auf seinem ersten Reichstage zu Worms, im J. 1493 den Landfrieden, wodurch alle Fehden unter den teutschen Fürsten verboten wurden, und zur Handhabung des Friedens und der Gerechtigkeit ein beständiges Gericht, das Reichskammergericht, angeordnet ward.

Italien. Die ehemahlige Verbindung Italiens mit Teutschland wurde während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts geschwächt und endlich fast

ganz aufgelöſet. Die Städte Ober-Italiens hatten ſich zu mächtigen Freiſtaaten gebildet. Die letzten Kaiſer aus dem Hauſe Hohenſtaufen waren meiſt unbekümmert um die Lombardei, und richteten ihre Kräfte ganz auf Neapel und Sicilien. Selbſt Heinrich VII, durch Geiſt und Muth fähig große Entwürfe auszuführen, ſuchte vergebens (1310) das alte Anſehen der teutſchen Kaiſer hier wieder aufzurichten. — In Mailand gelangte (1395) das Haus Visconti zur Herzogswürde, welche um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts an das Geſchlecht Sforza kam. — In Florenz erhob ſich ſeit 1400 das Haus Medicis, deſſen ſchönſte Zierden Coſimo, der Vater des Vaterlandes genannt, und Lorenzo, der große Beförderer der Wiſſenſchaften, waren. — Genua, während der Kreuzzüge durch Schifffahrt und Handel bereichert, erklärte ſich erſt unter Kaiſer Friedrich II zu einem Freiſtaate, deſſen Macht noch mehr ſtieg, als ſeine Nebenbuhlerinn Piſa, nach einem langen Kampfe (1070 bis 1290) gedemüthigt war. — Der Freiſtaat Venedig wurde mächtig nach der Zerſtörung des griechiſchen Reichs während der Kreuzzüge, welche ihm den Alleinhandel mit Ägypten und anſehnliche Beſitzungen verſchaffte. Bald nachher begann der Kampf mit Genua, der gegen 130 Jahre dauerte, und ungeachtet ſchwerer Niederlagen, glorreich für Venedig (1381) endigte. Gleich nachher ſtieg Venedig durch Erwerbungen in Ober-Italien, in Dalmatien und im Mittelländiſchen Meere, und durch Ausbreitung ſeines Handels, auf den höchſten Gipfel. In der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts war es die größte Handelsmacht der Welt. — Wie in Neapel, nach dem Falle des Hauſes Hohenſtaufen, der Bruder Ludwigs IX, der unedle Karl von Anjou, zum Throne gelangte, haben wir ſchon gehört. Seine harte Herrſchaft war verhaßt, beſonders in Sicilien,

und der freche Uebermuth der Franzosen, die mit dem Fürsten gekommen waren, reizte die Bewohner der Insel zu so heftiger Erbitterung, daß am zweiten Ostertage des Jahrs 1282, zur Vesperzeit, als ein Franzose die Tochter eines edlen Mannes in Palermo beleidigte, ein Aufstand ausbrach, worin alle Franzosen, mit Ausnahme eines einzigen geehrten Mannes, durch das Schwert des wüthenden Volkes umkamen. Die Wuth gegen die verhaßten Fremdlinge verbreitete sich in wenigen Tagen über die ganze Insel. Man nennt diesen Aufstand die sicilische Vesper. Bald nachher wurde die Insel von König Peter von Aragon, der durch seine Gemahlinn mit dem Hause Hohenstaufen verwandt war, erobert und gegen Karl von Anjou behauptet, dem nur Neapel blieb. Mit Karls Enkel, dem klugen Robert, fing die Macht seines Hauses an zu sinken, und als mit einem lasterhaften und leichtsinnigen Weibe, der Königinn Johanna II, seine Nachkommenschaft ausgestorben war, kam auch Neapel an Alfons V, König von Aragon, der in Sicilien herrschte. Beide Reiche wurden zwar nach dem Tode dieses Königs getrennt, doch vereinigte sie König Ferdinand von Spanien 1504 von neuem, und sie blieben 200 Jahre unter spanischer Herrschaft.

Frankreich. Seit den Kreuzzügen hatte sich die innere Kraft Frankreichs gestärkt. Vorher gab es hier neben übermüthigen Herren nur Leibeigene auf dem Lande und Unterdrückte in den Städten. Die leibeigenen Bauern hatte man schon früher in vielen Gegenden der Dienstbarkeit entlassen, weil man bald einsah, daß der Ackerbau durch freie Arbeiter besser als durch Sklaven betrieben wurde. Seit dem Ende des elften Jahrhunderts zwang auch die Noth zur Freilassung der Leibeigenen, damit die Bauern nicht ihren Hof verlassen möchten, um als Kreuzfahrer ihre Freiheit zu suchen. Um dieselbe Zeit wurde den unterdrückten Städten

geholfen, als zuerst der König in seinen eigenen Erbländern ihnen erlaubte, städtische Gemeinheiten zu bilden und sich zur Vertheidigung der Stadt und des Königs zu bewaffnen. Dem Beispiele des Königs folgte der Adel in seinen Städten, und so bildete sich seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein freier Bürgerstand, den die Könige gegen den übermüthigen Adel schützten. Denn die königliche Gewalt, welche unter den ersten Königen aus Hugo Kapet's Stamm sehr unbedeutend war, verstärkte sich, als seit der Regierung Philipp Augusts immer mehre Länder mächtiger Lehnleute, bald durch Erbschaft, Vermählungen oder Kauf, bald auch durch Willkühr und Gewalt mit dem königlichen Gebiete vereinigt wurden. Aber so glücklich es den Königen gelang, sich in andern Gegenden Frankreichs zu vergrößern, so schwer war es im nördlichen Theile des Reiches. Hier widerstanden hartnäckig die Herzoge der Normandie, welche auch nach ihrer Erhebung auf den Thron von England ihre französischen Erbländer behielten, und dem Könige von Frankreich dafür als Lehnleute unterworfen waren. Diese Verbindung führte blutige Kriege herbei, die 360 Jahre lang, mit kurzen Unterbrechungen, fortdauerten. Noch gefährlicher wurden für die Könige von England seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo sie neue ansehnliche Besitzungen in Frankreich erheiratheten. Der Krieg wüthete heftiger, als mit den Söhnen Philipps IV, den wir bereits früher als den grausamen Unterdrücker der Tempelherrn genannt haben, der Hauptstamm der Kapetinger ausstarb (1328); denn der König von England, Eduard III, dessen Gemahlinn eine Tochter Philipps IV war, machte nun gegen Philipp von Valois, der als Verwandter des königlichen Hauses den französischen Thron bestieg, Anspruch auf die Herrschaft in Frankreich. Seit 1337 wurde der Kampf mit abwechselndem Glücke geführt. In der

unglücklichen Schlacht bei Poitiers (1356) wurde der französische König Johann gefangen und nach England gebracht. Unter Karls V kluger Verwaltung war sein tapferer Feldherr, Bertrand du Guesclin, siegreich, und die Engländer verloren ihre meisten Besitzungen; desto verderblicher aber wurde der Kampf mit England unter dem wahnsinnigen Karl VI, da innere Unruhen die Noth des Landes vergrößerten. Die Engländer waren seit dem großen Siege bei Azincourt (1415) überall glücklich, und es wurde durch einen feierlichen Vertrag (1420) ihrem Könige die Thronfolge in Frankreich zugesichert und die ewige Vereinigung beider Reiche verabredet. Des unglücklichen Karl's Sohn, Karl VII, nahm dennoch den Nahmen eines Königs von Frankreich an (1422), obgleich nur ein kleiner Theil des Reiches ihn anerkannte. Der kleinen Heldenschar, die für Karls Sache stritt, blieben die Engländer sieben Jahre überlegen; der König wurde so sehr gedrängt, daß ihm fast nur die Stadt Bourges mit ihrem Gebiete übrig blieb, und zum Unglücke überließ er sich in dieser Lage dem Genusse des Vergnügens, statt Kampf und rühmliche Gefahren zu suchen. Das Glück war ihm endlich doch günstiger, als er es verdiente. Orleans, seine veste Stadt an der Loire, wurde von den Engländern seit einigen Monaten belagert und war trotz der tapferen Vertheidigung ihres Befehlshabers in großer Gefahr, da erschien ein Landmädchen, aus Dom-Remy an den Ufern der Maas, Johanna d'Arc, ungefähr achtzehn Jahre alt, von frommer Schwärmerei und Begeisterung erfüllt, vor dem bedrängten Könige. Sie sei von Gott gesandt, sprach sie, die Stadt Orleans zu entsetzten und den König nach Rheims zu führen, damit er dort nach alter Sitte gekrönt werde. Sie legte nun männliche Kleidung an, und führte ein Schwert, das auf ihre Nachweisung in einer Dorf-

58

Das Mädchen von Orleans i. J. 1429

59

Die Russen nehmen die griechische Religion an. i. J. 955.

60

Die Türken erobern Constantinopel 1453

kirche war gefunden worden. Begeistert folgten die Franzosen der Heldinn, worin sie eine Gesandte des Himmels erblickten, und selbst von den Feinden wurde sie als ein überirdisches Wesen angestaunt. In ritterlicher Rüstung führte sie, geleitet von Karls tapferm Helden, Dunois, mitten durch das Lager der Engländer eine Zufuhr von Lebensmitteln nach Orleans, und die bestürzten Feinde wagten keinen Widerstand, als sie im Nahmen Gottes gebot, ihr Platz zu machen. Gegen den Rath der Feldherrn unternimmt sie einen Ausfall, die Engländer fliehen, und Orleans ist frei. (XX, 58.) Die Franzosen dringen siegreich vor, mehre Städte unterwerfen sich, und wenige Monate nach ihrer Erscheinung wird Karl in der Domkirche zu Rheims gekrönt. Johanna hatte ihr Versprechen erfüllt und wollte nun in ihre Heimath zurückkehren. Man bewog sie, bei dem Heere zu bleiben, aber das Glück war von ihr gewichen. Sie hatte sich in die Stadt Compiegne geworfen, welche von den Engländern und ihren Bundesgenossen, den Burgundern, belagert wurde. Bei einem Ausfalle wurde sie von den Burgundern gefangen und den Engländern gegen eine große Geldsumme ausgeliefert. Die Parteiwuth, welche Frankreich entzweite, war ihr Unglück. Ihre eigenen Landsleute verfolgten sie, und auf die Anklage eines Bischofs wurde sie vor ein Gericht gestellt, wo man ihre Behauptung, daß sie alles auf Gottes Befehl gethan habe, als eine ketzerische Meinung verdammte. Man verurtheilte sie zum Scheiterhaufen; als sie aber zum Tode geführt wurde, schwur sie die Irrthümer ab, die man ihr vorgeworfen hatte, und ihre Strafe wurde in ewiges Gefängniß verwandelt. Ein Jahr lang lag sie gefangen zu Rouen in Nord-Frankreich. Die Rache der Engländer und ihrer andern Feinde war noch nicht befriedigt. Man hatte ihr auch die männliche Tracht zum Verbrechen gemacht, und, um sie zu ver-

führen, eine Kriegsrüstung in dem Gefängnisse aufgehängt. Johanna konnte bei diesem Anblicke, der sie an den Ruhm ihres Lebens erinnerte, nicht widerstehen; sie unterlag der Versuchung, und ihren Feinden war dieß ein willkommener Vorwand, sie des Rückfalls in den Irrthum zu beschuldigen. Sie wurde (1431) zu Rouen lebendig verbrannt und ihre Asche in die Seine gestreut. Zwanzig Jahre später aber wurde die Anklage gegen sie noch einmahl untersucht, ihre Unschuld feierlich erklärt und das Andenken der Heldinn, die den Grund zur glücklichen Veränderung der Schicksale Frankreichs gelegt hatte, durch Denkmähler und Feierlichkeiten geehrt. Um diese Zeit hatte das Glück die Franzosen so sehr begünstigt, daß die Engländer von allen ihren Eroberungen in Frankreich nichts mehr als die Küstenstadt Calais besaßen. Die Waffen ruhten, und Frankreichs Könige konnten daran denken, die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen und ihr gesunkenes Ansehen wieder zu heben. Unter die merkwürdigsten Veränderungen, die nach dem Kriege entstanden, gehört die Bildung eines stehenden Heeres, das Karl VII nach der gänzlichen Unterwerfung Frankreichs errichtete. Diese Anstalt, die dem übrigen Europa das erste Beispiel gab, trug viel bei, die Königsmacht zu befestigen, und darum wurde sie verstärkt von Karls Nachfolger, Ludwig XI, welcher die unbeschränkte Herrscherwillkühr mit allen ihren Gräueln und Ränken zuerst in Frankreich einführte, und alles niederdrückte, was sich noch von alter Bürgerfreiheit im Staate erhalten hatte.

England. Ein glücklichers Loos fiel diesem Lande, unter allen Gefahren, die es in dem Zeitraume trafen, den wir hier durchlaufen. Es wurde der Grund zu der Freiheit des Volkes gelegt, die sich in den folgenden Zeiten, unter allen Stürmen und Wechseln, siegreich behauptet und befestigt hat. Die harte Gewalt,

die Wilhelm der Eroberer gegründet hatte, mußte schon unter seinem Sohne Heinrich I und Heinrich II gemildert werden, noch mehr aber mußte der Bruder des tapfern Richard Löwenherz, König Johann, in der bedrängten Lage, worein er durch seine Schuld gerathen war, nachgeben, und seinem Volke den großen Freiheitsbrief (im J. 1215) ausstellen, wodurch jedem Engländer seine persönliche Freiheit gesichert wurde, so lange sie nicht durch das Urtheil eines Richters war abgesprochen worden. Im J. 1343 wurde auch die gesetzgebende Versammlung, die aus zwei Abtheilungen, dem Hause der Edlen und dem Hause der Gemeinen besteht, völlig ausgebildet, und war eine Schutzwehr des Volks gegen die Willkühr der Könige, welche seitdem keine Steuern mehr erheben konnten, ehe nicht die Stellvertreter und Abgeordneten des Volks in jener Versammlung, Parliament genannt, es ihm bewilligt hatten. Unter Eduard I hob sich Englands Macht, und durch Ordnung und gute Verwaltung wurde die innere Kraft des Landes gestärkt; noch glänzender aber war die Regierung Eduards III, an dessen glücklichen Kriegen gegen Frankreich sein heldenmüthiger Sohn Eduard, von seiner schwarzen Rüstung der schwarze Prinz genannt, den größten Antheil hatte. Dieser edle Held, der vor seinem Vater starb, war der Sieger in der Schlacht bei Poitiers (1356), wo er den französischen König Johann gefangen nahm. Er behandelte den Ueberwundenen mit großmüthiger Schonung, und bewirthete ihn in seinem Zelte, wobei er selbst, ohne zu essen, hinter Johanns Sessel stand, um ihm zu bedienen. Bei dem Einzuge in London ließ er den König auf einem so prachtvoll geschmückten Hengste reiten, daß sein Gefangener der Sieger zu sein schien. Als die großen Eroberungen in Frankreich um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts verloren gegangen waren, entstand in England ein verderblicher innerer Krieg

zwischen Eduards III Nachkommen, die sich in zwei Geschlechter, das regierende Haus Lancaster und das Haus York, getheilt hatten. Dieser Kampf, den man von den Wappen jener beiden Häuser den Krieg der rothen und weißen Rose nennt, dauerte über 30 Jahre und zerrüttete des Landes Wohlstand. Nach einem blutigen Feldzuge, worin Heinrichs VI Gemahlinn, Margaretha, männlichen Muth zeigte, kam (1461) mit Eduard IV das Haus York auf den Thron. Schreckliche Grausamkeiten und Treulosigkeiten wurden während dieser unglücklichen Zeit begangen, wo fast alle Glieder der beiden eifersüchtigen Häuser in Schlachten, oder durch Henkershand und Meuchelmord, umkamen. Heinrich VII, der aus dem Hause Tudor in Wales oder Wallis, war, von mütterlicher Seite aber von dem Hause Lancaster abstammte, besiegte (1485) den letzten König aus dem Hause York, den grausamen Richard III, und schwang sich auf den Thron. Seine Vermählung mit Elisabeth, Eduards IV Tochter, vereinigte die beiden kämpfenden Parteien, und er wußte durch Schlauheit und Entschlossenheit die Herrschaft zu behaupten. Von nun an legte England, im Innern beruhigt, den Grund zu seiner Seemacht und zu dem ausgebreiteten Handel, wodurch es schon unter Heinrichs VII Enkelinn, der glücklichen Elisabeth, zu seiner Größe stieg.

Spanien und Portugal. Seit dem großen Siege, den die vereinigten christlichen Mächte Spaniens (1220) bei Tolosa in der Sierra Morena über die Mauren gewannen, konnten sich diese nicht wieder erhohlen, ungeachtet der Hilfe, die sie von Zeit zu Zeit aus Afrika erhielten. Bis zum Jahre 1250 waren alle arabischen Besitzungen in Spanien bis auf das Königreich Granada verloren, und selbst dieser kleine Rest mußte die Oberhoheit von Castilien anerkennen. Die Könige von Aragon machten, wie wir

gehört haben, im dreizehnten Jahrhunderte Eroberungen in Italien. Ihre Länder in Spanien, besonders Catalonien, blühten durch Kunstfleiß, Schifffahrt und Handel, und genossen den Vorzug einer Verfassung, wodurch das Volk gegen die Willkühr der Könige geschützt und die Freiheit des Bürgers gesichert war. Früher, als in irgend einem andern Lande von Europa, hatte sich im Reiche Aragon der Bürgerstand gebildet, und alle Rechte erworben, die in andern Ländern nur der Adel und die Geistlichkeit besaßen, besonders auch das Vorrecht, auf den Reichstagen zu erscheinen, und regelmäßigen Antheil am Kriege zu nehmen, was anderswo in den frühesten Zeiten auch nur dem Adel allein zustand. Ferdinand von Aragon und Isabella, die Erbinn von Castilien, seit 1469 vermählt, vereinigten beide Reiche, und von nun an hob sich Spaniens Macht. Bald nach ihrer Thronbesteigung, rüsteten sie sich, die Herrschaft der Mauren völlig zu zerstören. Granada zählte ein tapferes Heer, worunter 70,000 Reiter waren, viele Städte und veste Schlösser und besaß reiche Einkünfte. Ein Erbfolgestreit in dem mauriſchen Königshause war eine willkommene Gelegenheit für Ferdinand und Isabella, die bald den Einen, bald den Andern der beiden Thronbewerber unterstützten. Als endlich Abdallah, über seinen Nebenbuhler den Sieg behauptete, setzte Ferdinand, ungeachtet des geschlossenen Vergleichs, den Krieg fort. Granada wurde belagert. Abdallah mußte endlich (1492) die Stadt und sein Reich übergeben. Die bezwungenen Mauren wurden anfangs gütig behandelt, und ruhig bei ihrem Glauben gelassen, wie es ihnen war versprochen worden. Viele Große traten jedoch zum Christenthum über. Die Christen aber waren nicht so milde Sieger, als es früher die Mauren gegen sie gewesen waren. Der Verfolgungseifer der Priester fing bald an, gegen die Ueberwundenen zu wüthend

Man zwang die zurück gebliebenen Mauren zum Christenthume und wenn die Gezwungenen wieder abfielen, wurden sie zum Tode verurtheilt. König Ferdinand, herrschsüchtig und hinterlistig, arbeitete daran, das Volk zu unterjochen, und zu unbeschränkter Gewalt zu gelangen. Auch über das Gewissen der Menschen wollte er herrschen, und die freie Gesinnung niederdrücken. Darum ließ er durch Priester ein Gericht einsetzen, Inquisition, oder Glaubensgericht genannt, das über die Meinungen der Menschen urtheilte, und diejenigen, in deren Glaubensmeinungen man Irrthümer fand, grausam verbrannte. Dieses ungerechte Gericht war ganz abhängig von dem Könige und für seinen Vortheil wurden die Güter der Verurtheilten eingezogen. Selbst Todte waren nicht sicher gegen die Verfolgung der Glaubensrichter. Oft wurden sie, unter dem Vorwande von Glaubensirrthümern, in der Ruhe des Grabes gestört und verbrannt, ihre Güter aber aus den Händen ihrer Erben gerissen. Diese abscheuliche Anstalt wurde daher für die Freiheit und Sicherheit des Volkes immer gefährlicher, je mehr sie sich befestigte. Sie hat vorzüglich beigetragen, die Spanier in der Entwickelung ihrer geistigen Anlagen so sehr zu hindern, daß sie hinter den übrigen Völkern Europa's zurück geblieben sind. — Unter den ersten Fürsten, die in Portugal seit dem zwölften Jahrhunderte als Könige herrschten, wurde das neue Reich durch Gesetze geordnet, und durch Siege gegen die Mauren erweitert. Im Jahre 1147 wurde Lissabon mit Hilfe eines Heeres von teutschen und niederländischen Kreuzfahrern erobert, die um Europa gesegelt waren, um Engländer mitzunehmen, und gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war auch der südliche Theil des Landes, Algarve oder Algarbien genannt, den Mauren entrissen. Die steten Kriege mit den Nachbarn und die glückliche Lage des Landes am Meere mach-

ten die Bewohner zu einem thätigen und unternehmenden Volke. König Dionys der Gerechte, der 1325 ſtarb, beförderte Ackerbau und Schifffahrt und ſorgte durch die Anlegung der hohen Schule zu Liſſabon (1290) auch für die geiſtige Bildung der Portugieſen. Unter Johann I (von 1383 — 1433) wurde der Grund zu dem Glücke und Ruhme gelegt, wozu ſie ſpäter als Eroberer in entfernten Erdgegenden gelangten. Sein Sohn, Heinrich der Seefahrer, durch einige Kenntniſſe in der Mathematik und Sternkunde und durch den Umgang mit Gelehrten unterſtützt, beförderte die glücklichen Entdeckungsreiſen, wozu ein kühner Unternehmungsgeiſt das Volk geneigt machte. Unter Johann II (1481 — 1495) und Emanuel dem Großen (1495 — 1521) erntete Portugal die Früchte dieſer Bemühungen, welche ihm die Herrſchaft über Indien und einen Theil von Afrika verſchafften und es zur erſten Seemacht in der Welt erhoben.

Die nordiſchen Reiche. Mit König Waldemar I ſtieg Dänemark, ſeit 1157, ſchnell zu einer furchtbaren Uebermacht in Norden. Er und ſeine Nachkommen eroberten einen großen Theil des nördlichen Teutſchlands und der Oſtſeeküſten. Eben ſo ſchnell, als ſie entſtanden war, verfiel dieſe Macht, ſeit die Dänen in dem Kampfe bei Bornhövede (1227) von den Teutſchen waren beſiegt worden. In den folgenden Zeiten wurde das Land durch innere Unruhen zerrüttet, die königliche Gewalt geſchwächt, Geiſtlichkeit und Adel übermächtig, und äußere Feinde drohten dem Reiche den Untergang. Nicht glücklicher war die Lage der beiden Nachbarländer, Norwegen und Schweden, wo häufige Kriege um den Thron und Parteikämpfe faſt ohne Unterbrechung wütheten; doch wurde, mitten unter dieſen Erſchütterungen, durch die vollkommnere Bearbeitung der uralten Eiſengruben in Schweden durch teutſche Bergleute für den Wohl-

stand des Landes gesorgt. Als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts der Mannsstamm der Dänischen Könige ausstarb, kam Margaretha, des letzten Königs Tochter, auf den Thron. Sie war an den Norwegischen König vermählt, und als ihr Sohn, der Erbe dieses Reiches, früh gestorben war, wurde sie auch Königinn von Norwegen. Der Ruhm ihrer Klugheit verbreitete sich im ganz Skandinavien, und eine mächtige Partei in Schweden setzte ihr auch die Krone dieses Landes auf. Ein feierlicher Vertrag, der im J. 1397 zu Calmar geschlossen wurde, sollte alle drei nordischen Länder vereinigen, doch jedes Reich seine Verfassung behalten und ein Wahlreich bleiben. Das Band der Einigkeit wurde aber bald zerrissen. Die Wahlen fielen bei der gegenseitigen Eifersucht der verbundenen Länder bald verschieden aus, innere Kriege entstanden, und keiner von den fünf Königen, welche nach Margaretha auf die drei Throne gerufen wurden, konnte ruhig herrschen. Nach einem langen Kampfe zwischen Schweden und Dänemark wurde die Vereinigung von Calmar im J. 1524 aufgelöset. Der große Gustav Wasa, in der Schule des Unglücks gebildet, kam nach vielen wunderbaren Schicksalen auf den Thron Schwedens, wo er Ruhe und Ordnung zurück führte. Dänemark und Norwegen aber blieben seitdem verbunden.

Polen wurde unter den Nachfolgern des Jagellonen, Wladislav, durch glückliche Kriege in Preußen vergrößert, aber Litthauen, das lange unter besondern Fürsten stand, erst im J. 1501 mit dem Königreiche auf immer vereinigt.

Rußland, seit den J. 1238 unter der Oberherrschaft der Mogolen, blieb fortdauernd unter einzelnen Fürsten, an deren Spitze der Großfürst stand. Im Lande waren mogolische Horden gelagert, deren Befehlshaber im alten Schlosse, den Großfürsten zu

Wladimir wohnte, und durch seine Kriegsvölker die aufgelegten Abgaben eintreiben ließ. Im Jahre 1318 wurde Moskwa der Sitz des Großfürsten. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts drang der glückliche mogolische Eroberer Timur, der Persien und einen großen Theil von Asien bezwungen hatte, zweimahl in Rußland vor, um den Mogolen-Fürsten, der dort herrschte, zu unterjochen. Andere Unternehmungen riefen ihn wieder nach Asien, aber die Mogolen in Rußland waren durch Timur's Einfälle so sehr geschwächt worden, daß die Russen wagen konnten, das lange getragene Joch abzuwerfen. Iwan Wasiljewitsch, der in frischer Jugendkraft zum Besitze der Herrschaft kam, verband die meisten kleinen Fürstenthümer mit dem Großfürstenthume, verjagte (1477) die Mogolen und wurde der Wiederhersteller Rußlands, das er durch Gesetzgebung, durch Beförderung des Handels und Ansiedlung fremder Künstler und Gewerbleute zu erheben suchte.

Das griechische Kaiserthum wurde nach dem Umsturze der kurzen Herrschaft der Lateiner (1261) von dem Geschlechte der Paläologen beherrscht, aber es waren mehr schwache als kraftvolle Fürsten, welche kaum gegen innere Feinde sich erhalten konnten. Bald nachher, gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, erhob sich auf den Trümmern des, von den Mogolen zerstörten, Reiches der Seldschucken in Klein-Asien ein türkischer oder tatarischer Volksstamm, der sich von Osman, dem Stifter eines kleinen Staates in der Gegend des Berges Olympus, Osmanen nannte. Während der Herrschaft des elenden Kaisers Andronikus, seit dem J. 1299, machten sie die ersten Eroberungen gegen die Griechen, welche bei ihnen nur die Weiber hießen. Den kühnen Helden, die auch nach Osman an der Spitze der Türken standen, Murad I, Bajessjd, mit dem Beinahmen der Donner, Muhammed I, Murad II, konnten die Griechen keinen

kraftvollen Retter entgegen stellen. Nach Murads II Siege bei Varna (1444) war die Herrschaft der Osmanen im östlichen Europa entschieden, und das griechische Kaiserthum auf Konstantinopel und die umliegende Gegend beschränkt. Die Lage des wankenden Reichs war traurig. Dreihundert Klöster lagen in der Stadt und ihrer Umgegend, und kaum 5000 eigene Krieger waren zu ihrer Beschützung da. Der neue Sultan Muhammed, Murads heldenmüthiger Sohn, war kaum zur Herrschaft gelangt, als er den vesten Entschluß faßte, Konstantinopel zu erobern. Mit einem Heere von 250,000 Kriegern, einem Geschwader von 300 Schiffen und furchtbarem Geschütze erschien er am sechsten April 1453 vor der Stadt. Der Adel und viele aus dem Volke waren feige entwichen, Konstantin XI, der letzte der griechischen Kaiser, hatte überall vergebens Hilfe gesucht; aber er wollte würdig fallen unter den Trümmern eines tausendjährigen Reiches. Der edle Giustiniani, der mit 2000 Kriegern aus Genua gekommen war, stand ihm tapfer zur Seite. Funfzig Tage lag Muhammed vor der Stadt, und erschütterte ihre Mauern mit seinem Geschütze, worunter man eines sah, das Steine von 500 Pfund schoß, aber so schwer war, daß es jeden Tag nur achtmahl abgefeuert werden konnte und 60 Ochsen nebst 400 Menschen zur Fortschaffung nöthig waren. Muhammed bot einen Vergleich an, aber Konstantin verwarf den Vorschlag und die Türken rüsteten sich zum Sturme. Unter Gebeten und Gesängen hatte Konstantin mit vielen Einwohnern die Nacht in der Sophienkirche zugebracht. Bei anbrechendem Tage eilten alle zum Streite. Ein feindlicher Haufen erstieg die Mauern, ein anderer drang durch eine vernachlässigte Pforte. (XX, 60.) Die Griechen geriethen in Unordnung, da warf Konstantin, der heldenmüthig auf dem Walle stritt, seinen Purpur weg, stürzte sich unter die anstür-

menden Feinde, und fiel im Gedränge des Kampfes. Die siegenden Türken plünderten die Stadt drei Tage lang. Unermeßlich war die Beute, und gegen 60,000 Einwohner wurden als Sklaven weggeführt. Am dritten Tage zog Muhammed ein und versprach allen Christen Sicherheit und Glaubensfreiheit. Von dieser Zeit an war Konstantinopel, nun Stambul genannt, der Sitz der osmanischen Sultane.

VII. Die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seewegs nach Indien.

Die Schifffahrt konnte selbst unter den großen seefahrenden Völkern der alten Welt nicht zu der Vollkommenheit gelangen, welche dieselbe in spätern Zeiten erreicht hat. Sie wurden auf ihren Seefahrten nur durch die Beobachtung des Sonnenlaufs und des Nachts durch die Sterne geleitet, worunter ihnen der Bär oder der Wagen die nördliche Weltgegend anzeigte; aber oft, zumahl wenn trübe Wolken die Gestirne verhüllten, konnten kaum andere zufällige Beobachtungen, z. B. gewisse Merkmahle des Meeres, oder der Inseln und Küsten, die unsichere Fahrt leiten. Die Seefahrer hielten sich daher so viel als möglich an den Küsten, und wagten sich nicht in das unermeßliche Meer, wo unbekannte Klippen drohten und bei Stürmen keine Rettung war. Wie wichtig aber mußte es für sie sein, ein Mittel zu haben, zu jeder Zeit durch irgend ein sicheres Merkmahl eine Weltgegend zu bestimmen. Dieß Mittel war gefunden, als man entdeckt hatte, daß die Magnetnadel stets nach Mitternacht sich richtete. Wer diese wichtige Entdeckung gemacht habe, und wo sie gemacht worden, weiß man nicht, nur so viel ist bekannt, daß man von jener Eigenschaft der Magnetnadel bereits zu Anfange des dreizehnten

Jahrhunderts auch in Europa Kenntniß hatte. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Araber, welchen wir so Manches verdanken, auch die Kenntniß der Magnetnadel nach Europa gebracht haben, die sie selbst vielleicht bei den Bewohnern von Sina fanden, wo man den Gebrauch der Magnetnadel schon in frühen Zeiten kannte. Der Kompaß, oder die auf einem Stifte bevestigte Magnetnadel, war nun das wichtige Werkzeug, mit dessen Hilfe der Seefahrer die Weltgegenden auf der weiten Fläche des Meeres genau unterscheiden und immer seinen Weg finden konnte. Von nun an waren Entdeckungen in fernen Erdgegenden erleichtert.

Die Blicke der Europäer richteten sich nach dem östlichen Asien, nach Indien, woher man schon im frühesten Alterthume kostbare, viel begehrte Waaren zog, die theils nach Aegypten, theils auf weiten Landwegen an die Küste von Armenien und an's schwarze Meer kamen, und von diesen Niederlagen durch die Schiffe von Venedig und Genua abgeholt wurden. Seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts suchte man einen Seeweg zu jenen indischen Schätzen, den man bald um Afrika herum, bald gegen Westen zu finden hoffte. Die Portugiesen wagten unter den Europäern die ersten Fahrten. Der Sohn ihres Königs, Heinrich der Seefahrer (s. S. 245) wohnte dort in seinem Lustschlosse auf der Küste von Algarbien, wo er sich an der Seite von Gelehrten und Seefahrern mit der Erdkunde beschäftigte. Er schickte jährlich Schiffe aus, um das Vorgebirge Non auf der Westküste von Afrika zu umschiffen, das bis dahin die Gränze der kühnsten Seefahrten gewesen war; denn auf diesem Wege wollte er nach Indien gelangen. Endlich wurde, nach vielen mißlungenen Versuchen, um das Jahr 1418 die waldreiche Insel Madeira entdeckt, wo man bald eine Ansiedlung anlegte, und

Zuckerrohr aus Sicilien, Weinreben aus Cypern anpflanzte. Im J. 1433 ward auch das Vorgebirge Non umschifft, und mehre Inseln unweit der Küste von Afrika wurden entdeckt. Die Portugiesen fingen einen reichen Handel mit Goldstaub an, den sie auf dieser Küste erhielten, aber auch der abscheuliche Sklavenhandel begann schon im J. 1445, nachdem einer ihrer Seefahrer die ersten geraubten Neger nach Portugal gebracht hatte. Bei Heinrichs Tode (1463) war bereits die goldreiche Küste von Guinea gefunden. Bald nachher stand ein anderer Seefahrer, den ein eifriger Freund der Erdkunde, Martin Behaim aus Nürnberg, begleitete, das südlicher liegende Congo, und im J. 1486 kam endlich Bartholomäus Diaz zu der Südspitze von Afrika, die er zum Andenken erlittener Gefahr das Vorgebirge der Stürme nannte. Aber als sein König von dieser Entdeckung Nachricht erhielt, sprach er, von der freudigen Hoffnung belebt, den Weg nach Indien gefunden zu haben: das Vorgebirge der guten Hoffnung soll es heißen.

Ein anderer großer Mann beschäftigte sich um dieselbe Zeit mit dem Gedanken, auf dem Wege nach Westen das ersehnte Indien schneller zu erreichen. Es war Christof Colombo, geboren im J. 1447 im Gebiete von Genua, ein Mann von feinem Verstande, und vester Entschlossenheit, der sich mit Eifer auf Mathematik und Sternkunde gelegt, und seit seinen Jünglingsjahren fast alle bekannte Meere, selbst das Eismeer bis über Island hinaus, beschifft hatte. Er kam im Jahre 1483 nach Lissabon, und was er hier bei den unternehmenden Portugiesen sah und erfuhr, reizte ihn noch mehr, auch seine Entwürfe auszuführen. Er wußte, was schon die Griechen von einer ungeheuren Insel im westlichen Weltmeere, Atlantis genannt, erzählt hatten; er konnte die alten Sagen, daß zur Zeit der Eroberung Spaniens durch die Araber mehre

Bischöfe und viele Christen aus Portugal auf einer Insel im großen Weltmeere mit ihren Heerden Zuflucht gefunden, und erfuhr vielleicht auch, daß die kühnen normännischen Seefahrer schon im zehnten Jahrhunderte ein großes westliches Land entdeckt und bevölkert hatten. Sein gebildeter Geist war erhoben über den Wahn unwissender und abergläubiger Zeitgenossen, welche meinten, daß nur eine Halbkugel der Erde bewohnbar sei, und daß auf der entgegen gesetzten Erdhälfte keine Menschen wohnen könnten, ohne in den unermeßlichen Weltraum zu stürzen. Päpste, Kirchenversammlungen und viele gelehrte Männer hatten ja die Meinung, daß es solche Gegenfüßler gebe, für eine widersinnige, strafbare Lehre erklärt. Es muß in jener Westgegend, dachte Colombo, entweder bewohntes Land geben, dessen Entdeckung unsterblichen Ruhm bringen wird, oder doch gewiß eine schiffbare Meerstraße, die zu Indiens Schätzen führt.

Von diesem Gedanken begeistert, wandte er sich zuerst an seine Landsleute nach Genua, um Unterstützung seines kühnen Unternehmens zu finden; aber man wies ihn ab. Nicht glücklicher war er in Portugal, wo jedoch der König den vergeblichen Versuch machte, durch eigene Schiffe den Entwurf auszuführen, den Colombo angedeutet hatte. Auch England wollte ihn nicht unterstützen. Endlich wandte er sich an Ferdinand und Isabella in Spanien. Aber man brauchte hier zu viel Geld zu den Rüstungen gegen Granada; Aberglaube und Unwissenheit konnten Colombo's Gedanken nicht fassen. Mehre Jahre bat er vergebens. Endlich als er Spanien wieder verlassen wollte, hielten zwei wackere Männer, Ludwig Santangelo und der Bischof Quintanilla, ihn zurück. Der Bischof, der viel vermochte, gewann die Königinn für Colombo's Entwürfe, und als Isabella ihr Geschmeide verpfänden wollte, um die Kosten der Schiffrüstung aufzubringen, gab

Santangelo ſelbſt einen Vorſchuß, damit ſeinem Vaterlande nicht der Ruhm entgehe, ein großes Unternehmen vollbracht zu haben. Mit drei kleinen Schiffen begann Colombo die Fahrt. Nur 190 war die Zahl ſeiner Begleiter und am dritten des Erntemonats im Jahre 1492 ſegelte der muthige Seefahrer aus dem Hafen Palos in Andaluſien. Nach ſechs Tagen erreichte er die canariſchen Inſeln, die man bereits im vierzehnten Jahrhunderte wieder aufgefunden hatte, und die von den Spaniern waren beſetzt worden. Er mußte hier bis zum ſechsten des Herbſtmonats bleiben, um eines ſeiner Schiffe auszubeſſern. Darauf ging die Fahrt mit friſchem Winde in ſüdweſtlicher Richtung. Fünf Wochen lang ſah man nichts als Himmel und Waſſer, kämpfte mit Stürmen und ſuchte drohenden Klippen in unbeſchifften Meere auszuweichen. Die Schiffmannſchaft verlor den Muth, und alle ihre Vorurtheile und Beſorgniſſe, die ihr kühner Führer nur hatte einſchläfern können, kehrten zurück. Colombo erſchien ihnen als ein Wahnſinniger, der ſie an das Ende der Welt führen wollte, wo Rückkehr unmöglich wäre. Auf Klagen folgte Meuterei, und ungeſtüm verlangten alle nach Spanien zurück zu kehren. Colombo blieb ſtandhaft. Ein allgemeiner Aufruhr brach aus, man wollte ihn in Ketten legen, man wollte ihn ins Meer werfen, wenn er länger dem allgemeinen Rufe widerſtände. Der große Mann ſah mit Schrecken den Augenblick nahen, wo er ſein Unternehmen aufgeben ſollte. Vergebens brauchte er Bitten, Befehle, Drohungen; mit einigen ſprach er von dem Ruhme, der das Gelingen der Unternehmung belohnen ſollte, mit Andern von den Schätzen, die ſie erwarten konnten, mit Allen von der Schmach, welche ſie treffen mußte, wenn ſie muthlos umkehren wollten. Endlich, als er vergebens alles verſucht hatte, die Empörten zu beruhigen, wagte er das dreiſte Verſprechen, in drei Tagen

sollten sie Land sehen. Nur einige unsichere Zeichen mochten dem erfahrenen Seemanne Hoffnung erwecken; aber schon am folgenden Tage entdeckte sein beobachtendes Auge andere Zeichen, die ihm vestere Zuversicht gaben. Auf dem höchsten Maste, wo er gewöhnlich einen Theil der Nächte zubrachte, erblickte er endlich mit hohem Entzücken ein Feuer in der Ferne, und als der Tag angebrochen war, erscholl der frohe Ruf: Land! Land! und alle sahen eine lange Küste, mit dichtem Walde bedeckt, ein Eiland, wie es schien. Von Freude und Bewunderung ergriffen, stürzten seine Gefährten ihm zu Füßen, ehrten als ein himmlisches Wesen den Mann, welchen sie vor wenigen Tagen als einen Betrieger hatten verderben wollen, und begrüßten ihn als den Entdecker einer neuen Welt. Das entdeckte Land, die große flache Insel Guanahani, wurde Heilandsinsel (San Salvador) genannt. Man fand hier nackte, röthliche, bartlose Menschen, welche neugierig ans Ufer liefen, aber bald furchtsam entflohen. Colombo fing Einige auf, die er mitnahm, und setzte seine Fahrt fort, worauf er noch mehre Inseln, z. B. das große fruchtbare Cuba, entdeckte. Nicht weit davon fand er ein anderes Eiland, welches er Hispaniola nannte, das später aber San Domingo genannt wurde, und jetzt, unter der Herrschaft der Neger, wieder seinen alten Nahmen Hayti führt. Die Bewohner kamen haufenweise ans Ufer, die Fremdlinge zu sehen. Sie trugen goldnen Schmuck und waren mit Bogen und Wurfspießen bewaffnet. Colombo glaubte, daß sie ihm die Landung wehren wollten, und um Furcht unter ihnen zu verbreiten, ließ er sein Geschütz abfeuern. Die erschrockenen Wilden fielen zur Erde nieder, oder flohen in die Wälder. Die Spanier landeten nun ohne Widerstand, und Colombo ließ, zum Zeichen, daß er Besitz von dem Lande genommen, ein Kreuz an der Küste aufrichten.

61

Columbus Ankunft in Amerika. 1492.

62

Die Mexicaner wollen ihren König nicht in spanische Sclaverey führen. 1521.

63

Luther schlägt seine Sätze in Wittenberg an. 1517.

(XXI, 61.) Als er einige von den Anführern der Wilden ergriffen hatte, milderte er ihre Angst durch sanfte Behandlung, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, das er den Ort zu kennen wünschte, wo sie das Gold zu ihrem Schmucke gefunden hätten. Die Wilden führten ihn, und Colombo fand große Goldklumpen, 250 Unzen schwer. Diese Entdeckung erweckte die Habsucht der Spanier. Colombo legte einen Flecken auf der Insel an, und ging bald nachher nach Europa zurück, um die Nachricht von der glücklichen Entdeckung selbst zu überbringen. Er erschien nun auf der Rückfahrt nicht mehr als ein seefahrender Abenteurer; er kehrte heim als Eroberer, welcher Menschen von einem andern Stamme, Erzeugnisse einer neuen Welt und große Schätze, als Zeugnisse seines glücklichen Erfolges, mitbrachte. Man empfing ihn in Spanien mit großen Ehrenbezeugungen. Die Städte sandten Abgeordnete, ihn zu begrüßen, die Landleute strömten ihm entgegen. Ferdinand und Isabella ließen ihn bei allen öffentlichen Feierlichkeiten an ihrer Seite sitzen, gaben ihm hohe Würden und Ehrennahmen und verliehen ihm ein Wappen, welches an seine Entdeckung erinnerte.

Colombo aber glaubte, sein großes Unternehmen erst halb vollendet zu haben, und als Ferdinand und Isabella siebenzehn neue Schiffe ausgerüstet hatten, ging er, von vielen Handwerkern und Bergleuten begleitet, und mit unbeschränkter Vollmacht vom Könige versehen, im Herbstmonate 1493 wieder unter Segel. Mehre neue Inseln wurden auf dieser zweiten Fahrt entdeckt, z. B. Guadalupe, Portorico, wo man die menschenfressenden Karaiben fand, und endlich die wichtige Insel Santiago, die später von den Engländern den Nahmen Jamaika erhielt. Bei seiner Ankunft auf Hayti fand er seine Ansiedlung fast ganz zerstört. Seine alten Reisegefährten hatten während seiner Ab-

weſenheit die Eingebornen gemißhandelt und ſich durch Golddurſt zu den abſcheulichſten Grauſamkeiten hinreißen laſſen, bis endlich die Wilden, von Verzweiflung getrieben, die Fremdlinge überfielen und verjagten. Colombo ſtellte bald die Ruhe wieder her; er gewann das Vertrauen der Anführer der Wilden durch Edelmuth und Gerechtigkeit, indem er die ſchuldigen Spanier ſtrenge züchtigte und die Strafbarſten nach Europa ſchickte. Darauf gab er dem neuen Flecken, den er Iſabella nannte, einen Hafen, und war bald im Stande, ſechszehn Schiffe mit Gold, Sklaven und koſtbaren Erzeugniſſen der entdeckten Inſel nach Spanien zu ſenden. Die Anſiedlung wurde bald noch vortheilhafter, als der ſpaniſche Mönch, Romano Pane, den Tabak daſelbſt gefunden hatte, der den Spaniern ſo einträglich wurde, als die Goldminen, da man das Kraut auf andern Inſeln anpflanzte und die Sitte des Rauchens und Schnupfens ſich bald in Europa und andern Erdtheilen verbreitete.

Auch Colombo aber ließ ſich von der Begierde, immer mehr Schätze nach Spanien zu ſenden, zu manchen Bedrückungen verführen, wodurch er ſeinen Neidern Anlaß gab, ihn anzuklagen und ſein Anſehen am Hofe zu untergraben. Er ſetzte ſeinen Bruder zum Befehlshaber der Inſel ein, und kehrte nach Spanien zurück, um ſich zu rechtfertigen. Es gelang ihm nur mit Mühe und noch einmahl gab man ihm acht Schiffe, womit er im Mai 1498 ſeine dritte Reiſe antrat. Er fand auf dieſer Fahrt die Inſel Trinidad, nicht weit vom Ausfluſſe des Oronoko, und berührte endlich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, das veſte Land des neu entdeckten Erdtheils. Aber ſeine Verläumder in Spanien ruhten nicht, und der Biſchof Fonſeca, der an ihrer Spitze ſtand, benutzte das Vertrauen der Königinn ſo eifrig, daß endlich der Ritter Bobadilla nach Amerika geſandt wurde, mit dem Auftrage, Colombo's Betragen

zu untersuchen, und wenn er ihn schuldig fände, statt seiner den Oberbefehl zu übernehmen. Bobadilla verurtheilte den Mann, welchen der König ihm Preis gegeben hatte, schickte ihn, mit Ketten beladen, nach Europa, und Colombo erschien in den Fesseln, die er sich von dem Führer des Schiffes nicht hatte wollen abnehmen lassen, vor Ferdinand und Isabella. Sie mußten erröthen, als sie den Mann, der ihnen den Weg zur Herrschaft über eine neue Welt geöffnet hatte, wie einen Verbrecher vor sich sahen. Er zeigte seine Unschuld und beschämte seine Neider, die ihn angeschwärzt hatten; aber man gab ihm die verlorene Befehlshaberstelle über die neu entdeckten Länder nicht wieder und erst nach zwei Jahren konnte er vier schlechte Schiffe erhalten, mit welchen er im Jahre 1502 von Cadiz aus westlich segelte. Er kam zur Landenge von Panama, wo er eine neue Ansiedlung stiftete, die aber bald wieder in Verfall gerieth. Sein Glück war gesunken. Seine Feinde verwehrten ihm sogar die Landung auf der Insel Hispaniola, und nach einer mühseligen Fahrt mußte er ein Jahr lang mit harter Noth auf Jamaika kämpfen, worauf er im Jahre 1503 nach Spanien zurück kehrte. Die Königinn Isabella, deren Gunst ihn geschützt hatte, war indeß gestorben, und von Ferdinand undankbar vergessen, starb er im folgenden Jahre zu Valladolid. Sein Bruder brachte den Leichnam nach Hispaniola und legte, nach Colombo's Verordnung, die Fesseln, welche der große Mann getragen hatte, mit in den Sarg. Die neue Welt erhielt auch nicht von ihm, ihrem ersten Entdecker, den Nahmen. Ein Edelmann aus Florenz, Amerigo Vespucci, der mit den Portugiesen, in deren Diensten er stand, nach der neuen Welt reisete, überzeugte sich bei verschiedenen Landungen in der südlichen Hälfte jenes Erdtheils von dem Daseyn eines ausgedehnten vesten Landes, und da er zuerst eine Beschreibung

deſſelben heraus gab, ſo wurde endlich der ganze neu entdeckte Erdtheil nach ihm Amerika genannt.

Die Spanier breiteten ſich nicht lange nach Colombo's Tode auf der Landenge von Panama aus, welche das nördliche und ſüdliche Amerika verbindet, und drangen um das Jahr 1518 tiefer ins innere Land ein; wo ſie von Mexico, einem großen, gebildeten Staate, Nachricht erhielten. Ferdinand Cortez, ein ſpaniſcher Edelmann, erhielt von dem Statthalter auf der Inſel Cuba den Auftrag, jenes Land zu erobern. Mit elf leichten Schiffen und ungefähr 600 Gefährten, worunter aber nur 500 Krieger waren, ſegelte er ab und landete (1519) glücklich an der Küſte von Mexico, wo er einen Theil ſeiner Mannſchaft in einem neu angelegten Flecken zurück ließ, welchen er Vera Cruz nannte. Der Beherrſcher des Landes, Montezuma, ſchickte den Fremdlingen Geſchenke entgegen, um ihre Gunſt zu gewinnen. Cortez aber verbrannte ſeine Schiffe und zog mit ſeinem kleinen Haufen muthig gegen die Hauptſtadt des Landes. Unterwegs ſtieß er auf ein Gebirgsvolk, welches, nach tapferm Widerſtande beſiegt, ſich mit ihm verband, weil es Montezuma's Oberherrſchaft abzuwerfen wünſchte. So erſchien der kühne Anführer vor Mexico, der Hauptſtadt, die auf der Inſel eines großen Sees, mit Tempeln und Thürmen ſich prächtig erhob. Montezuma kam ihm friedlich entgegen, als aber Cortez erfuhr, daß ein Feldherr des Kaiſers ſeine neue Anſiedlung in Vera Cruz feindlich behandelt hatte, ließ er den Fürſten in der Mitte der Hauptſtadt durch fünf ſpaniſche Kriegsleute ergreifen und als Gefangenen vor ſich führen. (XXI, 62.) Aber wüthend erhoben ſich die Bewohner von Mexico, ſtürmten das Quartier der Spanier, und der friedliche Montezuma, der das Volk beſänftigen wollte, verlor ſein Leben. Sein kriegeriſcher Sohn, Guatimozin, gab ſogleich Befehl zum Angriffe der Spanier. Cortez mußte ſich mit großem

Verluste durchschlagen. Guatimozin rückte ihm mit einem furchtbaren Heere nach. Cortez, durch später angekommene Spanier verstärkt, war siegreich im entschlossenen Kampfe, und unternahm alsbald die Belagerung von Mexico, das nach einigen mißlungenen Angriffen erobert wurde. Guatimozin fiel in die Gewalt der Spanier. Er überreichte dem Sieger einen Dolch mit den Worten: Ich habe, wie es einem Könige ziemte, mein Volk tapfer vertheidigt. Mir bleibt nichts als der Tod, gib mir ihn mit diesem Dolche. Cortez verurtheilte ihn zur Gefangenschaft. Einige Spanier, deren Habsucht die gewonnene Beute nicht befriedigt hatte, legten späterhin den unglücklichen König und seinen Vertrauten auf glühende Kohlen, um sie zur Entdeckung verborgener Schätze zu zwingen. Der Freund jammerte, vom Schmerze übermannt, da sprach der König zu ihm die Worte: Liege ich denn auf Rosen? Cortez, der hinzu kam, befreite, von Unwillen gegen seine grausamen Landsleute ergriffen, die Unglücklichen von ihrer Qual. Aber späterhin wurde auch Guatimozin mit andern Anführern gehängt. Ganz Mexico war nun den Spaniern unterworfen.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Cortez seine Unternehmung glücklich ausführte, wollte der Portugiese Ferdinand Magelhaens, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war, um die Südspitze von Amerika nach Indien fahren. Er entdeckte nach einer langen Fahrt durch das stille Meer die Ladronen- und Philippinen-Inseln, wo er im Streite mit den Wilden das Leben verlor. Seine Gefährten aber segelten weiter, kamen nach Borneo und den Molukkischen Inseln und kehrten um Afrika nach Spanien zurück. So wurde die erste Umschiffung der Erde (1519 bis 1522) vollendet. Zehn Jahre später ward noch ein mächtiges, wohl angebautes Land, Peru in Süd-Amerika, mit reichen Gold- und Silbergruben,

von einem kleinen Heerhaufen unter Franz Pizarro (1532) erobert. Friedlich, wie Montezuma in Mexico, ging der Beherrscher des Landes Athahualpa, aus dem alten Königsgeschlechte der Inkas, den Fremdlingen entgegen, aber die Spanier fielen über die Wehrlosen her, verurtheilten den König und sättigten plündernd und mordend ihre wilde Habsucht.

Während dieser Zeit hatten die Portugiesen, verständiger in ihren Entwürfen und mit glänzenderem Glücke als die Spanier, ihre Entdeckungsreisen fortgesetzt. König Emanuel vollendete, was seine Vorfahren begonnen hatten, und von ihm ausgesandt, umsegelte Vasco da Gama im J. 1497 das Vorgebirge der guten Hoffnung. Im folgenden Jahre landete er im Hafen von Kalikut auf der indischen Küste Malabar. Acht Jahre später machte der tapfre Franz Almeida die ersten großen Eroberungen auf jener Küste, vorzüglich aber war es der großherzige Alfons Albuquerque, der die Herrschaft und Handelsmacht der Portugiesen in Indien gründete. Als er starb (1515), gehorchten ihnen die wichtigsten Küstenländer jenes Erdtheils und die reichsten Inseln des indischen Meeres, ihre Schifffahrt dehnte sich bis nach Sina und den Molukkischen Inseln aus, und in ihren Händen war der unermeßlich reiche Alleinhandel mit den kostbaren Waaren Asiens. Die nächste Folge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien war der Verfall des Landhandels mit indischen Waaren, durch welchen bisher Venedig groß geworden war und auch mehre Städte in Süd-Teutschland sich gehoben hatten.

In den merkwürdigen Zeitabschnitt, den wir nun durchwandert haben, fallen mehre wichtige Entdeckungen, welche auf den Zustand der Menschheit großen Einfluß hatten, und einige Ereignisse, die besonders auf die Geistesbildung der europäischen Völker wirkten. Wir reden zuerst von der Erfindung des Schießpul-

vers. Weder die Zeit, noch der Ort dieser Erfindung läßt sich mit Gewißheit bestimmen. Die gewöhnliche Sage, nach welcher ein teutscher Mönch, Barthold Schwarz, im Jahre 1354 Erfinder des Pulvers und des Schießgewehrs war, ist ganz unsicher. Wahrscheinlich ist das Schießpulver zuerst in Indien erfunden worden, und von da nach Sina gekommen, wo man es anfangs nur zu Kunstfeuern, und später erst zum Schießen brauchte. Von den Sinesen lernten es die Araber kennen, die es in Spanien schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bei Belagerungen zum Schießen gebraucht haben sollen. Aus Spanien soll es zuerst nach Frankreich gekommen sein. Anfangs brauchte man das Pulver nur zu grobem Geschütze, das in den frühesten Zeiten mit Steinen und später erst mit eisernen Kugeln geladen wurde. Die ersten Kanonen waren von Holz, bald aber machte man sie auch von Blei und Eisen. Gegen Anfang des funfzehnten Jahrhunderts wurden die Musketen erfunden, die anfangs, wie das grobe Geschütz, mit einer Lunte abgebrannt wurden. Später wurden in Nürnberg und Augsburg künstliche Feuerschlösser gemacht, die man mit einem Rade aufzog, und endlich kam man auf die Erfindung unserer Flintenschlösser. Die Erfindung des Schießpulvers und des Schießgewehres brachte wichtige Veränderuugen in dem Kriegswesen der Europäer hervor. Bei der alten Kriegsführung bestand hauptsächlich in der Reiterei die Kraft der Heere. Der Adel, die Ritter, durch Eisen, Blech und Leder geschützt, und mit Schwert, Dolch, Streitaxt und Lanze bewaffnet, bildete die schwere Reiterei, ihre leichter bewaffneten Lehnleute aber waren leichte Reiter. Das Fußvolk, das größtentheils aus Bürgern und Landleuten bestand, führte Bogen, Armbruste, Degen, Spieße, Streitärte und kleine runde Schilde. Leibeskraft und Gewandtheit in Führung der Waffen gaben meist den

Ausschlag im Kampfe. Anders aber wurde es nun, als durch das Schießgewehr auch der Schwächste über den Starken siegen konnte. Ein beständiges, besoldetes Kriegsvolk, das im Gebrauche dieses Gewehrs sich fortdauernd üben konnte, wurde nun immer nothwendiger, und da der Adel nach und nach dem Kriegsdienste sich entzog, so wurde ein wohlgeübtes Fußvolk der wichtigste Bestandtheil der Heere.

Wohlthätiger, als jener Werkzeuge der Zerstörung, war die Erfindung der Buchdruckerkunst, ein herrliches Geschenk, das Teutschland der Welt gab. Die Holzschneidekunst, die zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Teutschland entstand, führte zu jener Erfindung. Anfangs benutzte man die Kunst des Holzschnitts zu Spielkarten, die aus Italien nach Teutschland gekommen waren, und zu Bildern von Heiligen, welche abgedruckt, bemahlt und mit Nahmen bezeichnet wurden. Endlich setzte man größere Unterschriften, Sprüche und Reime auf die Bilder, und bald benutzte man die immer mehr vervollkommnete Kunst auch, um kleine Bücher von wenigen Blättern, eben so wie jene Bilder, in Holz zu schneiden. So weit kam man schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts auch außerhalb Teutschland, und nicht viel weiter sind bis auf den heutigen Tag die Sinesen gekommen, bei welchen die Kunst mit Holztafeln zu drucken sehr alt ist. Der Erfinder der eigentlichen Buchdruckerkunst war Johann Guttenberg, der im J. 1397 zu Mainz geboren wurde und lange zu Strasburg lebte, wo auch er durch die Holzschneidekunst, die er trieb, zu den ersten Versuchen geleitet wurde. Bald aber fiel sein erfinderischer Kopf darauf, einzelne Buchstaben in Holz, und dann auch in Metall auszuschnitzen, die man zusammensetzen, und wenn man damit gedruckt hatte, wieder aus einander nehmen konnte. Im Jahre 1445 ging Guttenberg nach Mainz, wo er sich mit

einem reichen Goldschmidt, Johann Fust, oder Faust verband. Später trat noch Peter Schöffer, aus Gernsheim, ein sinnreicher Mann, zu dieser Verbindung, und vollendete die neue Kunst, welche ihm eine bessere Mischung der Metalle zu den Buchstaben, die nun gegossen wurden, und die Bereitung der Druckerschwärze aus Kienruß und Firniß verdankt. Seit dem Jahr 1462 verbreitete sich die Buchdruckerkunst in Teutschland, Italien, Frankreich, Spanien und später auch im nördlichen Europa.

Die neue Kunst erhielt sogleich die würdigste Beschäftigung. Von Italien aus war ein neues Licht über Europa verbreitet worden. Viele gelehrte Griechen hatten sich, seit ihr Vaterland von den Türken bedrängt wurde, und besonders nach der Eroberung von Konstantinopel, mit ihren Kenntnissen und mit vielen Handschriften von den herrlichen Werken der Griechen und Römer nach Italien gezogen, wo schon im dreizehnten Jahrhunderte jene Werke von einigen ausgezeichneten Geistern fleißig benutzt, Wissenschaften und Künste eifrig gepflegt und befördert wurden, und große Dichter, wie Dante und Petrarca, in der schönen Sprache des Landes sangen. Durch die Schüler, welche die griechischen Flüchtlinge bildeten, kam eine genauere Kenntniß der alten Schriftsteller nach Teutschland, Frankreich, Spanien und dem Norden von Europa. Die trefflichen Werke der Alten, durch die Buchdruckerkunst vervielfältigt und wohlfeiler gemacht, als sie es früher in Handschriften gewesen waren, wurden nun die Beschäftigung Aller, die nach Geistesbildung strebten. Ein warmer Eifer für die Wissenschaften regte sich fast überall in Europa, zumahl in Teutschland. Hier waren Kaiser Maximilian I und Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen besondere Freunde gelehrter Männer, und viele reiche Große, wie der edle Johann von Dalberg, Bischof zu Worms, versammelten

um ſich die trefflichen Männer, welchen Teutſchland die Verbreitung wiſſenſchaftlicher Bildung verdankt. Die Gelehrten reiſeten von einer hohen Schule zur andern, um die Sprachen der Alten zu lehren und die Schriften derſelben zu erläutern. Die Zahl der Unterrichtsanſtalten ward immer größer, und im funfzehnten Jahrhunderte entſtanden allein in Teutſchland mehr hohe Schulen, als andere Länder von gleicher Größe überhaupt beſitzen, und wurden eben ſo viele Mittelpunkte der Geiſtesbildung. Es ward Licht in Europa.

Dritte Abtheilung.

Geschichte der neuern Zeit.

I. Das Zeitalter der Glaubensreinigung.

Wir haben schon früher gehört, wie der reine Geist der Wahrheit, den das Christenthum von seinem heiligen Stifter empfangen hatte, im Laufe der Zeiten ausgeartet war, wie man, von wahrer Frömmigkeit abwich und sich an äußere Gebräuche hing, und wie die Lehrer des Glaubens, statt den Menschen durch guten Wandel vorzuleuchten, in Unwissenheit und Laster versunken waren und die Achtung des Volkes verloren hatten. Ja, man fand sogar Geistliche, die nicht einmahl die Quelle der christlichen Religionslehre, die Bibel, kannten. Einzele tugendhafte Männer, die es auch in jenen Zeiten gab, konnten den allgemeinen Verfall der christlichen Frömmigkeit und der Sittlichkeit unter dem Volke nicht aufhalten, aber sie erhoben doch mit Unwillen und edlem Muthe ihre Stimmen, die uns beweisen, daß man schon in dem letzten Zeitraume, den wir jetzt betrachtet haben, und besonders seit den Zeiten der Kreuzzüge, die vielfachen Mißbräuche in der christlichen Kirche erkannte und sie abgestellt zu sehen wünschte. Wir wissen, wie sehr besonders die Unruhen, welche aus den zwiespältigen Papstwahlen entstanden, den Verfall der christlichen Kirche beförderten, aber wir

erinnern uns auch, wie einer der edelsten Männer, die gegen die herrschenden Mißbräuche sprachen, Johann Huß, das Opfer seiner Freimüthigkeit wurde. In den nächst folgenden Zeiten wurde indeß fast überall in Europa der Geist der Menschen immer mehr ausgebildet, wozu, wie wir gehört haben, seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts vorzüglich die erneuerte Bekanntschaft mit den Werken der Griechen und Römer, welche die erloschenen Wissenschaften neu belebte, und die Erfindung der Buchdruckerkunst beitrugen. Der Geist der Menschen war reif zu einer großen Umwandlung und es brauchte nur einen geringen Anstoß, um ihn vollends zu erwecken.

Seit die Päpste in dem langen Kampfe gegen die Gewalt der Fürsten, und besonders gegen die teutschen Kaiser, gesiegt hatten, waren sie nur darauf bedacht, aus allen christlichen Ländern Geld zusammen zu bringen. Dazu sollte vorzüglich auch der Ablaß dienen. So nannte man die Erlassung der Strafe, die Gott auf gewisse Sünden gesetzt haben sollte, und die der Sünder, wie man in jenen Zeiten glaubte, nach dem Tode erleiden müßte, wenn er sie nicht im irdischen Leben gebüßt hätte. Die Päpste schickten, wenn sie zu irgend einer Unternehmung, z. B. zu einem Kriege gegen die Türken, oder zu dem Bau einer neuen Kirche, Geld brauchten, in alle christliche Länder ihre Abgeordneten, welche mit dem Ablasse Handel trieben, und dafür Zettel austheilten, worauf die Sündenstrafe geschrieben stand, die für den bestimmten Preis war abgekauft worden. Das waren die Ablaßbriefe; und selbst für künftige Sünden war solcher Ablaß zu kaufen. Hatten die Verkäufer lebhafte Beredsamkeit und Unverschämtheit genug, um auf das Volk Eindruck zu machen, so war der Geldertrag oft sehr reichlich. Die Einnahme ganzer Länder wurde gewöhnlich an die Meistbietenden verpachtet, welche wieder ihre Unter-

pachter hatten, und so wurde aus diesem Handel ein abscheuliches Gewerbe, das der Sittlichkeit des Volkes den größten Nachtheil brachte.

Papst Leo X, ein gelehrter Mann, und Beschützer der Wissenschaften und Künste, führte einen glänzenden Hof und war oft in Geldnoth. Im Jahre 1517 ließ er einen neuen Ablaß verkünden, um, wie er vorgab, die prächtige Peterskirche in Rom zu vollenden, deren Bau sein Vorgänger angefangen hatte. Unter den Ablaßhändlern, welche bei jener Gelegenheit gebraucht wurden, machten besonders zwei durch ihre Unverschämtheit viel Glück, Bernhard Samson in der Schweiz, und der Dominikanermönch Tetzel, der in Sachsen und Thüringen umher zog.

Zu jener Zeit lebte in Wittenberg Doctor Martin Luther, der Sohn eines armen Bergmanns, geboren im Jahre 1483 zu Eisleben, ein Mönch von dem Orden der Augustiner, und Lehrer der Gottesgelehrtheit an der hohen Schule, die der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, nicht lange vorher (1502) dort gegründet hatte. Er war ein Mann von großer Geisteskraft, frommen Sinne, vestem Muthe und viel bewandert in den heiligen Schriften. Empört über den Unfug, den Tetzel in der Nähe von Wittenberg trieb, schlug er am 31 October des Jahres 1517 an die Schloßkirche 95 Sätze an, worin er den Ablaßhandel, als unverträglich mit der Lehre des Evangeliums, muthig angriff und sich zur öffentlichen Vertheidigung seiner Meinung erbot. (XXI, 63.) Dieß war der wichtige Schritt, wodurch Luther, ohne es zu ahnen und ohne es damahls auch nur zu wollen, die Reformation begann, welche nicht nur für die Kirche, sondern auch für den Staat und die Menschheit die wichtigsten Folgen gehabt hat. Denn nur aus Eifer für Aufklärung der Wahrheit wollte er seine Sätze, wie er in der Aufschrift sagte, verfechten, und erst als seine

Gegner ihn heftig gereizt hatten, erst als während des Kampfes, worein man ihn zog, seine Einsicht heller, seine Ueberzeugung vester und sein Muth durch die erkannte Wahrheit kühner geworden war, faßte er den Entschluß, sich ganz von der alten Kirche zu trennen. Der Papst achtete anfangs wenig auf den Streit, der zwischen Luther und Tetzel sich erhoben hatte. Die Dominikanermönche aber nahmen heftig die Partei ihres Ordensbruders, und brachten es endlich dahin, daß Luther nach Rom berufen wurde, sich vor dem Papste zu verantworten. Luther hatte nicht Lust, die bedenkliche Reise zu machen, und sein kluger Landesherr faßte den Entschluß, ihn kräftig zu schützen. Es wurden einige fruchtlose Versuche gemacht, den Streit friedlich zu schlichten, die aber nicht gelingen konnten, weil Luthers Gegner mit blinder Heftigkeit nur auf Widerruf drangen, und er nicht gegen seine Ueberzeugung sprechen wollte, so lange man ihn nicht aus der Schrift widerlegt haben würde. Einer seiner erbittertsten Feinde, Doctor Eck, Lehrer zu Ingolstadt in Baiern, brachte es endlich (1520) dahin, daß Luthers Sätze von dem Papste verdammt wurden. Luther sollte in 60 Tagen widerrufen, oder sonst mit der Strafe des Kirchenbannes belegt werden, und allen wurde bei gleicher Strafe verboten, ihn zu schützen, und befohlen, seine Schriften öffentlich zu verbrennen.

Aber Luthers Lehren hatten seit drei Jahren in den vorbereiteten Gemüthern überall Eingang gefunden; seine kräftigen Schriften, die er in teutscher und lateinischer Sprache herausgab, wurden nicht nur in Teutschland, sondern selbst unter fremden Völkern begierig gelesen, und seine Schüler hatten sich von Wittenberg fast in allen teutschen Ländern verbreitet. Auch unter den teutschen Fürsten hatte er einige Freunde, welche die Verbreitung seiner Lehre wenigstens nicht hinderten, wenn sie es auch noch nicht wagen durften, sie

zu befördern; und mehre der wackersten Männer aus dem Adel Teutschlands, vor allen Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, zwei fränkische Ritter, hatten ihm Schutz und Hilfe zugesichert. Das päpstliche Verdammungsurtheil fand daher in den meisten Gegenden Teutschlands eine sehr ungünstige Aufnahme, und wo nicht die Obrigkeit selbst die öffentliche Anheftung des Urtheils verboten hatte, wurde es von dem unwilligen Volke abgerissen.

Die Abgeordneten des Papstes drangen bei dem Kurfürsten von Sachsen auf die Vollziehung des päpstlichen Urtheils, und verlangten, er sollte Luthers Schriften verbrennen lassen und ihn selbst strafen, oder gefangen nach Rom schicken. Der edle Fürst antwortete, es müsse die Sache zuvor durch gelehrte und billige Richter untersucht und Luther widerlegt werden, ehe man die Schriften desselben verbrennen könne; aber sobald Luthers Lehre gehörig widerlegt worden sei, werde er ihm auch unaufgefodert seinen Schutz entziehen. Glücklicher waren die Abgeordneten bei dem Kaiser, Karl V, welcher es gestattete, daß Luthers Schriften zu Antwerpen und Löwen in den Niederlanden verbrannt wurden, was darauf auch in Mainz, Cölln und Ingolstadt geschah. Aber fast überall sah das Volk der unbesonnenen Feierlichkeit mit lautem Gelächter, oder mit offenen Aeußerungen des Unwillens zu. Gereizt durch die feindlichen Schritte seiner Gegner, wagte nun Luther, kurz vor Ende des Jahres 1520, die kühnste That. Er zog mit vielen Lehrern und Schülern hinaus vor das Thor von Wittenberg, ließ einen Scheiterhaufen errichten und warf die Bücher des päpstlichen Rechts und das gegen ihn erlassene Verdammungsurtheil ins Feuer. Es sei ein altes Herkommen, sagte er, böse und giftige Bücher zu verbrennen, und dazu sei er Gewissens halben verbunden.

Der Kaiser, Karl V, und der Kurfürst von Sach-

sen wurden endlich darüber einig, daß, vor der Vollziehung des päpstlichen Verdammungsurtheils, Luther erst vor dem Reichstage zu Worms nach einmahl gehört werden sollte. Luther erhielt (1521) durch einen Brief, den der Kaiser selbst ausgestellt hatte, das Versprechen eines völlig sichern Geleits, und als er mit Muth und Gottvertrauen nach Worms zog, sah er auf dem Wege, wie groß die Zahl seiner Freunde und Anhänger war, denn überall strömte das Volk in Haufen herbei, ihn zu sehen und zu hören. Er trat vor die glänzende Versammlung, welche der Kaiser mit den teutschen Fürsten hielt. Der Erfolg war nicht günstig. Die Versammlung, worin seine Gegner, von dem anmasenden Abgeordneten des Papstes geleitet, das Uebergewicht hatten, verlangten auch nur Widerruf von ihm. Luther antwortete, er könne und wolle nichts widerrufen, da er nicht gegen sein Gewissen und die Ueberzeugung erkannter Wahrheit sprechen dürfe, und schloß seine Rede mit vestem Muthe, sprechend: Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen!

Vergebens wollten einige heftige Gegner des herrlichen Wahrheitverfechters den Kaiser bewegen, das ertheilte sichere Geleite zu verletzen und Luthern gefangen zu nehmen; Karl aber antwortete, ein Kaiser müsse sein Wort halten, wenn auch überall Treue und Glauben verschwunden wären. Luther reisete von Worms ab, mit dem kaiserlichen Versprechen, daß er noch 21 Tage sicheres Geleit genießen sollte. Aber wie viel war für ihn zu fürchten von heimlichem Verrath! Der Papst hatte ihn ja kurz zuvor als einen hartnäckigen Ketzer in den Bann gethan, und der Kaiser den versammelten Fürsten zu Worms erklärt, er werde gegen Luther und dessen Anhänger die Reichsacht aussprechen, oder ihm den Schutz der Gesetze entziehen. Der Kurfürst von Sachsen, den Luther durch sein edles Betragen vor der Fürstenversammlung ganz gewonnen hatte, zitterte für

64.

Luther wird nach Wartburg gebracht. 1521.

65

Johann Friedrich gefangen bei Mühlberg. 1547.

66

Gustav Adolfs Tod bei Lützen. 1632.

den Mann, in dessen Beschützung er jetzt noch einmahl so viel Freude und Ruhm fand. Auf seine heimliche Veranstaltung geschah es, daß Luther auf der Rückreise von Worms unweit des Schlosses Altenstein im Fürstenthume Meiningen von zwei vermummten Reitern während der Nacht überfallen, vom Wagen genommen, auf ein Pferd gesetzt und durch einen Wald auf das Schloß Wartburg bei Eisenach gebracht wurde. (XXII, 64.) Luther sollte daselbst verborgen bleiben, bis sich die Heftigkeit des ersten Sturmes gelegt haben würde. Er lebte auf der Burg unter dem Nahmen Ritter Georg, und benutzte diesen ruhigen Aufenthalt, an der Verteutschung der Bibel zu arbeiten, wovon im folgenden Jahre das neue Testament erschien, wodurch er dem Volke die lange verschlossene Erkenntnißquelle der Glaubenswahrheiten öffnete.

Vergebens sprach nun der Kaiser zu Worms gegen Luthern und dessen Anhänger die Reichsacht aus, vergebens verbot er, wie der Papst es verlangte, die neue Lehre; und es zeigte sich immer mehr, daß es ein wahres großes Wort gewesen war, was Luther einem teutschen Fürsten zu Worms gesagt hatte: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie bald untergehen; ist sie aber aus Gott, so werdet ihr sie nicht dämpfen.“ Mächtige teutsche Fürsten erklärten sich für ihn und seine Lehre, wo des Volkes Stimme die Abschaffung der alten Gebräuche verlangte.

Wie Luther in Teutschland der Lehrer des Volkes wurde, so predigte Ulrich Zwingli in Zürich mit gleichem Muthe und gleichem Glücke gegen die Mißbräuche in der Kirche. Beide waren in mehren Hauptlehren einig; beide predigten das Christenthum in der Einfachheit, wie es in den Schriften der Schüler desselben gelehrt wird, und verwarfen die späteren Entstellungen, die es durch Menschensatzungen erlitten hatte;

aber da Zwingli über Manches anders dachte und weiter ging als Luther, so entstand eine Trennung zwischen beiden, welche bei der damahl herrschenden Unduldsamkeit bald in feindselige Erbitterung ausartete. Es bildeten sich auf diese Weise zwei neue Glaubensparteien, von welchen sich die eine nach Luther — aber gegen seinen Wunsch — Lutheraner, die andre, welche Zwingli, und später den geistreichen Calvin aus Genf, an ihrer Spitze hatte, Reformirte nannte.

So war Teutschland die Wiege und erste Schutzstätte der Glaubensverbesserung geworden. Von hier aus drang die neue Lehre schnell auch in andre Länder. Schweden sagte sich schon 1527 vom Papste los, und Dänemark folgte bald, aber mit größerem Widerstande hatte sie in Frankreich, in England und in den Niederlanden zu kämpfen. Ueberall, wo die Reformation siegte, oder auch nur Kampf und Reibungen veranlaßte, hat sie den Völkern höhere Bildung gegeben, wogegen diejenigen Länder, in welchen sie nicht Eingang fand, in ihrer Entwickelung zurück blieben. Nur in Polen, wo die Lehren Luthers und Calvins sich in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts verbreiteten, ward jener günstige Einfluß nicht sichtbar, und zwar hauptsächlich deswegen, weil es hier an Städten, den Mittelpunkten der Aufklärung, fehlte.

Aber sehr bald erhielt die Reformation einen mächtigen Gegner, der die stärkste Stütze der erschütterten päpstlichen Macht wurde, der Orden der Jesuiten, welchen Ignaz Loyola, ein Spanier, im J. 1537 stiftete und bald darauf (1540) der Papst bestätigte. So wie die Reformation dem halben Europa ein neues Leben gab, so suchte dieser Orden die andere Hälfte dem Papste treu zu bewahren und darum alles, so viel er konnte, bei dem Alten zu erhalten. Wo der neue Lichtstrahl hingedrungen war, suchten die Jesuiten ihn

auszulöschen, und von andern Ländern ihn gänzlich abzuhalten.

In Teutschland war der Verbreitung der neuen Lehre, außer der Neigung vieler teutschen Völker, nichts so günstig, als die Kriege, welche Kaiser Karl V mit Franz I, König von Frankreich, 23 Jahre lang (1521 bis 1544) und während dieses Zeitraums auch gegen die Türken, führen mußte. Frankreich, das nach der gänzlichen Vertreibung der Engländer seine Kräfte zusammengefaßt hatte, war schon am Ende des funfzehnten Jahrhunderts als furchtbare Kriegsmacht erschienen. Sein erster Eroberungskampf war gegen Oestreich gerichtet, das seit Maximilians I Vermählung mit der Erbinn Burgunds, oder der Niederlande, ein gefährlicher Nachbar geworden war. Unter Karl VIII und Ludwig XII gelang es den Franzosen zweimahl, Meiland und Neapel zu erobern, aber die Hinterlist des spanischen Königs Ferdinand, des Beherrschers von Sicilien, mit welchem der ehrlichere Ludwig sich zur Theilung der Beute verbunden hatte, betrog ihn um Neapel, den schönen Preis des Kampfes. Maximilians I Sohn, Philipp, vermählte sich mit der einzigen Tochter Ferdinands und Isabella's, der Erbinn der spanischen Reiche, welche die Mutter Karls V wurde. So gelangte das Haus Oestreich zur Erbschaft Spaniens, dessen Thron Karl im J. 1516 bestieg. Ein Jahr früher war in Frankreich Franz I, ein liebenswürdiger, tapfrer, kriegslustiger Fürst, zur Herrschaft gelangt. Die beiden jungen ehrgeizigen Könige waren Nebenbuhler um die Kaiserwürde, und als Karl (1519) von den teutschen Fürsten den Vorzug erhalten hatte, entstand eine unvertilgbare Eifersucht zwischen ihnen, welche durch ihre Nachbarschaft und ihre beiderseitigen Eroberungsabsichten auf Italien immer mehr angefacht wurde. Der Krieg ward zwar mit abwechselndem Glücke geführt, im Ganzen aber

glücklicher für Karl, dessen Gefangener Franz nach der Niederlage bei Pavia (1525) eine Zeitlang war, und Frankreich mußte seine Entwürfe auf Italien endlich aufgeben.

Bald nach dem Frieden mit Frankreich, richtete Karl seine ganze Streitkraft gegen die Anhänger der gereinigten Glaubenslehre in Teutschland. Mehre der mächtigsten Fürsten hatten die Verbreitung befördert derselben und die kirchlichen Verhältnisse in ihren Ländern neu eingerichtet, und selbst ein Fürst, den die Gelübde geistlicher Orden banden, der Hochmeister des teutschen Ritterordens in Preußen, Albrecht von Brandenburg, war (1525) zu dem neuen Glauben übergetreten und hatte, nach seiner Vermählung mit einer dänischen Fürstentochter, Preußen in ein weltliches Herzogthum für sich und seine Nachkommen verwandelt. So bildete sich in Teutschland eine Gegenmacht, welche in dem Kaiser, als Beschützer des alten Glaubens, und in den Fürsten, die dem Papste treu geblieben waren, ihre Widersacher fand. Im Jahre 1531 errichteten die protestantischen Fürsten ein Schutzbündniß zu Schmalkalden, um sich gegen die deutlich ausgesprochenen feindlichen Absichten ihrer Gegner zu schirmen. Die katholischen Fürsten setzten dieser Verbindung den heiligen Bund entgegen. Mehr als einmahl drohte ein innerer Krieg zwischen den teutschen Fürsten, aber Luther, seinem Grundsatze treu, daß das große Werk der Glaubensreinigung allein durch die Kraft der Ueberzeugung, und nicht durch das Schwert, gefördert werden müsse, wußte die oft erbitterten Gemüther seiner Anhänger zu besänftigen und den Frieden zu erhalten.

Wenige Monate nach Luthers Tode (1546) erklärte Kaiser Karl die Reichsacht gegen die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes, den Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich den Großmüthigen,

Friedrichs des Weisen Neffen, und den Landgrafen Philipp von Hessen. Der Kaiser war im Bunde mit dem Vetter des Kurfürsten, Herzog Moriz von Sachsen, der das Haupt der jüngern Linie des sächsischen Hauses war und schon länger mit dem Kurfürsten in Unfrieden lebte. Der Kaiser trug ihm auf, das Land des geächteten Kurfürsten zu besetzen, und Moriz, obgleich selbst ein Anhänger der protestantischen Glaubenslehre, erfüllte diesen Auftrag, der seinem heimlichen Wunsche, seinen Verwandten zu verdrängen, entgegen kam, schnell mit glücklichem Erfolge. Der Kurfürst war zu jener Zeit mit dem mächtigen Heere des schmalkaldischen Bundes in Schwaben, um sich dem Kaiser entgegen zu stellen, der dort seine Kriegsmacht zusammen zog. Die Uneinigkeit der Führer und Mangel an Scharfblick und Weltklugheit bei dem Kurfürsten von Sachsen, dem sonst ein frommes edles Gemüth eigen war, hinderten die Benutzung günstiger Augenblicke, des Kaisers schwaches Heer entscheidend zu schlagen. Als nun die Nachricht von Moriz'ens glücklichen Fortschritten kam, hielt den Kurfürsten nichts mehr ab, das Bundesheer mit dem größten Theile der Kriegsmacht zu verlassen, um sein eigenes Land wieder zu erobern, und so wurde die Erhaltung des Bundes der Rettung des Einzelen geopfert. Der Kurfürst war in kurzer Zeit wieder im Besitze seines Landes und eroberte sogar, bis auf wenige Städte, Moriz'ens Gebiet. Aber der Kaiser, als er in Ober-Teutschland alle Bundesglieder bezwungen hatte, rückte schnell nach Sachsen vor, und überfiel den Kurfürsten, der in unglücklicher Sorglosigkeit mit einem schwächern Heere in Meißen gelegen hatte und nun eilig am rechten Elbufer hinab zog, unweit Mühlberg vor der Lochauer Heide. Der heftige Kampf dauerte bis in die Nacht und der Kurfürst stritt mit rühmlicher Tapferkeit. Endlich aber erlag er der Uebermacht und mußte sich nach hartnäckiger Gegen-

wehr gefangen geben. Der ſpaniſche Herzog von Alba führte ihn vor den Kaiſer. Allergnädigſter Kaiſer, ich bin Euer Majeſtät Gefangener, ſprach Johann Friedrich. Karl, dem die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen früher in ihrer Kriegserklärung den Kaiſertitel verweigert hatten, antwortete ſtolz: Ha, bin ich nun Kaiſer? Ich bitte um fürſtliches Gefängniß, fuhr der Kurfürſt fort. Wie Ihr's verdient habt, erwiederte der Kaiſer, und übergab ihn der Aufſicht des Herzogs von Alba. (XXII, 65.) Bald nachher wurde der Kurfürſt als Empörer von dem Kaiſer zum Tode verurtheilt, aber mehr um ihn zu ſchrecken und Wittenberg, das tapfre Gegenwehr leiſtete, zur Uebergabe zu zwingen, und auf die Fürbitte einiger Fürſten, beſonders des Herzogs Moriz, wurde das hart ausgeſprochene Urtheil in einen Vertrag verwandelt, wodurch der gefangene Fürſt der Kurwürde entſagen, ſeine Länder größtentheils ſeinem Vetter Moriz abtreten, und ſich verpflichten mußte, bis auf weitere Verfügung des Kaiſers Gefangener zu bleiben. Einige Tage ſpäter verlieh der Kaiſer dem Herzog Moriz die ſächſiſche Kurwürde. Der Landgraf von Heſſen mußte ſich bald nachher auf harte Bedingungen unterwerfen und wurde von dem Kaiſer hinterliſtig ſeiner Freiheit beraubt. Der Sieger führte die beiden gefangenen Fürſten mit ſich in Teutſchland umher. Er ſchien nun eine unbeſchränkte Herrſchaft über die teutſchen Fürſten errungen zu haben, und glaubte alles nach ſeiner Willkühr ordnen zu können, aber er ſah bald zu ſeinem Verdruſſe, daß Einer ihn an Klugheit übertraf. Es war ſein Schützling, der neue Kurfürſt von Sachſen. Unwillig über Karls Abſicht, die teutſchen Fürſten zu unterdrücken, unwillig über die verweigerte Befreiung des Landgrafen von Heſſen, ſeines Schwiegervaters, rüſtete er ſich heimlich gegen den Kaiſer und gab, durch ſein geheimes Bündniß mit König Heinrich II von Frankreich, zuerſt das gefährliche Beiſpiel, fremde

Fürsten in Teutschlands innere Angelegenheiten zu ziehen. Moriz überfiel den Kaiser in Tirol so unerwartet und glücklich, daß Karl durch den Vertrag zu Passau (1552) dem gefangenen Landgrafen die Freiheit bewilligen und den Protestanten völlige Glaubensfreiheit zugestehen mußte. Der Kurfürst Johann Friedrich war schon früher der Gefangenschaft entlassen worden. Frankreich riß einen Theil von dem teutschen Lothringen ab, den Anfang zu seinen Vergrößerungen auf Teutschlands Kosten, und vergebens suchte der Kaiser diese Schmach seiner Herrschaft zu rächen. Einige Jahre später übergab er, schwermüthig und verstimmt, Spanien und die Niederlande seinem Sohne Philipp II, während ihm auf dem teutschen Throne sein Bruder Ferdinand folgte. Dieser schloß im J. 1555 den Religionsfrieden, wodurch der Vertrag von Passau näher bestimmt und den Protestanten die freie Ausübung ihres Glaubens bestätigt wurde. So war Teutschland einstweilen beruhigt, und die Protestanten genossen gegen 40 Jahre ungestört die ihnen gesicherten Rechte.

Auch in Frankreich konnten die Anhänger des protestantischen Glaubens erst nach langen blutigen Kämpfen zum Genusse der Rechte gelangen, welche man ihnen ungerechter Weise rauben wollte. Schon seit dem J. 1520 hatten die neuen Lehren Eingang gefunden, und noch mehr in der Gestalt, die Calvin ihnen gab. Die Verfolgung gegen ihre Anhänger begann bald, und wurde am grausamsten, während die hinterlistige Katharina von Medici für ihren unmündigen Sohn, Karl IX, die Regierung führte. Ein furchtbarer Bürgerkrieg zerrüttete das Reich. Das Haus Bourbon, dem herrschenden Königsgeschlechte Valois nahe verwandt, war an der Spitze der Protestanten, die in Frankreich Hugenotten genannt wurden, und auf beiden Seiten mußte die Religion zum Vorwande dienen, um Entwürfe des Ehrgeizes und der

Herrschsucht auszuführen. Katharina schien endlich zu einer Aussöhnung geneigt zu seyn, und die Vermählung des jungen Heinrich von Navarra, aus dem Hause Bourbon, mit des Königs Schwester sollte die Vereinigung befestigen. Am Hochzeitfeste aber, in der Nacht des Bartholomäustages 1572, wurden zu Paris und in andern Städten durch eine Verschwörung Katharina's mit den mächtigen Häuptern der katholischen Partei 60,000 Protestanten treulos ermordet. Ganz Europa vernahm die Nachricht von dieser Pariser Bluthochzeit, oder Bartholomäusnacht, mit Entsetzen und Abscheu; nur der Papst, der sich einen Statthalter Christi, des Stifters der Religion der Liebe, nannte, ließ ruchlose Jubellieder anstimmen. Als das herrschende Haus Valois ausgestorben war, stand Heinrich von Navarra, nach den Gesetzen der Erbfolge, dem Throne am nächsten. Es kostete ihm noch einen neunjährigen Kampf mit seinen Gegnern in Frankreich, die König Philipp II von Spanien unterstützte, ehe er sich auf dem Throne befestigt sah. Um alle Parteien zu beruhigen, trat Heinrich IV zur katholischen Kirche über und gab den Hugenotten durch das Edikt von Nantes (1598) freie Religionsübung und gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken.

Unter allen Ländern Europa's wurde nirgend die Reformation strenger abgewehrt, als in Spanien. Hier herrschte nach Karl V (in Spanien der erste), der seine letzten Lebensjahre in dem Kloster Juste in Estremadura zubrachte, Philipp II, ein finsterer, hinterlistiger Wütherich, aber von festem Willen und unerschütterlicher Standhaftigkeit, eroberungssüchtig, aber zu feig, um je an der Spitze seiner Heere zu erscheinen. Er war der mächtigste Fürst seiner Zeit; Spanien, Meiland, Neapel, Sicilien, die reichen Niederlande, die Gold- und Silbergruben Amerika's gehorchten ihm, ein unermeßliches Gebiet, in welchem die Sonne nie

unterging, und späterhin ward er durch listige Eroberung auch Herr von Portugal und Ostindien. Aus einem prächtigen Kloster Escurial, auf dessen Bau er Millionen verschwendete, beunruhigte er die Welt, so lange er lebte. Er wollte keine Freiheit gelten lassen gegen seinen Willen, keinen Glauben, als den seinigen, und im Besitze geübter Heere, einer furchtbaren Seemacht, und erfahrener Feldherrn, hielt er sich für unbesiegbar und trachtete nach allgemeiner Herrschaft. Fruchtlose Unternehmungen verschlangen die Schätze von Amerika, und so geschah es, daß für den Herrn der reichen Goldminen der neuen Welt kurz vor seinem Ende Priester von Haus zu Haus eine Beisteuer betteln mußten. Gleich nach ihm war Spanien in Ohnmacht versunken. Die ganze Zeit seiner Herrschaft störte der Kampf gegen den Glauben und die Freiheiten der Niederländer. Die Lehren Luthers und Calvins waren durch den Handelsverkehr sehr früh unter dieses betriebsame, fleißige Volk gekommen, das an den Mündungen des Rheins und der Schelde und an den Küsten der Nordsee Sandwüsten und Heiden in fruchtbares Land verwandelt hatte, kühn die Meere beschiffte, und durch Handel zu Macht und Muth gekommen war, aber von jeher frei gesinnt war und immer unwillig jeden Druck ertrug. Schon Karl V hatte hier gegen 100,000 Menschen um ihres Glaubens willen hinrichten lassen, aber sie duldeten, weil sie ihn, der unter ihnen geboren war, liebten. Philipp II griff mit geringerer Schonung ihre alten Landesfreiheiten an und wollte den protestantischen Glauben unterdrücken, der vornehmlich in den nördlichen Landschaften sich verbreitet hatte. Die Empörung brach (1565) aus. Philipp sandte in das unruhige Land den grausamen Herzog von Alba, unter dessen Henkerschwert in sechs Jahren über 18,000 Verdächtige und Unzufriedene bluten mußten. Wilhelm von Oranien gründete die Freiheit der Niederländer.

Von den 15 Landschaften, welche das ehemalige burgundische Land bildeten, vereinigten sich (1579) die sieben nördlichen zu Utrecht in einen Bund zur Beschützung ihrer alten Freiheiten und ihres Glaubens. Wilhelms tapferer Sohn, Moriz, befestigte ihre Unabhängigkeit. Aus Flüchtlingen, die nur auf dem Meere ihre Heimath hatten, wurden Seehelden, die bald den Weg zu den Reichthümern Indiens sich bahnten und ihrem Vaterlande den Besitz des Welthandels sicherten, und endlich (1609) mußte das ohnmächtige Spanien die Freiheit der vereinigten Niederlande anerkennen.

In England, wo unter Heinrich VIII die Trennung vom Papste (1529) erfolgt war, herrschte gleichzeitig mit Philipp II Elisabeth, die Schöpferin des Gewerbfleißes, der Handelsgröße und der Seemacht ihres Volkes. Sie unterstützte den Freiheitskampf der Niederländer, und Philipp sandte gegen sie seine unüberwindliche Flotte, welche geschlagen und von Stürmen fast vernichtet bald in seine Häfen zurück kehrte. Seit diesem glücklichen Ereignisse weckte die Begeisterung des Sieges und der Haß gegen die Spanier kühnen Unternehmungsgeist. Es wurden Reisen um die Welt gemacht, Ansiedlungen in Amerika gegründet und die ersten Versuche zum Handel mit Indien gemacht. Auch blühten die Wissenschaften unter der großen Frau, die selbst Gelehrte schätzte und sehr gebildet war, und der unsterbliche Shakespear verherrlichte ihre Zeit.

Die teutschen Protestanten konnten sich der Rechte, welche der Religionsfriede (1555) ihnen gegeben hatte, unter der Regierung der beiden Nachfolger Karls V, des vorsichtigen Ferdinand I und des gerechten, klugen und duldsamen Maximilian II, ungestört erfreuen. Die Regierung des unthätigen, oft unklugen und immer unduldsamen Rudolf II aber

war die Quelle der traurigen Zerrüttungen, die Teutſchland dreißig Jahre lang erleiden mußte. Er ließ ſich bald ganz von ſeinem Oheim, dem König Philipp II, der ihn erzogen hatte, und von den Rathſchlägen der Jeſuiten leiten, und beide Rathgeber waren eifrig bedacht, die evangeliſche Lehre in Teutſchland zu unterdrücken, wie es in den Niederlanden ſchon war verſucht worden. Die Zwietracht in Teutſchland nahm immer zu. Katholiſche Fürſten wollten ihre proteſtantiſchen Unterthanen zwingen, entweder ihren Glauben aufzugeben, oder aus dem Lande zu gehen, und wenn etwa ein proteſtantiſcher Fürſt zur katholiſchen Kirche zurück kehrte, ſo ſollten ihm auch ſeine proteſtantiſchen Unterthanen darin folgen. Die Jeſuiten ſagten laut, daß die Proteſtanten auf die Vorrechte, welche der Religionsfriede ihnen gegeben hatte, ferner nicht Anſpruch machen könnten, und zum Unglücke herrſchte unter den beiden proteſtantiſchen Parteien, den Anhängern Luthers und den Reformirten, beſonders ſeit dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, eine heftige Erbitterung, wovon die Katholiken Vortheil zu ziehen wußten. Der Unwille der Proteſtanten über die Behandlung, die ſie erfuhren, wuchs immer mehr, und auf beiden Seiten ſetzten ſich Haß und Mißtrauen veſt. Die Proteſtanten ſchloſſen endlich (1608) zu ihrem Schutze einen Bund, die Union, an deren Spitze der Kurfürſt Friedrich IV von der Pfalz, ein thätiger Held, trat, aber bald nachher (1609) ſetzten die katholiſchen Fürſten dieſem Schutzbündniß eine andere Verbindung, die Liga, entgegen, deren Haupt der kluge und kriegserfahrene Herzog Maximilian von Baiern war.

Beide Parteien ſtanden nun einander gegenüber und Teutſchlands Ruhe ſchien gefährlich bedroht zu ſeyn. Das Ausſterben der Herzoge von Jülich, Cleve und Berg (1609), auf deren Länder mehre teutſche Fürſten Anſpruch machten, gab zuerſt Anlaß zur Störung des

Friedens, und führte (1614) auf teutschen Boden fremde Kriegsvölker, Spanier und Holländer, welche die beiden Fürsten, die sich in Besitz jener Länder gesetzt hatten, den katholisch gewordenen Pfalzgrafen von Neuburg und den protestantischen Kurfürsten von Brandenburg, unterstützten. Ein Vergleich hinderte zwar den völligen Ausbruch des Kampfes, aber bald entzündete sich in Böhmen der Brand, welcher Teutschland verwüsten sollte. Die böhmischen Protestanten klagten schon unter Rudolfs II Nachfolger, dem Kaiser Matthias, der auch die Königskrone von Böhmen trug, über vielfältige Bedrückungen und über Verletzung der Glaubensfreiheit, welche ihnen war zugesichert worden, und sie erhielten noch mehr Anlaß zu Beschwerden, als der kinderlose Kaiser seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Im J. 1618 brach in Prag der Aufstand aus, wobei zwei königliche Statthalter, welche den Protestanten entgegen waren, aus dem Fenster geworfen wurden. Der Kaiser rüstete sich, die Böhmen mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen, und in demselben Jahre brach der Krieg aus. Als Matthias im folgenden Jahre starb, war ganz Böhmen, bis auf zwei Städte, von Ferdinand II abgefallen, und als er auf dem Landtage zu Prag feierlich war abgesetzt worden, wählten die Böhmen den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V, der nun das Haupt der protestantischen Union war, zu ihrem Könige. Aber alsbald fielen die Spanier in die Pfalz, der Kurfürst von Sachsen, der den Kurfürsten von Pfalz, als einen Anhänger der Lehre Calvin's haßte, und mit dem Kaiser im Bunde war, besetzte die, damahls zu Böhmen gehörige Lausitz, und Maximilian von Baiern kam dem Kaiser mit dem Heere der Liga zu Hilfe. Die Union blieb unthätig. Der schwache, unentschlossene Friedrich wurde bald nach seiner Krönung (1620) auf

dem weißen Berge bei Prag geschlagen. Von dem Kaiser geächtet, floh der unglückliche Fürst nach Holland, und gelangte nicht wieder zum Besitze seiner Länder. Die unruhigen Böhmen mußten sich dem Kaiser unterwerfen; sie verloren ihre Vorrechte, die vertriebenen Jesuiten wurden hergestellt, viele Menschen hingerichtet, und alle, die nicht zum katholischen Glauben zurück kehren wollten, aus dem Lande gejagt.

Es stand nun kein Feind mehr gegen den siegreichen Ferdinand unter den Waffen; aber er und seine Bundesgenossen, die katholischen Fürsten, entließen ihre Kriegsvölker nicht, und überall suchten sie mit den Waffen in der Hand die Protestanten zu unterdrücken. Tilly, Maximilians von Baiern glücklicher Feldherr, verbreitete überall Schrecken, und die teutschen Fürsten, durch Zwietracht getrennt, waren ohnmächtig zum Widerstande. Das ganze südliche Teutschland war unterworfen, nur die niedersächsischen Fürsten waren noch nicht bezwungen. Der König von England, der Schwager des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz, und die, von den Spaniern von neuen angegriffenen Niederländer reizten (1625) den König von Dänemark, Christian IV, ein Heer nach Teutschland zu führen, mit welchem die Fürsten in Niedersachsen sich vereinigten. Tilly und Albrecht von Waldstein (oder Wallenstein), des Kaisers Feldherr, zogen dem neuen Feinde entgegen. Der König von Dänemark wurde bei Lutter am Barenberge (1626) von Tilly so entscheidend geschlagen, daß er sich nicht wieder erholen konnte, und bald nachher (1629) Friede machen mußte. Der Kaiser glaubte nun im Uebermuthe der Siegesfreude stark genug zu seyn, der protestantischen Partei in Teutschland einen tödlichen Streich zu versetzen, und er ließ sich von den vereinigten Vorstellungen der geistlichen Kurfürsten, des päpstlichen Gesandten und der Jesuiten zu einem kühnen und gefährlichen

Schritte bewegen. Er befahl, die protestantischen Fürsten sollten alle geistliche Stifter, die sie seit 1552 an sich gezogen hatten, den Katholiken zurück geben, und den katholischen Fürsten wurde gestattet, ihre Unterthanen zum alten Glauben anzuhalten und die Widerspenstigen aus dem Lande zu jagen. Zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer foderte dieser Befehl für die Katholiken zurück. Zwei mächtige Heere unter Waldstein und Tilly erleichterten die gewaltsame Vollziehung dieses strengen Gebotes, womit man sogleich anfing. Die protestantische Partei schien nun ohne Rettung verloren zu seyn, aber selbst die katholischen Fürsten waren unwillig über des Kaisers wachsende Uebermacht und besonders über die Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen, welche sich Waldstein mit seinen rohen Kriegsvölkern überall in Teutschland, den mächtigsten Fürsten zum Hohne, erlaubte.

In dieser Gefahr kam den bedrängten Protestanten Hilfe von einem Volke, das in seiner nördlichen Heimath früher zwar mit den Kaufleuten der teutschen Hanse Verkehr gehabt hatte, sonst aber bis zur Reformation mit Teutschland wenig bekannt geworden war. Des großen Gustav Wasa großer Enkel, Gustav Adolf, saß seit 1611 auf Schwedens Throne. Er hing mit Frömmigkeit und redlichem Eifer an der evangelischen Lehre und sah mit Schmerz auf die Unterdrückung seiner teutschen Glaubensbrüder, aber mit der frommen Begeisterung, die ihn zu ihrem Beschützer machte, verband sich der Ehrgeiz, seinen und seines Volkes Ruhm zu erheben. In dem Kriege, den Schweden seit 1600 mit Polen führte, hatte er seine herrliche Anlage zu einem Feldherrn so glücklich ausgebildet, daß er den größten Heerführern seiner Zeit mit Zuversicht entgegen treten konnte. Die Franzosen, die längst getrachtet hatten, die Verwirrung in Teutschland

zu benutzen, um Oestreich zu schwächen und die Gränzländer am Rheine zu erobern, vermittelten schon im J. 1629 einen Waffenstillstand mit Polen, um dem Könige zu dem neuen Kampfe freie Hand zu geben, und schlossen mit ihm einen Bund. Kaiser Ferdinand hatte den neuen Gegner zu wenig geachtet, aber der Schneekönig, wie man ihn spottend in Wien nannte, erschütterte bald, mehr als je vorher ein Feind, den habsburgischen Thron. Gustav Adolf landete im Junius 1630 mit einem erlesenen Heere von 15,000 Kriegern auf der Küste von Pommern. Er zog vorsichtig voran, und wollte keine Veste in seinem Rücken lassen, um im Unglücke einen sichern Weg zur Küste zu haben. Die kaiserlichen Kriegsvölker in Nord-Teutschland zogen sich schnell vor ihm zurück, aber Stettin, Cüstrin und Spandau hielten ihn lange auf. Der Herzog von Pommern und der Kurfürst von Brandenburg zögerten furchtsam und mißtrauisch, sich mit Gustav Adolf zu verbinden, der ihre Vestungen besetzen wollte. Der Kurfürst von Sachsen wollte die protestantischen Fürsten Teutschlands vereinigen und an ihrer Spitze eine dritte Partei zwischen dem Kaiser und dem fremden König bilden. Er verweigerte alles, was Gustav Adolf begehrte, das angebotene Bündniß, so wie den Durchzug durch sein Land. Unter diesen Schwierigkeiten verfloß mehr als ein Jahr, ehe es zu entscheidenden Waffenthaten kam, und während Gustav Adolf noch beschäftigt war, durch Besetzung der Vestungen seinen Weg zu sichern, gelang es dem furchtbaren Tilly, die reiche Stadt Magdeburg, die auf des Königs Beistand hoffend, sich tapfer vertheidigt hatte, mit Sturme zu bezwingen, und unter unmenschlichen Gräuelthaten zu verheeren. Als nun Tilly nach dieser Eroberung sich gegen das sächsische Land wendete, das bis dahin von den Verwüstungen des Krieges noch verschont geblieben war, schloß der bedrängte Kurfürst von Sachsen einen

Bund mit dem König von Schweden und führte ſein Heer zu ihm.

Tilly hatte eben Leipzig (am 6 September 1631) erobert, als Guſtav Adolf ihm entgegen rückte, um gegen den alten berühmten Heerführer ſeine Kraft zu verſuchen. Bei dem Dorfe Breitenfeld unweit Leipzig, wo Tilly ſein Lager beveſtigt hatte, trafen ſich beide Heere (am 7 September) und Guſtav Adolf ſiegte. Tilly entrann kaum der Lebensgefahr und floh mit den Ueberreſten ſeines Heeres nach Niederſachſen. Alle Vortheile, welche der Kaiſer und die Liga ſeit zwölf Jahren errungen hatten, waren nun auf einmahl vernichtet; die proteſtantiſche Partei richtete ſich muthig empor und dem nordiſchen Sieger ſtand der Weg in ganz Teutſchland und in des Kaiſers eigenes Land offen. Während ſein Bundesgenoſſe, der Kurfürſt von Sachſen, durch Schleſien gegen Böhmen rückte, zog Guſtav Adolf durch Thüringen nach Franken. Der Landgraf von Heſſen hatte ſchon früher, zuerſt unter allen teutſchen Fürſten, ſich mit ihm vereinigt, und nun ſchloſſen auch die Herzoge von Sachſen-Weimar ein Bündniß mit ihm, welches ihm den herrlichen Helden Bernhard von Weimar zum Waffengefährten gab. Guſtav Adolf wurde auf ſeinem Zuge durch Thüringen überall mit Jubel und Begeiſterung als Retter begrüßt. Kühn und raſch drang er nun vor, um die Beſtürzung ſeiner Feinde zu benutzen. Die wichtigſten Städte in Franken und am Rheine fielen in kurzer Zeit in ſeine Gewalt, und Tilly, der wieder ein neues mächtiges Heer geſammelt hatte, wagte es nicht, dem ſiegreichen Könige entgegen zu gehen. Nach kurzer Winterruhe eilte Guſtav Adolf vom Rheine gerade nach Baiern, zu deſſen Beſchützung Tilly von ſeinem Fürſten herbei gerufen wurde. Bei des Königs Uebergange über den Lech wurde Tilly tödlich verwundet,

und am 7 Mai 1632 zog Gustav Adolf in München ein.

Der Kaiser war indeß durch die Bedrängnisse, worein die Siege der Schweden ihn versetzten, bewogen worden, Albrecht von Waldstein zurück zu rufen, welchem er zwei Jahre früher den Oberbefehl über das Heer genommen hatte, um den gerechten Klagen der teutschen Fürsten gegen jenen Feldherrn abzuhelfen. Waldsteins Heldenruhm war so groß und weit verbreitet, daß er in kurzer Zeit ein mächtiges Heer von 40,000 Mann zusammen gebracht hatte. Er trieb die Sachsen bald aus Böhmen, und erst als der hart bedrängte Kurfürst von Baiern, sein alter Feind und Widersacher, ihn oft und dringend um Hilfe gebeten hatte, vereinigte er sich mit ihm und rückte gegen die Schweden. Gustav Adolf wandte sich nach Nürnberg, dessen Einwohner für ihn begeistert waren, und bezog ein vortheilhaftes Lager, das er stark befestigte. Waldstein lagerte sich auf den Anhöhen in der Nähe der Stadt. Beinahe drei Monate standen beide Helden einander gegenüber, und keiner wollte weichen, so drückend auch bald für beide Theile der Mangel an Lebensmitteln wurde. Vergebens wagte der König endlich einen heftigen Sturm auf Waldsteins Lager, und zog darauf vierzehn Tage später unter Trompetenschall vor dem Feinde vorüber, der ihn ungestört ziehen ließ. Gustav Adolf wandte sich wieder gegen Baiern, aber er wurde bald genöthigt, zurück zu kehren, als Waldstein schnell gegen Sachsen zog und seinen Weg mit Mord und Verwüstung bezeichnete. Der König eilte von der Donau herbei, um das Land seines Bundesgenossen zu befreien, und traf im Anfange des Novembers in Naumburg ein. Waldstein war bei Weißenfels gelagert, aber in der Meinung, daß Gustav Adolf ihn nicht angreifen werde, entsendete er seinen tapfern Feldherrn, den Grafen von Pappenheim,

mit einem Theile ſeines Heeres nach dem nördlichen Teutſchland, und brach ſelbſt nach Leipzig auf, um ſeine Kriegsvölker im Meißnerlande zu vertheilen. Der König rückte ihm ſchnell entgegen, und am Abend des fünften Novembers ſtanden die Heere zwiſchen Weißenfels und Lützen einander gegenüber. Waldſtein ließ alsbald, da er ſeinen Irrthum erkannte, den entſendeten Pappenheim, der bereits bis Halle gekommen war, durch Eilboten zurück rufen, und rüſtete ſich zum Kampfe. Beide Heere ſtanden während der Nacht unter den Waffen. Waldſtein rückte vor Tagesanbruche in die große Ebene bei Lützen, und wünſchte die Schlacht bis zu Pappenheims Rückkehr zu verzögern. Ein dicker Nebel, der die ganze Gegend bedeckte, begünſtigte Waldſteins Abſicht, und hinderte den König, ſeinen Gegner früher anzugreifen. Den großen Kampf erwartend, ſangen die Schweden bei dem Schalle der Trompeten und Pauken fromme Lieder. Um elf Uhr brach endlich die Sonne durch die Wolken; da ſtellte ſich Guſtav Adolf an die Spitze ſeiner Krieger und gab das Zeichen zum Angriff mit den Worten: „Nun wollen wir daran, das walt' der liebe Gott!“ Der furchtbare Kampf begann. Als der König bemerkte, daß ſeine Reiterei nicht ſchnell genug über die Graben, welche das feindliche Heer ſchützten, vordrang, ſprengte er ſelbſt an der Spitze eines Reiterhaufens voran, um die wankenden Schaaren zu unterſtützen. Nur wenige Begleiter waren an ſeiner Seite, als im Gedränge des Kampfes eine Gewehrkugel ſeinen linken Arm zerſchmetterte. Von Schmerz entkräftet, bat der König einen ſeiner Begleiter, den Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg, ihn aus dem Treffen in Sicherheit zu bringen. Wenige Augenblicke nachher, als der König ſich wendete, erhielt er zwei Schüſſe, einen in den Rücken, den andern durch den Kopf. Der Verwundete ſank betäubt vom Pferde,

und wurde, da er im Steigbügel hängen blieb, durch das Gedränge der Reiterhaufen einige Schritte weit fortgeschleppt. Wahrscheinlich hatte nicht ein unglücklicher Zufall, sondern eine meuchelmörderische Hand dem edlen Helden den Tod gegeben, und laut beschuldigten die Zeitgenossen den Herzog Franz Albrecht, welcher Waldsteins vertrauter Freund war, aber erst kurz zuvor aus dem kaiserlichen Kriegsdienste zu den Schweden übergegangen war, und nach der Schlacht bei Lützen erst zu den Sachsen und endlich wieder zu dem Heere des Kaisers ging. Die Nachricht von dem Falle des Königs verbreitete sich bald unter den schwedischen Kriegern; aber ihr Muth wurde nicht niedergeschlagen, und von Wuth und Rachgier entbrannt, drangen sie in die feindlichen Schaaren. Bernhard von Weimar übernahm gleich nach des Königs Falle den Oberbefehl über das Heer (XXII, 66.) und unter seiner Führung ward ein entscheidender Sieg über die Feinde erfochten, welche nach der tödlichen Verwundung des tapfern Pappenheim, der nach seiner Rückkehr die Schlacht zum Vortheile der Kaiserlichen hergestellt hatte, in wilder Flucht Rettung suchten. Waldstein floh nach Leipzig und weiter über Zwickau nach Prag. Der Leichnam des Königs, den die Schweden am folgenden Tage auf dem Schlachtfelde, von Wunden entstellt, fanden, wurde nach Weißenfels gebracht, von wo die Königinn, Marie Eleonore, die ihrem Gemahle nach Teutschland gefolgt war, denselben nach Stockholm begleitete. Erst 38 Jahre war Gustav Adolf alt, als ihn sein Verhängniß mitten aus seiner Laufbahn hinweg riß.

Nach seinem Tode schloß sein kluger Kanzler, Axel Oxenstierna, einen Bund mit mehren teutschen Fürsten, dessen Leitung er übernahm. Treffliche Feldherrn, in Gustav Adolfs Schule gebildet, Bernhard von Weimar, Horn, Banner, erhielten den

Ruhm der ſchwediſchen Waffen, die am Rhein, in Franken, in Schwaben und in Baiern vordrangen. Endlich wurde das Glück den Schweden untreu; ſie erlitten von dem übermächtigen Heere, welches des Kaiſers Sohn, der römiſche König Ferdinand, anführte, bei Nördlingen (1634) eine entſcheidende Niederlage, und mußten ſich bis nach Pommern zurück ziehen. Der Kurfürſt von Sachſen, längſt eiferſüchtig und mißtrauiſch gegen ſeine Bundesgenoſſen, verließ die ſchwediſche Parkei und ſchloß zu Prag (1635) Frieden mit dem Kaiſer. Andere teutſche Fürſten, des verheerenden Kampfes müde, folgten bald ſeinem Beiſpiele. Erſt als Frankreich, wo der Kardinal Richelieu als Ludwigs XIII Miniſter allgewaltig herrſchte, an dem Kampfe gegen den Kaiſer offenen Antheil (1635) genommen hatte, erhob ſich die Macht der Schweden. Nach der großen Schlacht, die Banner bei Wittſtock (24 Sept. 1636) über das vereinigte Heer der Kaiſerlichen und Sachſen gewann, begannen ſie wieder einen glänzenden Siegeslauf. Während der furchtbare Banner Sachſen und Böhmen verheerend durchzog, war Herzog Bernhard am Rheine ſiegreich. Von nun an kämpften die fremden Heere auf teutſchem Boden nur um den Lohn ihres Beiſtandes. In dem letzten Zeitraume des Krieges glänzten Leonhard Torſtenſohn, ein kühner, gewandter Heerführer, der auf der Ebene von Breitenfeld bei Leipzig (2. Nov. 1642) zum zweiten Mahle den Ruhm der Schweden erhob, und im folgenden Jahre, mitten im Winter, von Mähren nach Holſtein flog, um Dänemark zu demüthigen; ſein Landsmann Wrangel, und die franzöſiſchen Feldherrn Türenne und Enghien (Condé), die ihre Heldenbahn betraten. Der Kaiſer, Ferdinand III, der im J. 1637 den Thron beſtiegen hatte, konnte ſolchen Feldherrn keinen Mann von gleicher Kraft

entgegen ſtellen, und milder, friedlicher geſinnt, als ſein Vater, bot er deſto williger die Hand zur Verſöhnung, die endlich, nachdem ſeit 1645 war unterhandelt worden, im J. 1648, mitten unter dem Geräuſche der Waffen, zu Münſter und Osnabrück durch den weſtfäliſchen Frieden geſtiftet wurde.

Dieſer Friedensſchluß ſicherte der Schweiz und den Niederlanden ihre Unabhängigkeit als Freiſtaaten; er gab zwei fremden Mächten anſehnliche Beſitzungen in Teutſchland, den Franzoſen, außer dem Gebiete, das ſie bereits früher von Lotharingen abgeriſſen hatten, den größten Theil des Elſaſſes, und überlieferte ihnen mit dieſen Landſtrichen die unbeſchützte weſtliche Gränze Teutſchlands, den Schweden aber Pommern, Bremen und Verden. Den Anhängern aller chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe in Teutſchland wurde auf der Grundlage des Religionsfriedens von 1555 völlige Gewiſſensfreiheit zugeſichert; die Herrſchaftsrechte der teutſchen Fürſten wurden erweitert und beveſtigt, und eben dadurch ward die Macht des Kaiſers geſchwächt, aber Teutſchlands Einheit war nun vernichtet, die alte Kraft des Volkes gebrochen.

So endigte der blutige Kampf, und mit ihm erloſchen die Religionskriege, die ſeit dem Huſſitenkriege gegen dritthalbhundert Jahre einen Theil von Europa verheert hatten. Teutſchland war eine große Brandſtätte; ganze Länder waren verheert, viele Städte lagen in Aſche, Künſte und Betriebſamkeit ruhten; der Handel war vernichtet, und die Sitten wären verwildert. Aber dennoch erhob ſich das gebeugte Volk, und ſchon am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts waren viele zerſtörte Städte wieder aufgebaut, die verlorene Volksmenge war erſetzt, und die Gewerbe fingen wieder an zu blühen.

II. Frankreichs Uebermacht. Der Streit über die spanische Erbfolge. Der nordische Krieg.

Der westfälische Friede hatte nur einen Theil von Europa beruhigt. Der Krieg, den Frankreich im J. 1635, als es mit den Niederländern ein Bündniß schloß, gegen Spanien erklärt hatte, dauerte noch fort. Spanien war um diese Zeit in tiefem Verfalle. Das Land war erschöpft durch die Verschwendung seiner Könige, durch die Verfolgung und Vertreibung vieler tausend arbeitsamen Unterthanen, der mit Gewalt und Drohungen zum Christenthum gebrachten Mauren, durch den langen Krieg gegen die Niederländer, welchen endlich im westfälischen Frieden die tapfer errungene Unabhängigkeit hatte zugestanden werden müssen. Portugal, das seit 1580 den spanischen Königen gehorchte, aber des harten Druckes der fremden Herrschaft müde, sich losgerissen hatte (1640), behauptete mit den Waffen seine Unabhängigkeit gegen die ohnmächtigen Spanier. Im Jahre 1639 endigte endlich ein Frieden, der auf der Fasaneninsel in den pyrenäischen Gebirgen geschlossen wurde — der pyrenäische Frieden — den Krieg mit Frankreich, das dadurch einen Theil von Flandern und einen Landstrich an den Pyrenäen erwarb.

Frankreichs junger König, Ludwig XIV, besaß ein furchtbares Heer, das von den größten Feldherrn jener Zeit angeführt wurde, eine große Seemacht, und der blühende Wohlstand seines Reiches gab ihm Kräfte und Mittel zu den kühnsten Unternehmungen. Sein Ehrgeiz strebte nach Obergewalt in Europa. Er hatte keinen furchtbaren Nebenbuhler. Spanien war gedemüthigt. England brauchte Erhohlung nach langen innern Unruhen und Bürgerkriegen. Nach dem Tode der großen Elisabeth war (1603) der schottische

König Jakob I aus dem Hause Stuart, als der nächste Erbe, auf den Thron gekommen und hatte beide Kronen vereinigt. Sein Sohn, der schwache Karl I, wagte es, die alten Rechte und Freiheiten seines Volkes dreist anzutasten, und verlor (1649) sein Leben auf dem Blutgerüste. Die Königswürde ward abgeschafft, und England hieß ein Freistaat, wo unter dem Nahmen Protector, Oliver Cromwell, mit unbeschränkter Gewalt (1653 bis 1658) herrschte, sein Vaterland furchtbarer machte, als es je gewesen war, und den Grund legte, auf welchem Englands Seemacht zu ihrer Größe sich erhob. Bald nach seinem Tode aber rief das Volk den Sohn des ermordeten Königs, Karl den zweiten, (1660) zurück, welcher, dieses Vorzugs nicht werth, der Freundschaft Frankreichs den Vortheil seines Landes aufopferte und zuletzt durch neue Versuche, die königliche Gewalt unbeschränkt zu machen und die katholische Religion wieder einzuführen, den Untergang seines Hauses herbei führte. — Teutschland war durch den dreißigjährigen Krieg geschwächt, ohne Eintracht, und von nun an wurde es fremden Mächten leicht, sich hier Anhänger zu verschaffen. Die nordischen Reiche, Dänemark, Schweden, Polen und Rußland, waren noch mit der Ausgleichung ihrer eigenen verwickelten Angelegenheiten beschäftigt. — Der Freistaat der vereinigten Niederlande aber, schon auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, durch wichtige Eroberungen in Ostindien stark, und im Besitze des Welthandels, konnte ein gefährlicher Gegner werden. Von dem standhaften Johann de Witt geleitet, waren es auch die Niederländer, welche die ersten gewaltthätigen Schritte hemmten, die Ludwig (1666) gegen Spanien that, um die längst begehrten spanischen Niederlande zu erobern. Sie schlossen einen Bund mit England und Schweden, um das Nachbarland zu retten, und das siegreiche

Frankreich ward zum Frieden von Aachen (1668) gezwungen. Rachgierig brach Ludwig XIV vier Jahre nachher gegen die Niederlande los. Der schwache Karl II von England ließ sich zu einem Bündnisse mit ihm verleiten. Die Niederländer waren (1672) in der größten Gefahr, als sie den kräftigen und klugen Wilhelm von Oranien zum Statthalter erwählten. Sie waren immer siegreich zur See, aber ohne den Beistand, den der Kaiser mit dem teutschen Reiche und Spanien (1673) ihnen leisteten, würden sie sich gegen Frankreichs Uebermacht nicht gerettet haben. Nach dem Frieden zu Nimwegen (1678—79), der diesem Kriege zu Frankreichs Vortheil ein Ende machte, stand dieses Reich auf dem Gipfel seiner Größe. Furchtbarer ist es zwar in unsern Tagen dem übrigen Europa geworden, aber nie war seine Bildung feiner und einflußreicher, nie seine Kraft mehr entwickelt, als unter Ludwig XIV. Handel und Manufacturen waren durch seinen Minister Colbert blühend gemacht worden. Noch nie hatte Frankreich bis dahin größere Männer im Kriege und in der Staatsverwaltung gehabt. Aber nicht allein durch die Uebermacht seiner Waffen herrschte dieses Reich über Europa; auch durch die geistige Bildung, worin es Muster war, hatte es einen weit verbreiteten Einfluß. Für Wissenschaften und Künste hatte zu jener Zeit kein Volk so große und mannigfaltige Anstalten, als die Franzosen, und kein König seiner Zeit that so viel für die Beförderung der Gelehrsamkeit, als der ruhmsüchtige Ludwig that, um den Glanz seiner Herrschaft zu erhöhen und die Lobreden der Gelehrten zu verdienen. Frankreichs Schriftsteller wurden Muster in Europa und seine Sprache ward seitdem immer mehr das allgemeine Hilfsmittel bei den Unterhandlungen zwischen den europäischen Staaten, und die Umgangssprache zwischen den Gebildeten aller Völker.

Aber nur auf Gerechtigkeit, Redlichkeit und

Mäßigung können Völker, wie einzele Menschen, dauernde Größe und Wohlstand gründen. Uebermuth, ungerechte Anmaßungen, empörende Gewaltthätigkeiten wurden dem mächtigen Ludwig verderblich. Kaum hatte er Frieden geschlossen, als er unter nichtigen Vorwänden ansehnliche Gebiete von den Niederlanden und von Teutschland sich zueignete, wie es z. B. im J. 1681 mit der wichtigen teutschen Reichsstadt und Vestung Strasburg geschah. Frankreichs alter Feind, der Statthalter der Niederlande, Wilhelm von Oranien, war indeß ein noch gefährlicherer Gegner geworden, seit er den englischen Thron (1689) bestiegen hatte, den sein Schwiegervater, Jakob II, der letzte König aus dem Hause Stuart, verlassen mußte, als er den katholischen Glauben wieder herrschend zu machen versuchte. Wilhelm III war schon lange die Seele aller Verbindungen gegen Frankreich gewesen, um Europa's bedrohte Freiheit zu retten, und neben ihm hatte niemand (seit 1672) ruhmvolleren Antheil an dem Kampfe gegen Frankreichs Uebermacht genommen, als der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm. England's Größe, sein Reichthum und seine Seemacht, stiegen schnell empor seit Wilhelms Regierung, wo auch die herrlichen Freiheiten und Rechte des Volkes vester gegründet wurden. Als aber Ludwig XIV im J. 1697 durch den Frieden zu Ryswick aus einem neunjährigen Kampfe trat, dem er gegen das halbe Europa bestanden hatte, war der Wohlstand seines Reiches schon im Abnehmen, und der König hatte die Wunden, welche so viele Kriege seinem Volke schlugen, durch den Widerruf der, den Protestanten von Heinrich IV bewilligten, Glaubensfreiheit (1685) noch vermehrt. Diese unglückliche Maßregel, wozu verfolgungssüchtige Priester und frömmelnde Weiber den alternden König verleiteten, kostete Frankreich in wenigen Jahren über 700,000 seiner arbeitsamsten

Bewohner, die mit ihren Kenntniſſen, ihrem Kunſtfleiße und ihren Reichthümern nach Teutſchland, Holland und England zogen.

Ein neuer Krieg vollendete Frankreichs Demüthigung. Auf dem ſpaniſchen Throne ſaß Karl II, der letzte und ſchwächſte unter allen Königen aus dem Hauſe Habsburg. Unter ihm erreichte, durch ſeinen Vorgänger und ſeine Schuld, das Elend des Volkes den höchſten Grad, und die allgemeine Noth traf ſelbſt den Haushalt des Königs ſo ſehr, daß es oft an Speiſen auf dem Tiſche der Hofleute fehlte, und ſeine Bedienten ihre Kleider verkaufen mußten, um zu leben. Er hatte keine Söhne, und es richteten mehre Fürſten, die mit ihm verwandt waren, beſonders Frankreich und Oeſtreich, ihr Auge auf die große Erbſchaft. Ludwig XIV bot alles auf, die ſpaniſche Krone ſeinem Enkel, Philipp von Anjou, zu verſchaffen, und der kränkelnde König von Spanien, welcher dem Sohne des Kaiſers Leopold I, dem Erzherzoge Karl, geneigt geweſen war, wurde durch allerlei Ueberredungskünſte bewogen, kurz vor ſeinem Tode (1700) in ſeinem letzten Willen Philipp zum Erben aller Länder des ſpaniſchen Reiches einzuſetzen. Der König von Frankreich nahm Karls Verfügung an und ſein Enkel beſtieg, (1701) als Philipp V, den Thron von Spanien.

Der Kaiſer, Leopold I, trat alsbald in Italien auf den Kampfplatz. Er hatte noch keine Ausſicht auf mächtigen Beiſtand, und obgleich Oeſtreich kurz zuvor im Bunde mit Venedig, Polen und Rußland einen Krieg gegen die Türken durch den Frieden von Karlowitz (1699) glücklich geendigt hatte, ſo war es doch zu ſchwach gegen Frankreich. England und die vereinigten Niederlande aber, wurden bald beſorgt über den gefährlichen Machtzuwachs, den Frankreich durch ſeine enge Verbindung mit Spanien erhielt; und beſonders wurden die Holländer aufgeſchreckt, als die Franzo-

ſen ſich ſogleich der geſammten ſpaniſchen Niederlande bemächtigten. Der Krieg begann. Auf des Kaiſers Seite ſtanden England, Holland und das teutſche Reich, aber Frankreichs Liſt zog Baiern und zwei geiſtliche teutſche Fürſten zu ſich hinüber, daß ſie für ſeine Sache kämpften. König Wilhelm von England war vor dem Ausbruche des Krieges geſtorben. Die Kampfplätze der mächtigen Heere, die ins Feld rückten, waren Italien, Oberteutſchland, die Niederlande und Spanien. Zwei große Meiſter in der Kriegskunſt, der engliſche Feldherr Marlborough (ſprich Marlboroh) und des Kaiſers Heerführer, der Prinz Eugen von Savoyen, waren immer ſiegreich gegen Frankreichs tapfere, von guten Feldherrn geleitete, Heere, und in wenigen Jahren ſah Ludwig den glänzenden Ruhm ſeiner langen Herrſchaft in den furchtbaren Niederlanden bei Höchſtädt in Baiern (1704) bei Oudenarde (1708) und Malplaquet (1709) in den Niederlanden erbleichen. In Spanien trat (1706) der Erzherzog Karl, unter dem Schutze eines engliſchen Heeres, als König gegen Philipp V auf, und es hatte bei den wiederhohlten Siegen auf andern Kampfplätzen keinen Nachtheil für die Verbündeten, als ihnen hier das Waffenglück bald (ſeit 1707) wieder untreu wurde. Empörung und Mangel im Innern vollendeten das Elend des erſchöpften, von allen Seiten bedrohten Frankreichs, und der ſtolze Ludwig mußte um Frieden anſuchen. Er willigte in jede Bedingung, welche die Sieger vorſchrieben; er wollte Spanien aufgeben, aber er konnte ſich nicht zu der ſchimpflichen Bedingung entſchließen, mit ſeiner eigenen Kriegsmacht ſeinen Enkel aus Spanien zu vertreiben. Der Kampf dauerte fort. Günſtige Zufälle aber retteten das gebeugte Frankreich und gaben dem Kriege einen ganz andern Erfolg, als das Siegesglück der Verbündeten erwarten ließ. England wollte vom Hande

abgehen, als eine neue Partei zur Verwaltung des Staats gelangte, und zu derselben Zeit wurde der Erzherzog Karl durch den plötzlichen Tod seines ältern Bruders, des Kaisers Joseph I, der Erbe aller östreichischen Länder. Den Verbündeten dünkte es nun gefährlich, diesem mächtigen Fürsten auch noch die spanische Krone zu lassen, und es wurde zu Utrecht zwischen Frankreich, England und den Niederlanden der Friede (1713) geschlossen, wodurch Philipp V im Besitze von Spanien blieb. Oestreich sollte die spanischen Nebenländer in Europa, Belgien, Neapel, Meiland und Sardinien, erhalten, aber Kaiser Karl VI nahm diese Friedensbedingungen nicht an und setzte den Krieg gegen Frankreich fort, bis er, nach einem unglücklichen Feldzuge, zu Rastadt (1714) auch mit Ludwig Frieden schließen und jene Bedingungen annehmen mußte. Mit dem Könige von Spanien versöhnte er sich erst neun Jahre später.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde auch unter den nordischen Mächten nach langen Stürmen der Friedenszustand bevestigt. Liflands Besitz war der Hauptgegenstand des Zwistes und vieler Kämpfe zwischen Schweden, Polen und Rußland, seit Polen das Land (1561) an sich gerissen hatte. Polen war zu jener Zeit, bis zum Jahre 1572, die furchtbarste Macht im Norden. Preußen war als weltliches Herzogthum (sieh oben) abhängig von ihr. Schweden, das sich erst unter Gustav Wasa (1523—1560) erhoben hatte, erlag unter neuen Zerrüttungen, welche die Zwietracht seiner schwächern Söhne herbei führte. Die Macht der Könige Dänemarks ward durch einen übermüthigen Adel niedergedrückt, bis sie erst nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zu unbeschränkter Gewalt gelangten; und eben so wenig vermochte Rußland, das erst unter Iwan Wassiljewitsch II (1533—1584) seine Kraft zu entwickeln begonnen

hatte, aber ſpäter durch innere Unruhen wieder deſto tiefer geſunken war. So ragte Polen über alle Nachbarn hervor, bis es, nach dem Ausſterben ſeiner Könige aus dem Hauſe der Jagellonen (Seite 246) ein unruhiges Wahlreich (1572) wurde, das ſeitdem von fremden Ränken und inneren Parteizwiſten litt.

Guſtav Adolf, der ſchon vor dem teutſchen Kriege Liefland erobert hatte, gründete Schwedens Uebermacht im Norden. Sein Schweſterſohn, Karl Guſtav, aus dem Hauſe Zweibrücken, ein kriegeriſcher Fürſt, beſtieg den ſchwediſchen Thron, als Guſtav Adolfs Tochter, die gelehrte Chriſtina, die Krone niedergelegt und die katholiſche Religion angenommen hatte. Er kämpfte fünf Jahre lang gegen Polen und Dänemark, und deren Bundesgenoſſen, Brandenburg, Rußland, Oeſtreich, aber erſt kurz nach ſeinem Tode (1660) gaben die Friedenſchlüſſe zu Oliva bei Danzig und zu Kopenhagen dem Norden Ruhe. Schweden behielt Liefland und erwarb mehre Landſchaften in dem ſüdlichen Theile ſeiner Halbinſel, welche lange in dem Beſitze von Dänemark geweſen waren. In dem Kriege, den Frankreich von 1672 bis 1678 gegen die Niederlande und Teutſchland führte, ließ ſich der König von Schweden, Karl XI, von Ludwig XIV zu einem Angriffe (1675) gegen Brandenburg verleiten; aber nach der Niederlage, die ſein Heer bei Fehrbellin (1675) von dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm erlitt, ſah er ſich von allen Bundesgenoſſen Brandenburgs, von den Niederländern, dem teutſchen Reiche und Dänemark, zu Lande und zur See angegriffen, und gerieth in große Bedrängniß, bis Frankreich auch Schwedens Feinde zum Frieden (1679) zwang. Schwedens Kriegsruhm war zwar geſunken, aber Karl benutzte die lange Ruhe, welche darauf folgte, die Macht und den Wohlſtand ſeines Landes zu heben, und ſo konnte er (1697)

seinem Nachfolger, dem kühnen Karl XII, einen gefüllten Schatz, eine ansehnliche Seemacht und ein wohl gerüstetes Heer hinterlassen.

Auf den Thronen der nordischen Reiche saßen am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts junge, unternehmende, kriegerische Könige. In Rußland herrschte seit 1689 allein Peter I, aus dem Hause Romanow, das im J. 1613, nach langen innern Zerrüttungen, auf den Thron gekommen war. Seitdem begann dieses Reich, das größte unter allen christlichen Ländern, seine Macht zu entwickeln. Peter fand ein rohes Volk, als er den Thron bestieg, aber sein kräftiger scharfsichtiger Geist sah, daß in diesem Volke große Anlagen und Fähigkeiten schlummerten. Das Land, welches schon vor Peters Zeit vom Eismeere bis an die fruchtbaren Küsten des schwarzen Meeres und in Asien bis an die Gränzen von Sina reichte, hat unermeßliche Hilfskräfte, und vereinigt die Erzeugnisse des Nordens und Südens. Es fehlte nur Entwickelung und diese wollte Peter seinem Lande geben. Er selbst war unwissend und in seinen Sitten roh wie das Volk, unter welchem er aufgewachsen war, aber sein hoher Geist lernte bald erkennen, wo es ihm selbst und seinem Volke fehlte. Ein Abenteurer aus Genf, le Fort, dem er sehr gewogen war, erzählte ihm viel von seiner Heimath, und wie es in andern Ländern so ganz anders sei, als in dem ungebildeten Rußland. Diese Erzählungen erweckten in Peters empfänglichem Gemüthe die Begierde nach den Kenntnissen, woran es ihm mangelte, und er gab nun das einzige Beispiel eines Fürsten, der eine Zeitlang den Thron verließ, um sich zu unterrichten, damit er dann auch sein Volk erziehen könne. Nicht lange nach seiner Thronbesteigung, ungefähr 25 Jahre alt, trat er seine erste Reise an, und zwar ohne alles fürstliche Gepränge, um alles desto besser mit eigenen Augen beobachten zu können. Zu Saardam in Hol-

land lebte er als gemeiner Geselle, um den Schiffbau zu erlernen. Er nahm Unterricht in der Naturlehre und der Wundarzeneikunst. Er besuchte Teutschland, Holland, England, Frankreich; überall wollte er lernen, wie er regieren, wie er Gewerbe, Künste und Wissenschaften unter seinem Volke einführen müsse. Vor allen liebte er das Seewesen. Wäre ich nicht Czaar von Rußland, sagte er oft, so möchte ich Admiral von England sein. Er selbst hatte einen natürlichen Abscheu vor dem Wasser, den er überwinden mußte, und nicht weniger schwer war es, die Abneigung seines Volkes gegen die Schifffahrt zu besiegen. Darum verbot er, über die Newa eine Brücke zu bauen; es sollten zum Ueberfahren bloß Segel gebraucht werden. Auch hier überwand er durch seine Beharrlichkeit endlich alle Schwierigkeiten. Seine neu geschaffene Seemacht schlug die Türken und Schweden, so bald er mit ihnen zusammen kam, und bei seinem Tode hatte Rußland schon 40 große Kriegsschiffe und über 200 Galeeren. Sein Heer richtete er ganz auf europäische Art ein. Um die russischen Edelleute an strengen Kriegsgehorsam zu gewöhnen, diente er selbst von unten hinauf, als gemeiner Soldat, und war nur erst General-Major, als er bei Pultawa siegte. Er schuf den Seehandel der Russen, er brachte Manufacturen und Fabriken empor, beförderte den Bergbau, und rief fremde Künstler und Handwerker in sein Land, um seinen Unterthanen Mittel und Antriebe zu geben, sich selbst weiter fortzubilden. Er richtete die Buchdruckerei besser ein, stiftete Schulen zur Erlernung des Lateinischen, Teutschen und anderer fremden Sprachen, hob das alte widersinnige Verbot auf, in fremde Länder zu reisen, und ermunterte dagegen zu Reisen ins Ausland. In der Verwaltung des Staats führte er überall wohlthätige Veränderungen ein, nach dem Muster der Einrichtungen, die er auf seinen Reisen in andern Ländern kennen gelernt hatte.

und überall suchte er mit klugem Blicke zu den Beamtenstellen nur die Tauglichen aufzufinden. Er schätzte die Menschen nur nach ihren eigenen Verdiensten; ihr Ansehen im Staate hing allein von dem Amte ab, das sie bekleideten, und der bloße Geburtsadel gab keinen Anspruch auf Auszeichnung, keinen Rang. Darin hatte sein kluger Vater, der Czaar Feodor, ihm schon vorgearbeitet, indem er die Geschlechtsregister und Stammbäume, worauf die adeligen Geschlechter ihre Ansprüche auf Rang und Vorzüge unter einander gründeten, verbrennen ließ. Seit dem vierzehnten Jahrhunderte (s. oben S. 247) war Moskwa der Sitz der Czaare gewesen; kaum aber hatte Peter neue Länder an der Ostsee erworben, als er (im J. 1703) eine neue Stadt gründete, für welche er eine sehr günstige Lage, am Ausflusse der Newa in den Finnischen Meerbusen, wählte. Sie wurde nach ihm St. Petersburg genannt. (XXIII, 67.) Um dieselbe Zeit war ein neues nordisches Königreich entstanden — Preußen. Der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, (S. 295) hatte den Grund zu der Größe seines Hauses gelegt, und sein Herzogthum Preußen im J. 1657 von der Abhängigkeit von Polen befreit. Sein Sohn, Friedrich I, schon lange eifersüchtig auf die Erhebung des Prinzen von Oranien und des Kurfürsten von Sachsen, die seit einigen Jahren die Kronen von England und Polen trugen, trachtete auch nach dem Glanze der Königswürde, und als er die meisten europäischen Mächte bewogen hatte, ihn anzuerkennen, begab er sich nach Königsberg, der Hauptstadt Preußens, und setzte sich (1701) selbst die Krone auf. (XXIII, 68.) In dem Wahlreiche Polen, das schon während eines Jahrhunderts ein Opfer unglücklicher Zerrüttungen gewesen war, saß der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, unter dem Nahmen August II, auf dem Throne. In Dänemark herrschte

67

Peter der Große gründet Petersburg 1703.

68

Friedrich I. krönt sich zum König von Preussen. 1701.

69

Karl XII. von den Türken gefangen zerbricht seinen Degen. 1713.

(1699) der junge Friedrich IV, und mächtiger war hier die Gewalt des Königs, seitdem sein Großvater (1660) die Erblichkeit der Krone und völlige Unbeschränktheit errungen hatte.

Es fehlte nicht an Reiz zum Kampfe zwischen den Fürsten der nordischen Länder. Peter I wünschte Länder an der Küste der Ostsee zu erwerben, König August II wollte Liefland wieder zu Polen bringen und die Krone dieses Reiches erblich für sein Haus machen; der König von Dänemark strebte nach dem Besitze von Schleswig, das Karls Schwager, dem Herzoge von Holstein-Gottorp *), gehörte, und Alle hofften, den königlichen Jüngling, der sich wenig um Staatsgeschäfte zu kümmern schien, leicht zu bezwingen und Schwedens Macht zu brechen. Der König von Polen schloß (1699) ein geheimes Bündniß mit Dänemark und Rußland, und fiel im Anfange des folgenden Jahres in Liefland ein. Der König von Dänemark griff gleich darauf Schleswig an und Peter I rückte einige Monate später vor die schwedische Vestung Narva. Ein zwanzigjähriger Krieg begann zu derselben Zeit, wo im westlichen Europa um Spanien gestritten wurde. Der kühne Karl, entbrannt von Haß und Rachgier gegen seine Feinde, die sich zu seinem Verderben verschworen hatten, begann den Kampf ohne Kenntniß der Kriegskunst, aber sein Heldengeist entwickelte sich bald mitten im Waffengewühle. Schnell brach er zuerst, unterstützt von einer englischen und holländischen Seemacht, gegen Dänemark los, und zwang es in wenigen Monaten zum Frieden und zur Entsagung von dem Bunde mit Rußland und Polen. Im Fluge eilte er darauf, als eben Peter I den Krieg erklärt hatte, nach Ingermannland, und schlug mit 8000 Mann ein Heer von 80,000 Russen, welche Narva einschlossen. Peter

*) Er war der Großvater Peters III, Kaisers von Rußland.

empfing die unglückliche Botschaft mit ruhiger Fassung. Die Schweden können uns noch oft schlagen, sprach er, aber endlich werden wir es doch lernen, sie zu besiegen. Statt die fliehenden Feinde rasch zu verfolgen und ihnen entscheidende Schläge zu versetzen, ließ Karl seinem Gegner sieben Jahre Zeit sich zu erhohlen. Gegen den König von Polen trieb ihn seine Leidenschaft und Rache. Im Jahre 1701 schlug Karl die Sachsen vor Riga und drang im folgenden Jahre in Polen ein, aber erst im J. 1704 gelang es ihm, die Wahl eines neuen Königs, des jungen Polen Stanislaus Leszinski, durchzusetzen, und zwei Jahre später war, nach tapferm Widerstande der Sachsen, ganz Polen in der Schweden Gewalt. Um August II zur Entsagung zu zwingen, flog Karl, im August 1706, durch Schlesien nach Sachsen. Schrecken ging vor seinen Waffen her und ohne Widerstand drang er bis Alt-Ranstädt unweit Leipzig vor. Hier schloß August, der noch bei dem russischen Heere war, im September desselben Jahres, durch seine Gesandten Friede auf die harten Bedingungen, die der Sieger vorschrieb. Er entsagte der polnischen Krone, erkannte seinen Gegner Stanislaus als König und wollte sich mit dem leeren Königsnahmen begnügen. Karl blieb bis zum Herbste des nächsten Jahres in Sachsen stehen, erpreßte ungeheure Summen und verstärkte sein Heer. Peter I hatte indeß Ingermannland erobert, als die Schweden durch Polen langsam gegen ihn anrückten. Er bot ihnen einen vortheilhaften Frieden an. Zu Moskwa soll weiter darüber gesprochen werden, antwortete Karl stolz. Wohlan, sprach Peter, wenn mein Bruder Karl ein Alexander sein will, so soll er an mir keinen Darius finden. Karl drang über Smolensk vor, um gegen Moskwa zu ziehen, als er sich verleiten ließ, nach der Ukraine seinen Weg zu nehmen, wo er mit Mazeppa, dem mißvergnügten Hettmann der Kosacken, der ihm

Verſprechungen gemacht hatte, ſich vereinigen wollte. Die Ruſſen hatten alles vor ſich her im eigenen Lande verwüſtet. Der Winter (1708—9) war ungewöhnlich hart, und unter beſtändigen Gefechten mit den nachrückenden Feinden, von hartem Mangel gedrückt, geriethen die Schweden auf ihrem Zuge durch ſumpfige Wälder und unbekannte Gegenden in die bedrängteſte Lage. Die Hoffnung, in den Koſacken Verbündete zu finden, war vereitelt, da die Ruſſen das empörte Volk wieder beſänftigt hatten, und Mazeppa erſchien als Flüchtling in Karls Lager. Aber Karl wußte ſeinen tapfern Schaaren ſeinen kühnen Heldenmuth und kalte Todesverachtung einzuflößen, und im nächſten Frühjahre begann er die Belagerung von Pultawa, wo die Ruſſen große Kriegsvorräthe aufgehäuft hatten. Im Brachmonat (1709) rückte Peter zum Entſatze der Stadt heran. Die Schweden litten Mangel an allem, ſelbſt das Pulver für das Geſchütz fehlte, und Karl war in einem Gefechte am Fuße verwundet worden; aber die Noth zwang ihn, eine Schlacht zu liefern. Selbſt unter dieſen ungünſtigen Umſtänden ſchien anfangs der hohe Geiſt des Helden durch den Vortheil einer trefflichen Stellung und die Tapferkeit ſeiner Krieger zu ſiegen; aber der Fehler eines Feldherrn, der einen angeordneten Angriff nicht im rechten Augenblicke ausführte, zerſtörte die glücklichſten Hoffnungen. Die Schweden erlitten eine blutige Niederlage, und der Preis neunjähriger Siege war verloren. Karl ſelbſt mußte endlich, wie ſehr auch ſein ſtolzer Muth widerſtand, durch Flucht ſich retten. Mit wenigen Reitern, und begleitet von Mazeppa, und dem Polen Poniatovski, den gleicher Hang zu kühnen und außerordentlichen Thaten enge mit ihm verbunden hatte, ritt Karl nach Bender zu den Türken. Sein Ruhm war ihm vorausgegangen, und Sultan Achmet hatte ihm gaſtfreundliche Aufnahme bereiten laſſen.

Karl hätte nach seiner Niederlage sich dennoch erhohlen und in seinem Heldengeiste und in der Tapferkeit seines Volks neue Hilfsmittel finden können; denn selbst während seiner Abwesenheit war man in Schweden mehr als je thätig, den Krieg mit Kraft zu führen. Aber Karl überließ fünf Jahre lang sein Volk sich selbst. Alle Feinde standen von neuen auf. Der vertriebene König von Polen eroberte sein Reich wieder und vertrieb die schwedischen Kriegsvölker; der König von Dänemark fiel in Schweden ein und Peter schritt zu neuen Eroberungen. Aber Karl gab die Hoffnung nicht auf. Das Unglück hatte ihn stolzer und hartnäckiger gemacht; nur mit einem Heere wollte er seinen Feinden wieder entgegen treten. Es gelang ihm auch durch schlaue Unterhändler, die Türken zum Kriege gegen Rußland zu reizen. Dieß geschah im Jahre 1710. Peter I drang unvorsichtig vor und gerieth am Flusse Pruth in eine so gefährliche Lage, daß er keine Wahl hatte, zwischen Gefangenschaft und Tod durch das Schwert, oder durch Hunger. Seine Retterinn war Katharina, ein Mädchen von dunkler Herkunft aus Liefland, in der Bauernhütte und unter Soldaten aufgewachsen, die durch Geist und Schönheit Peters Gunst so sehr gewonnen hatte, daß er sich erst heimlich mit ihr trauen ließ und endlich sie auf den Thron erhob. Sie bestach den türkischen Wessir, und er gestattete dem umringten russischen Heere freien Abzug. Seitdem hoffte Karl vergebens auf den Ausbruch eines neuen Krieges der Türken gegen die Russen. Die Türken waren endlich des Gastes müde. Karl weigerte sich, und man entschloß sich (1713) Gewalt zu brauchen. Ein ganzes Heer von 10,000 Mann mußte anrücken gegen Karls Wohnung zu Demotika bei Bender. Der unerschrockene König stellte sich mit der kleinen Schaar seiner Begleiter, nicht mehr als 50 Tapfere, der Uebermacht entgegen. Ein Kampf

der Verzweiflung begann, und erst als das Haus, das ihm Schutz gab, brannte, erst als er im Getümmel des Kampfes gestrauchelt und gefallen war, ergab er sich den Türken. (XXIII, 69.) Er lebte nun eine Zeitlang als Gefangener bei Adrianopel, fast im Elende, unter den Türken; sein unbeugsamer Sinn wollte die Hilfe ertrotzen, endlich aber, als er sah, daß nichts zu erwarten war, ließ er sein Gefolge auf verschiedenen Wegen nach Schweden zurück kehren, und ritt, von einem seiner Obersten begleitet, als Eilbote durch Ungarn und Teutschland nach Stralsund, wo er (1714) so unerwartet zu nächtlicher Zeit ankam, daß man ihm, da er nicht sogleich erkannt wurde, anfangs den Eintritt in seine eigene Stadt versagte. Seine Ankunft entzündete den Kampf mit neuer Heftigkeit. Sein Muth war noch ungebeugt, obgleich er seine teutschen Länder größtentheils in der Gewalt seiner Feinde und kaum Ueberreste von schwedischen Heeren fand. In Schweden war die Noth schon so groß, daß man funfzehnjährige Knaben bewaffnete, und fast nur Greise und Weiber am Pfluge sah. So hatte des Königs Kriegslust die Kräfte des wenig volkreichen Landes angegriffen. Endlich, als er in Stralsund von seinen Feinden belagert wurde, und die Stadt aufs Aeußerste gebracht war, mußte er (1715) mit Lebensgefahr nach Schweden entfliehen. Uneinigkeit schwächte jedoch bald nachher den Bund seiner Feinde. Rußlands Kampfgenossen wurden eifersüchtig auf Peters hoch gestiegene Macht und seine offenbaren Vergrößerungsabsichten, die selbst im nördlichen Teutschlande Eroberungen machen wollten. Karl zog durch seinen klugen Rathgeber, den Freiherrn von Görz, den beßten Vortheil von dieser Zwietracht und wollte sich mit dem Mächtigsten seiner Feinde versöhnen und vereinigen, um sich auf Kosten der Schwächern Ersatz zu verschaffen. Während Friede und Bündniß mit Rußland unterhandelt wurde, brach

Karl mit den letzten Streitkräften seines erschöpften Landes gegen Norwegen auf, um dieses Land von Dänemark abzureißen. Im November des Jahres 1718 rückte er vor die Vestung Friedrichshall, und schon hatte die Belagerung angefangen, als man ihn eines Abends in den Laufgräben fand, wo er, an beiden Schläfen von einer Flintenkugel durchbohrt, aufrecht stehend, aber entseelt, an den Rand des Grabens gelehnt war. Seine Schwester, Ulrika Eleonore, die ihm mit ihrem Gemahle auf dem Thron folgte, setzte zwar den Krieg gegen Rußland fort, versöhnte sich aber sogleich mit ihren übrigen Feinden, bis endlich (1721.) auch mit Peter I der Friede zu Nystadt geschlossen wurde.

III. Das achtzehnte Jahrhundert.

Nach dem Frieden von Utrecht genoß Europa eine lange Ruhe. Die mächtigsten Staaten verstärkten sich durch Bündnisse und Verträge, und die Völker hatten Zeit, sich von den Drangsalen früherer Kriege zu erhohlen. Der Wohlstand der Länder hob sich wieder; Wissenschaften und Künste wurden neu belebt. England war im Besitze eines großen Uebergewichts. Nach dem Tode der Königinn Anna, Wilhelms III Nachfolgerinn, der Tochter Jakobs II, unter welcher Schottland und England zu einem Reiche unter dem Nahmen Groß-Britannien vereinigt wurden, bestieg (1714) ihr Verwandter, Georg I, Kurfürst von Hanover, den englischen Thron. Er und sein Nachfolger erhoben den Wohlstand des Landes zu einer nie gesehenen Höhe. England wurde nun die erste Seemacht in der Welt, und hatte schon nach dem Frieden von Utrecht 207 Kriegsschiffe. — Frankreich, wo nach Ludwigs XIV Tode (1715.), für

dessen unmündigen Urenkel, Ludwig XV, der Herzog Philipp von Orleans, bis 1723, als Vormund herrschte, war durch den spanischen Erbfolgekrieg entkräftet und erschöpft worden. Das Land bedurfte jedoch, bei seinen reichen innern Hilfsmitteln, nur einer Reihe von Friedensjahren, um sich zu erholen, wiewohl seine Seemacht seit der zerstörenden Niederlage bei la Hogue (1692) sich nicht zu gleicher Zeit wieder erheben konnte, um mit der englischen zu wetteifern. Spanien blieb ohnmächtig. Philipp V, unlustig zu Staatsgeschäften und oft durch Schwermuth verdüstert, war nicht der Mann, der das gesunkene Reich hätte aufrichten können. Seine zweite Gemahlinn, die kluge und ränkesüchtige Elisabeth von Parma, und sein schlauer Minister, der Kardinal Alberoni, verschafften zwar, durch Zeitumstände begünstigt, dem Staate wieder einigen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten von Europa, und erwarben sogar neue Besitzungen für Philipps jüngern Sohn, aber die wohlthätige Verbesserung des inneren Zustandes, die Alberoni angefangen hatte, wurde durch die Kriegsrüstungen unterbrochen, womit er seine ehrgeizigen Unternehmungen unterstützte. Ganz unbedeutend, und abhängig von England, war das benachbarte Portugal, das von seinen ehemaligen Besitzungen in andern Welttheilen fast gar nichts mehr, als einige Niederlassungen und das Andenken an seine verschwundene Macht besaß. Die vereinigten Niederlande hatten während des spanischen Erbfolgekrieges zum letzten Mahle in ihrer alten Größe geglänzt. Seitdem verfielen die zu sehr angestrengten Kräfte dieses Freistaats, und die immer wachsende Handelsmacht Englands, der anfangende glückliche Handel Frankreichs, entrissen ihm immer mehr die Vortheile, welche ihm früher der Besitz des Welthandels gegeben hatte. Innere Zwistigkeiten und Unruhen in den einzelnen Ländern, welche den Frei-

ſtaat bildeten, vermehrten ſeine Schwäche. Im Norden behauptete Rußland fortdauernd das Uebergewicht, und vergrößerte ſeine Macht und ſein Anſehen in Europa und Aſien. Dänemark benutzte eine glückliche Friedenszeit, ſeine innern Kräfte zu entwickeln und zu ſtärken, Seehandel und Schifffahrt empor zu bringen. Das erſchöpfte Schweden hatte mit ſeinen fruchtbaren Nebenländern, die Rußland abriß, ſein Anſehen im Norden verloren und arbeitete nach dem Frieden gleichfalls an der Verbeſſerung ſeines inneren Zuſtandes; aber die große Gewalt, welche der Adel nach Karls XII Tode zum Nachtheile der königlichen Gewalt gewann, führte bald zu inneren Parteiungen und Zwiſtigkeiten, wodurch fremden Mächten die Einmiſchung in die Angelegenheiten des Landes erleichtert wurde. In Polen, wo des prachtliebenden Königs, Auguſt's, Beiſpiel den Adel zur Verſchwendung und Weichlichkeit verführte, erſtarb immer mehr die alte Kraft und Tapferkeit, und die inneren Verwirrungen und Parteiungen, welche das Land ſchon lange zerriſſen hatten, wurden noch verderblicher durch die Verfolgungen der proteſtantiſchen Einwohner, welche die Jeſuiten anſtifteten. So wurde das zerrüttete Land dem Einfluſſe fremder Mächte geöffnet und ſein künftiges Schickſal vorbereitet. Unter Italiens Mächten erhoben ſich die Herzoge von Savoyen, welche durch den Frieden von Utrecht das Königreich Sicilien erhalten hatten, das ſie aber ſpäterhin mit Sardinien vertauſchen mußten. Venedig war von ſeiner ehemaligen Größe herab geſunken, und hatte ſchon viele ſeiner wichtigſten Beſitzungen im mittelländiſchen Meere gegen die Türken verloren. Aber nur gegen Venedig waren die Türken glücklich. Die Kraft, welche ihr großer Sultan, Solejman II, dem Reiche der Osmanen gegeben hatte, war bis ins ſiebenzehnte Jahrhundert Oeſtreich furchtbar. Sie machten Ungarn und Sie-

benbürgen dem Habsburgiſchen Hauſe ſtreitig; ſie belagerten noch im J. 1683 die Hauptſtadt Wien, die der Tapferkeit des großen polniſchen Königs, Johann Sobieski, ihre Rettung verdankte. Oeſtreichs großherziger Feldherr, Eugen von Savoyen, brach endlich die Uebermacht der Türken; er erkämpfte durch den Sieg bei Zeutha (1697) den fünf und zwanzigjährigen Waffenſtillſtand von Karlowitz, der Ungarn dem Habsburgiſchen Hauſe ſicherte, und ſpäter durch den Sieg bei Peterwardein (1716) und die Eroberung von Belgrad (1717) den Frieden zu Paſſarowitz. — Oeſtreich trat, verſtärkt durch neue Erwerbungen in den Niederlanden und in Italien, aus dem langen Kampfe um die ſpaniſche Erbſchaft, aber es wurde durch den Beſitz von Belgien Frankreichs Nachbar, und nun der Gegenſtand der Eiferſucht, welche Frankreich wegen dieſer Länder bis dahin gegen Spanien gehegt hatte. In Teutſchland aber erhob ſich im Stillen ein neuer, nicht minder gefährlicher Nachbar Oeſtreichs, die Macht des Hauſes Brandenburg, welches im nordiſchen Kriege wichtige Beſitzungen erwarb, und unter Friedrichs I Sohne, dem klugen und ſparſamen, aber rohen und harten, Könige, Friedrich Wilhelm I, die Kräfte ſammelte, die bald mit entſcheidendem Nachdrucke hervor treten ſollten.

Die zwanzigjährige Ruhe, welche Europa nach dem Frieden der nordiſchen Mächte genoß, wurde nur durch einen kurzen Krieg unterbrochen. Die zwiſtige Königswahl in Polen nach Auguſts II Tode (1733) gab Frankreich und Spanien Anlaß und Vorwand, gegen Oeſtreich, das den Kurfürſten von Sachſen unterſtützte, loszubrechen. Karl VI führte den Krieg ſo unglücklich, daß er ſchon im J. 1735 die Bedingungen des Friedens annehmen mußte, die ſeine Gegner vorſchrieben. Frankreich wurde der Beſitz von Lothringen, das bisher ein teutſches Reichsland

gewesen war, zugesichert, und Spanien erwarb die Königreiche Neapel und Sicilien, nach welchen Philipps V Gemahlinn schon lange getrachtet hatte. Zu gleicher Zeit wurde die Ruhe des östlichen Europa durch den Krieg gestört, den Rußland gegen die Türken (1735) anfing. Die Russen fochten glücklich, aber desto unglücklicher ihre Bundesgenossen, die Oestreicher (seit 1737), die in dem Frieden von Belgrad (1739) alle Früchte der Siege des großen Eugen wieder verloren.

Der Tod des Kaisers, Karls VI (im Jahre 1740), gab die Losung zu einem neuen Kampfe. Er war ohne Söhne, und um seinen beiden Töchtern, wovon die älteste Maria Theresia war, die ungestörte Erbfolge in seinen Ländern zu sichern, hatte er verordnet, daß alle Länder des östreichischen Hauses ungetheilt nach dem Rechte der Erstgeburt, und in Ermangelung von Söhnen auch auf Töchter und deren Nachkommen vererbt werden sollten. Durch lange Unterhandlungen hatte er fast alle europäische Mächte bewogen, diese Verfügung anzuerkennen, und er starb ruhig in dem Vertrauen, niemand werde das Erbrecht seiner ältesten Tochter, Maria Theresia, stören. Sie war seit 1736 mit dem Erbprinzen von Lothringen, Franz Stephan, vermählt, der im letzten Frieden mit Frankreich und Spanien für sein Erbtheil das Großherzogthum Toscana erhalten hatte. Aber Eugen von Savoyen, der vier Jahre vor dem Kaiser starb, hatte wohl Recht, als er meinte, ein wohl gerüstetes Heer werde die edle Kaisertochter besser schützen, als alle Verträge, und gerade dieses Schutzmittel hatte ihr Vater vernachlässigt. Frankreich machte den Entwurf, die Länder des Habsburgischen Hauses zu theilen; Spanien, Baiern und Sachsen, welche alle drei aus verschiedenen Gründen auf die gesammte östreichische Erbschaft Anspruch machten, waren seine Bundesgenossen. Aber unerwartet trat ein neuer Gegner

auf. Friedrich II, der seinem Vater (1740) auf dem preußischen Throne gefolgt war, erneute ältere Ansprüche seine Hauses auf vier schlesische Fürstenthümer, und fiel mit überraschender Schnelligkeit noch vor Ende des Jahres 1740 in Schlesien ein, wo er sich im Frühlinge des folgenden Jahres durch den Sieg bei Mollwitz vestsetzte. Baiern, Frankreich und Sachsen brachen darauf gleichfalls los. Der Kurfürst von Baiern, Karl Albert, drang mit den Franzosen siegreich in Oestreich vor, darauf mit ihnen und den Sachsen in Böhmen, ließ sich zu Prag huldigen und wurde zu Anfange des nächsten Jahres zum teutschen Kaiser unter dem Nahmen Karl VII gewählt. Die Spanier drangen in Italien vor. Die großherzige Maria Theresia, ohne Bundesgenossen, ohne Heere, ohne Geld, ließ in ihrer bedrängten Lage den Muth nicht sinken. Sie war zu Presburg in Ungarn, als die Nachricht von dem Vordringen ihrer Feinde kam. Da rief sie (11. September 1741) die Stände des Reiches zu sich auf das Schloß, und erschien vor ihnen in ungarischem Kriegskleide, mit ihrem Säuglinge Josef auf dem Arme, in tiefer Trauer, und sagte ihnen, wie sie, von Feinden bedrängt, von Freunden verlassen, allein auf die Tapferkeit und Treue der Ungarn vertraue. Begeistert erhoben sich die wackeren Männer und alle riefen einmüthig: „Laßt uns sterben für unsern König, Maria Theresia!" In kurzer Zeit war ein Heer gerüstet. Die Baiern wurden schnell aus ihren Eroberungen in Oestreich vertrieben, und in den ersten Monaten des Jahres 1742 war der größte Theil von Baiern durch die siegreichen Oestreicher besetzt. Der König Georg II von England und die vereinigten Niederlande erklärten sich für Maria Theresia; beide unterstützten sie mit Geldbeiträgen und England rüstete sich, ihr mit einem Heere zu Hilfe zu kommen. Der König von Sardinien, ungeachtet er selbst Ansprüche auf Meiland geltend machte,

erklärte sich für Oestreich. Friedrich II aber, der indeß ganz Schlesien erobert hatte, erkämpfte durch den Sieg bei Czaslau (17. Mai 1742) den Frieden von Breslau, worin Maria Theresia ihm ganz Schlesien, mit Ausnahme einiger kleinen Gebiete, abtrat. Der Krieg gegen die Franzosen wurde nun glücklicher fortgesetzt. Sie wurden aus Böhmen vertrieben, ganz Baiern war unterworfen, und Georg der II schlug (23. Jun. 1743) ein französisches Heer bei Dettingen. Das Siegesglück der Oestreicher und ihrer Verbündeten machte den König Friedrich für seine Eroberung besorgt, und im August 1744 fiel er wieder in Böhmen ein. Sachsen aber war auf Oestreichs Seite getreten. Friedrichs Siege bei Hohenfriedberg (4. Junius 1745), Sorr (30. Sept.) und Kesselsdorf unweit Dresden (15. Decbr.) führten zu dem Frieden von Dresden (25. Decbr. 1745), wodurch ihm der Besitz von Schlesien bestätigt wurde. Auch mit Baiern war, nach Karls VII Tode, Friede gestiftet worden, und Theresia's Gemahl Franz I erhielt die teutsche Reichskrone. In Belgien waren die Franzosen (von 1745 — 47) unter der Anführung des Marschalls von Sachsen (eines Sohnes Augusts II, Königs von Polen) immer siegreich, in Italien hingegen die Oestreicher glücklich; auf den Meeren siegten die Engländer, und ein russisches Heer rückte zu Oestreichs Beistand bis nach Franken vor. Unter diesen Umständen wurde (1748) der Friede zu Aachen geschlossen. Die kriegführenden Mächte gaben sich gegenseitig ihre Eroberungen heraus, und dem jüngsten Sohne des Königs von Spanien wurden die Herzogthümer Parma und Piacenza zugetheilt.

Preußen war in die Reihe der ersten Mächte getreten, und 150,000 Krieger sicherten ihm den neu erworbenen Einfluß. Friedrichs II hoher Geist aber hob die Kraft des Staates, der durch 2 Millionen Bewohner verstärkt worden war, durch weise Verwaltung,

durch Beförderung des Ackerbaues, des Handels und Gewerbfleißes, und der Geistesbildung. Mit Besorgniß blickten die Nachbarn, besonders Oestreich und Sachsen, auf diese emporstrebende Macht, und erwarteten die Gelegenheit, wo sie für erlittene Verluste und Kränkungen Ersatz suchen konnten. Oestreich verband sich mit Frankreich, seinem alten Feinde; auch Rußland und Sachsen hatten sich mit ihm verbündet. Da entstand zwischen Frankreich und Großbritannien Streit über die Gränzen ihrer Gebiete in Nord-Amerika, wo beide Nachbarn waren. Der Kampf brach aus, und als Frankreich die teutschen Staaten des Königs von England, das Kurfürstenthum Hanover, bedrohte, verband sich Georg II mit Preußen. Friedrich II, der einen Angriff von Oestreich und dessen Bundesgenossen befürchtete, fiel im August 1756 plötzlich in Sachsen ein, umringte das sächsische Heer zwischen Pirna und Königstein, und als er zuvor das östreichische Heer bei Lowositz in Böhmen (1. Octob. 1756) geschlägen hatte, zwang er die Sachsen, die durch Hunger aufs äußerste gebracht waren, sich ihm zu ergeben, und besetzte darauf ihr Land. Während des Winters rüsteten sich die Heere, um im Frühlinge den Kampf mit entscheidender Kraft zu beginnen. Auch Schweden und viele teutsche Fürsten traten auf Oestreichs Seite zu dem Bunde gegen Preußen. Ein englisches Heer erschien in Niedersachsen; die französischen Kriegsvölker zogen über die Gränzen, ein russisches Heer bedrohte Ostpreußen. Friedrich II eröffnete den Feldzug (6. Mai 1757) mit dem Siege bei Prag. Er zeigte sich als Meister in der Kriegskunst in vielen Schlachten, bei Roßbach (5. Nov. 1757) gegen die Franzosen und die Kriegsvölker der teutschen Fürsten; bei Leuthen (5. Decbr. 1757) gegen Oestreichs erfahrenste Feldherrn. Unfälle, wie bei Collin (18. Junius 1757) erschütterten seine Standhaftigkeit nicht, und nach den Niederlagen bei Hochkirch (14.

October 1758), wo der östreichische Feldherr Daun in einem nächtlichen Ueberfalle ihn schlug, bei Kunnersdorf (12. August 1759), wo er der vereinten Macht der Russen und Oestreicher mit großem Verluste erlag, konnte er doch in wenigen Wochen wieder gerüstet und furchtbar seinen Feinden entgegen treten. Im folgenden Jahre (1760) fühlte Friedrich, wie seine Gegner, die harten Folgen ihrer Anstrengungen. Er war siegreich bei Liegnitz (15. August) und in der mörderischen Schlacht bei Torgau (4. Novemb.), aber nach dem Tode Georgs II fehlte ihm Englands Beistand. Im Jahre 1761 war Friedrich nahe daran, der Uebermacht seiner Feinde zu erliegen, und seine Kräfte waren erschöpft, als der Tod seiner erbitterten Feindinn, der Kaiserinn Elisabeth von Rußland (Peters des Großen Tochter), ihn aus seiner bedrängten Lage rettete. Ihr Nachfolger, Peter III, den Friedrichs Heldenruhm schon lange begeistert hatte, legte die Waffen nieder und befahl seinem Heere, zu ihm überzugehen; aber Katharina II, welche ihm nach wenigen Monaten die Herrschaft entriß, schloß nur Frieden mit Preußen. Leichter wurde es nun dem König Friedrich, den Feldzug des folgenden Jahres mit Glück zu führen. Das östreichische Heer hatte nach sieben blutigen Feldzügen nichts als die Grafschaft Glatz und die Umgegend von Dresden in seiner Gewalt, und nicht minder nachtheilig war die Lage des französischen Hilfsheeres in Niedersachsen und Hessen geworden. Die erschöpften Länder brauchten Ruhe, und so reichten sich Oestreich, Preußen und Sachsen zu Hubertsburg (15. Febr. 1763) die Hände zum Frieden.

Die Erfolge des Seekrieges zwischen England und Frankreich, welcher gleichzeitig mit dem Landkriege geführt wurde, trugen viel zu jener Friedensstiftung bei. Seit 1755 hatte England gegen Frankreich allein und seit 1761 auch gegen Spanien, Frankreichs

Bundesgenossen, siegreich in allen Meeren und gegen die französischen und spanischen Besitzungen in Amerika und Asien gekämpft. Eine der wichtigsten Begebenheiten dieser Kriegsjahre aber waren die großen Eroberungen, welche die Engländer von 1757 bis 1761 in Ostindien machten. Seit dem sechszehnten Jahrhunderte hatten mogolische Fürsten ein großes Reich in Indien gegründet, dessen Beherrscher zu Delhi wohnte und Großmogul genannt wurde. Nach dem Tode des mächtigen und siegreichen Aurengzeb (1707) verfiel das Reich durch innere Zerrütterungen und Kämpfe um den Thron. Dieß erleichterte dem Eroberer Nadir Schah, welcher, anfangs ein Hirte, dann Anführer einer Räuberbande, sich endlich durch hohen Geist und Tapferkeit auf den persischen Thron geschwungen hatte, die Eroberung (1739) und Plünderung von Hindustan. Dieser Sturm zertrümmerte vollends den Thron des Großmoguls. Die Völker Indiens und die Statthalter theilten sich in sein Reich, als Nadir Schah Indien verlassen hatte. So legte dieser Eroberer den Grund zur Größe Englands. Die Britten, welche seit 1663 in Ostindien angesiedelt waren, nahmen Antheil an den innern Unruhen, und seit 1757 eroberte ihr tapferer Befehlshaber, Lord Clive *), ganz Bengalen, worauf später andre mächtige indische Staaten zur Unterwerfung gezwungen wurden. So wurde endlich bis 1799 für die Gesellschaft von englischen Kaufleuten, welche für den Alleinhandel mit Ostindien bevorrechtet waren, die ostindische Compagnie, ein Reich mit 30 Millionen Einwohnern erworben.

Die Engländer benutzten aber ihre Herrschaft auf den Meeren nicht bloß zu Eroberungen, sie fanden auch ihren Ruhm darin, durch Entdeckung und Erforschung

*) sprich: Klaiw.

unbekannter Länder die Erd- und Völkerkunde zu bereichern, zumahl wenn sich dabei entfernte Vortheile für ihren Handel zeigten. So wurden seit 1766 durch Wallis, Carteret und den großen Seefahrer Cook, nach und nach viele große und kleine Inseln im Südmeere und im stillen Ocean entdeckt oder genauer erforscht, welche man jetzt als den fünften Erdtheil unter dem Nahmen Australien begreift. Zwei würdige teutsche Männer, der gelehrte Naturforscher Johann Reinhold Forster und sein geistvoller Sohn Georg Forster, waren Cook's Begleiter auf seiner zweiten Reise (1772—1775) um die Welt, wo besonders auch die Gesellschafts-Inseln erforscht wurden, zu welchen das schöne Otaheiti gehört. Mehre dieser Inseln, welche bei der ersten Ankunft der Engländer noch von wilden Menschen bewohnt waren, oder doch weder nützliche Hausthiere, noch Ackerbau kannten, sind seitdem durch den fortdauernden Verkehr mit den Europäern besser angebaut worden und ihre anlagenreichen geschickten Bewohner haben höhere Bildung erlangt. Besonders haben die Sandwich-Inseln, vor vierzig Jahren noch von rohen Wilden bewohnt, welche Cook auf seiner dritten Entdeckungsreise (1776 — 78) erschlugen, so schnelle Fortschritte in der Gesittung gemacht, daß sie jetzt zu den blühendsten Inseln des neuen Erdtheils gehören. Freilich aber haben diese Inseln mit dem Geschenke europäischer Künste und Lebensvortheile auch fremde Laster erhalten, die sie in dem Zustande ihrer rohen Unschuld nicht kannten; aber es läßt sich hoffen, daß das Christenthum, welches sich durch die Bemühungen der Engländer bereits über viele Inseln verbreitet hat, auch hier seinen Einfluß auf sittliche Ausbildung offenbaren werde. Die größte Insel des südlichen Meeres, Neu-Holland, welches man das Vestland der neuen Welt nennen kann, ist in spätern Zeiten noch genauer untersucht worden, und vor Kurzem hat man

einen glücklichen Anfang gemacht, das bis jetzt unbekannte Innere jenes Landes zu erforschen.

Eine folgenreiche Begebenheit dieser Zeit war der Freiheitskrieg der Nord-Amerikaner. Seit dem sechszehnten Jahrhunderte hatten die Engländer nach und nach mehre Ansiedlungen in Nord-Amerika gegründet, und durch Einwanderung vieler Menschen, die sich in Europa gedrückt fühlten, waren jene Gegenden immer mehr bevölkert worden. Es war ein Land, zweimahl so groß als Teutschland, und reich an allem, was zum Leben unentbehrlich ist und zur Bequemlichkeit dient. Besonders war eine Landschaft, Pennsylvanien, die ein edler Engländer, Wilhelm Penn, im siebenzehnten Jahrhunderte angebaut hatte, blühend und volkreich geworden. Diese Ansiedlungen blieben zwar fortdauernd abhängig von England, wurden im Ganzen milde beherrscht, wie es ein freiheitsliebendes Volk verlangte, und es zum Aufblühen des Landes nothwendig war. Aber dagegen hatte sich England den Handel mit den nordamerikanischen Ansiedlungen vorbehalten, und späterhin suchte es die Fabriken derselben zu drücken, um den Absatz seiner eigenen Waaren zu sichern. Als diese Länder immer volkreicher wurden und die Menge ihrer Erzeugnisse zunahm, wurden jene Einschränkungen ihres Handels immer lästiger und die Abhängigkeit von dem fremden Lande ihnen drückend. Das Volk fühlte seine Kraft. Da foderte die englische Regierung (seit 1765) verschiedene Abgaben und Steuern von den Nord-Amerikanern. Diese weigerten sich. Die Engländer aber glaubten ihren Willen durchsetzen zu können. Der Aufstand brach aus; dreizehn Landschaften vereinigten sich (1775) zu Philadelphia durch Bevollmächtigte in einer Versammlung, und beschlossen die Aufhebung alles Verkehrs mit England. Die Trennung konnte nun selbst durch Nachgiebigkeit der englischen Regierung nicht mehr verhindert werden, und im folgenden Jahre er-

klärte jene Versammlung Nord-Amerika für ein unabhängiges Land. Den glücklichen Ausgang des Freiheitskampfes verdankten die Amerikaner vorzüglich ihrem ersten Feldherrn Washington *), einem Manne, der durch Einfachheit der Sitten, Häuslichkeit, Liebe zum Landleben, Heldensinn und Vaterlandsliebe einem Römer aus Roms schönster Zeit ähnlich war, und eine bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigte, einem Heere, das aus verschiedenen Völkerschaften bestand, und anfangs an allen Bedürfnissen, selbst an Waffen, Mangel litt, Ordnung, Einheit und Ausdauer zu geben. Schon im J. 1777 ward ein englischer Heerführer mit seinem ganzen Heere bei Saratoga gefangen. Dieser glückliche Erfolg nährte die Kraft und den Muth zum Widerstande bei den Amerikanern und zeigte ihren Feinden, wie wenig sie in diesem Kampfe zu siegen hoffen konnten. Bald nachher (1778) erklärte sich Frankreich öffentlich für die Nord-Amerikaner und sandte ihnen Hilfsvölker. England gerieth dadurch mit Frankreich und dessen Bundesgenossen, Spanien, (1779) in Krieg, brach bald auch (1780) den Frieden mit den Niederländern, welche den Nord-Amerikanern heimlich Unterstützung schickten. Um ihre Heere zu verstärken, hatten die Engländer schon lange fremde Kriegsvölker in Sold genommen, und mehre teutsche Fürsten verletzten so schmählich die Volksrechte und die Herrscherpflicht, daß sie ihre Unterthanen einem fremden Volke verkauften. Teutsche mußten in ferne Erdgegenden ziehen, um Kriege zu führen, die ihrer Neigung fremd waren, um in Amerika die Freiheit zu unterdrücken, die in vielen Gegenden Europa's schon lange nicht mehr ihre Heimath hatte. Die Engländer blieben standhaft unter allen Gefahren und Unfällen; aber als sie sahen, daß sie im ungleichen Kampfe fruchtlos ihre Kräfte ver-

*) Sprich: Waschington.

schwendeten, entschlossen sie sich, (1782) die Unabhängigkeit des Freistaates von Nord-Amerika anzuerkennen, und bald darauf wurde zu Versailles (1783) der allgemeine Friede geschlossen. Der Wohlstand des jungen Freistaats ist seitdem in üppigem Gedeihen gewachsen. Die einzelnen Landschaften, deren Anzahl sich bis zu 23 vermehrt hat, bilden Freistaaten für sich und haben sich verschiedene Verfassungen gegeben; alle aber sind Mitglieder eines großen Bundes, dessen gemeinsame Angelegenheiten die Versammlung der Abgeordneten der einzelnen Staaten, der Kongreß, besorgt, welchem ein Präsident vorgesetzt ist, der seine Würde vier Jahre behält.

Die lange glückliche Friedenszeit, welche das veste Land seit dem siebenjährigen Kriege genoß, wurde durch jenen Kampf nicht unterbrochen. Der Krieg, den Rußland (von 1768 — 1774) siegreich gegen die Türken führte und mit dem Gewinn der Herrschaft über das schwarze Meer endigte, störte nur in Ost-Europa die Ruhe. Wichtiger aber in ihren Folgen war die erste Theilung Polens, wodurch dieses Reich (1773) ein Viertheil seines Umfanges verlor. Das unglückliche Land hatte seit 1764 die bitterste Frucht seiner langen inneren Zerrüttungen und seiner zunehmenden Schwäche gekostet, eine fremde Vormundschaft, wozu die Kaiserinn von Rußland, Katharina II, sich aufwarf. Sie benutzte diese Unruhen, ihren Einfluß zu befestigen, sie ließ ihre Kriegsschaaren in das Nachbarland rücken, um ihre Gebote durchzusetzen, und endlich verband sie sich mit Oestreich und Preußen, um einige Gränzgebiete von dem gemißhandelten Lande abzureißen, und alle drei befriedigte für den Augenblick die Theilung des Raubes. Der verkleinerte Staat blieb ein Wahlreich mit seiner alten verderblichen Verfassung, welcher Katharina einige Aenderungen vorschrieb, die neue Keime innerer Zwietracht werden

mußten. So wurde in Europa ein gefährliches Beispiel in strafbarer Verletzung der Rechte eines unabhängigen Volkes gegeben. Das unglückliche Volk gehorchte, aber die Hoffnung, das schimpfliche Joch abzuwerfen, lebte in der unwilligen Brust der Vaterlandsfreunde.

Die Zwistigkeiten, welche nach dem Aussterben des Kurhauses Baiern (1777) einen Krieg zwischen Oestreich und Preußen drohten, wurden bald zu Teschen (1779) verglichen. Weiter aber verbreitete sich der neue Krieg, den die Türken, durch gegründete Besorgnisse gereizt, gegen Rußland (1787) anfingen. Katharina II hatte das volle Uebergewicht Rußlands im Norden, welches nach Peters I Tode durch die Schuld innerer Unruhen oft war gestört worden, kräftig hergestellt. Die Erwerbung der Krimm, eines herrlichen Landes, dessen Vereinigung mit Rußland mitten im Frieden (1783) die Türken gestatten mußten, gab ihrer Macht einen wichtigen Zuwachs, und voll hoher Entwürfe sann sie auf neue Vergrößerungen zum Nachtheil der gedemüthigten Nachbarn. Joseph II, Teutschlands Kaiser (seit 1765), der seiner Mutter, der edlen Maria Theresia, auch in der Regierung der östreichischen Erbländer (1780) gefolgt war, vereinigte sich mit Rußlands Beherrscherinn zur Unterdrückung der Türken, die ihm doch nie Ursache zum Friedensbruche gegeben hatten, und rückte mit einem mächtigen Heere in ihr Land. Der Krieg wurde anfangs, besonders von Oestreich, unglücklich geführt. Rußland wurde zu gleicher Zeit (1788) mit Schweden, wo der tapfre Gustav III seit 1772, nach dem Sturze einer verderblichen Adelsgewalt kräftig herrschte, in einen Krieg verwickelt, der Katharina's Kräfte theilte. In dem zweiten Feldzuge (1789) kamen die Türken durch die siegreichen Fortschritte der vereinigten russischen und östreichischen Heere in große Gefahr, als nach

Joſefs II frühem Tode (1790) der König von England und Friedrich Wilhelm II, der nach Friedrichs II Tode (1786) den preußiſchen Thron beſtiegen hatte, ſich rüſteten, und den Frieden zwiſchen Oeſtreich und der Türkei (1791) vermittelten, worauf auch das ſiegreiche Rußland (1792), gegen einige neue Erwerbungen, ſich mit den Türken verſöhnte. Zwei Jahre früher ſchon hatte ſie mit Schwedens König, der den Kampf mit großem Ruhme und ſiegreich beſtand, Frieden geſchloſſen.

Während im Oſten und Norden von Europa jene Kriege wütheten, wurde die Ruhe in andern Gegenden dieſes Erdtheils durch innere Zerrüttungen und Aufſtände geſtört. Belgien, oder die öſtreichiſchen Niederlande, waren ſeit 1786 durch Joſefs II Verlegung der alten Landesverfaſſung in Empörung. In den vereinigten Niederlanden erhob ſich eine Partei gegen den Erbſtatthalter, zu deſſen Hilfe der König von Preußen (1787) ein Heer in das Land rücken ließ. In dem benachbarten Bisthum Lüttich ſtand (1789) das Volk gegen den Biſchof auf, um gekränkte Rechte zurück zu fodern. In Ungarn drohte (1789) der Unwille über Joſefs Neuerungen in der alten Landesverfaſſung, gleichfalls in Empörung auszubrechen. Ueberall waren die Völker in unruhiger Bewegung, überall Vorzeichen der furchtbaren Stürme, die Europa aus langer Ruhe aufſchrecken ſollten.

IV. Das Zeitalter der Revolutionen.

Die tiefen Wunden, welche Ludwigs XIV Eroberungskriege Frankreich geſchlagen hatten, waren nur vernarbt, nicht völlig geheilt, und wurden unter der üppigen und ſündhaften Regierung ſeines Urenkels, Ludwigs XV, blutig wieder aufgeriſſen. Die Zerrüt-

tung im Staatshaushalt, die Ludwig XIV durch eine Schuldenmasse von mehr als 1000 Millionen Thalern herbei geführt hatte, wurde nach seinem Tode durch unglückliche und unredliche Rettungsversuche, durch wiederhohlte Kriege, durch die gewissenlose Verschwendung des Hofes immer größer und unheilbarer. Was Kriege nicht auffraßen, das stahlen des Königs verworfene Günstlinge und seine Minister, und der König selbst, in allem ein Beispiel des Sittenverderbnisses und der Schlechtigkeit, trieb zuletzt einen schändlichen Wucher im Kornhandel, den er durch künstliche Steigerung der Preise einträglich machte. Sein Enkel, Ludwig XVI, der ihm (1774) folgte, ein redlicher Mann, hatte den ernsten Willen, dem Elende seines Landes abzuhelfen, aber es fehlte ihm an Kraft des Geistes und Standhaftigkeit des Entschlusses, und oft an guten Rathgebern. Die Noth des Landes wurde dringender, die Ausgabe des Staats überstieg die Einnahme immer mehr, zu schwer lastete der Druck der Steuern. Da beschloß der König, auf den Rath seines Ministers, eine Versammlung angesehener Männer des Landes zu berufen, welche erwägen sollten, wie der Unordnung im Staatshaushalt abzuhelfen sei. Dieß hatte keinen Erfolg. Neue Versuche, durch Auflagen und Anleihen der Noth des Staats abzuhelfen, fanden Widerspruch. Dreister sprach der Unmuth des Volkes gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt und die Vorrechte, welche der Adel zum Nachtheile der übrigen Bürger des Staates genoß. Die Stände des Reiches, deren Einwilligung der König in früheren Zeiten bei der Gesetzgebung und der Ausschreibung von Steuern nicht hatte entbehren können, waren nicht mehr berufen worden, seit die königliche Gewalt in verderbliche Willkühr sich umgewandelt hatte, und so war seit beinahe 200 Jahren jener Schutz, welchen weise und muthige Wortführer des Volkes der öffent-

lichen Freiheit gewähren, gänzlich verloren. In der allgemeinen Bedrängniß wurde von des Königs Rathgebern die Berufung der Reichsstände als das einzige Hilfsmittel vorgeschlagen. Sie versammelten sich (Mai 1789) in Versailles, dem Hoflager des Königs, und in ihrer Mitte standen mehre wohlwollende Freunde des Vaterlandes, viele geistreiche, aber kühne Männer, die nur in dem gewaltsamen Umsturze der verdorbenen alten Verfassung des Landes, in der Vernichtung der drükenden Vorrechte einzeler Volksklassen, Rettung sahen. Die Abgeordneten des Bürgerstandes hatten das Uebergewicht in der Versammlung, und alsbald erklärten sie sich dreist gegen die Vorrechte, auf welchen der Adel und die Geistlichkeit mit blindem Trotze beharren wollten, gegen den König selbst, der diese höheren Stände schützte. Die Gährung im Volke nahm immer zu, und wurde von eigennützigen Menschen, die bei der allgemeinen Verwirrung zu gewinnen hofften, ja selbst von einem Gliede des königlichen Hauses, dem Herzoge von Orleans, durch allerlei Mittel unterhalten. Freiheit und Gleichheit war die allgemeine Losung, und selbst die Soldaten hatten die neuen Grundsätze angenommen; Freiheit wollten alle, aber worin sie bestehe, das mochte kaum Einigen klar geworden sein.

In Paris, der Hauptstadt des Reiches, die während der Dauer der allgemeinen Staatsumwälzung fast immer das Beispiel und den ersten Anstoß zu gewaltsamen Bewegungen gab, erfolgte der erste Ausbruch der Wuth des empörten Volkes. Die Stadt schützte ein vestes Schloß, im Jahre 1370 angelegt, die Bastille, welche auch zum Staatsgefängnisse diente. Seitdem unbeschränkte Königsgewalt in Frankreich herrschte und niemand die persönliche Freiheit des Bürgers gegen willkührliche Verhaftsbriefe schützte, hatten viele schuldlose Opfer gehässiger Hofränke, manche freisinnige Männer in diesen Mauern büßen müssen. Am 14.

Julius 1789 zog ein bewaffneter Haufen gegen die verhaßte Veste. Sie wurde gestürmt, zerstört, die Gefangenen wurden befreit. Es floß das erste Bürgerblut. Ein unschuldiges Mädchen, das die Wüthenden für die Tochter des Befehlshabers der Veste hielten, ward grausam ermordet. (XXIV, 70.) Ein großer Theil des stehenden Heeres schloß sich dem Volke an. Der hohe Adel verließ den von Gefahren bedrohten König, seit dessen Bruder, der Graf von Artois, zwei Tage nach der Zerstörung der Bastille, die Losung zur Flucht gegeben hatte, um im Auslande Schutz, oder fremde Hilfe zu suchen. Der Wankelmuth des Königs, der allen kräftigen Maßregeln abgeneigt war, erleichterte die Untergrabung seiner erschütterten Macht; hätte er mehr Kraft als Herzensgüte, mehr Muth als fromme Ergebung gezeigt, so wäre wohl noch Rettung gelungen. In der Versammlung der Stände, die nun unter dem Nahmen Nationalversammlung allmächtig gebot, hatten die Abgeordneten des Bürgerstandes einen entscheidenden Sieg errungen, und selbst den Befehlen des Königs, der sie anfangs trennen wollte, mit Kühnheit getrotzt. Ludwigs schwache Nachgiebigkeit machte sie immer dreister. Endlich zertrümmerte sie, in der Nacht vom 4. August, im Augenblicke allgemeiner Begeisterung das ganze Gebäude der alten Verfassung. Alle Vorrechte des Erbadels wurden vernichtet, alle geistlichen Güter für Staatseigenthum erklärt, alle Klöster und Mönchsorden aufgehoben, und ihr Vermögen zur Bezahlung der ungeheuren Staatsschulden bestimmt, dem Könige alle Krongüter entzogen und ihm ansehnliche Summen zu seinem Unterhalte angewiesen. Diese merkwürdigen Verordnungen, welche den Staat umwandelten, [illegible]rten das Gute herbei, das die Revolution für Frankreich gewirkt hat. Der Adel und die Geistlichen mußten nun Steuern zahlen, wie andre Staatsbürger; das war recht, und

70

Einnahme der Bastille in Paris 1789.

71

Saal in Paris wo Napoleon zum Kaiser gewählt wurde.

72

Jena am 14. October 1806.

gab besonders dem hart gedrückten Landmann Erleichterung. Alle Bürger, ohne Unterschied des Standes und des Glaubens, sollten gleich sein vor dem Gesetze, und Aemter und Würden nur dem Verdienste gehören; das war eine gute und folgenreiche Einrichtung, die den Franzosen während der Stürme der Revolution eine so große Ueberlegenheit gab, denn während bei ihnen nun jedem geschickten Manne der Weg zum Fortkommen und zum Ruhme offen stand, herrschten bei ihren Gegnern oft nur mittelmäßige Menschen.

Der unglückliche König schwankte unentschlossen, und bestätigte die kühnen Beschlüsse der Nationalversammlung nur, wenn die Noth ihn zwang. Aber die mächtige Partei, die auf den Trümmern der alten Verfassung sich erheben und in der Zerrüttung ihren Vortheil suchen wollte, reizte den Pöbel zu Paris zu einem furchtbaren Aufstande. Ein wüthender Haufen zog am 5. October 1789 gegen Versailles, brach in das Schloß, in die königlichen Zimmer. Der gutmüthige König wollte nicht Gewalt brauchen. Seine Leibwache wurde ermordet, er selbst und seine Gemahlinn waren mehr als einmahl in Gefahr, unter den Händen wüthender Mörder, die Weiberkleider trugen, zu fallen, und endlich mußte er es sich gefallen lassen, von dem wilden Haufen begleitet, nach Paris zu gehen, wohin die Nationalversammlung ihm folgte. Die Unruhstifter, und die geheimen Lenker des Aufstandes, welche den zügellosen Pöbel als Werkzeug brauchten, hatten nun das Mittel, alles zu erlangen was sie wollten, seit der König in Paris seinen Wohnsitz nahm. Die Achtung gegen die Königswürde war einmahl verletzt, und nun bebten die Empörer vor keinem Frevel mehr zurück. Unter den Männern, welche im Anfange der Revolution am Umsturze des Alten und der Erschaffung eines neuen besseren Zustandes arbeiten halfen, waren viele, die redliche, wohlwollende Absichten hatten, wenn

sie auch in ihrer Begeisterung das Gefährliche der gewählten Mittel verkannten. Aber das Gewühl des Aufstandes brachte immer mehr schlechte Menschen empor. Zum Unglücke des Landes stifteten mehre Parteien unter den Abgeordneten in der Nationalversammlung, besondere berathschlagende Versammlungen, welche sich mit einem englischen Worte Clubbs nannten, und in ihren Zusammenkünften vorläufig überlegten, was in der Nationalversammlung verhandelt werden sollte. Der Parteigeist wurde dadurch kühner und mächtiger. Der Clubb der Jakobiner erlangte zuletzt die größte Gewalt, die desto furchtbarer wurde, da viele verwegene Menschen, welchen kein Mittel zu schlecht war, in ihrer Mitte saßen. Sie wiegelten das Volk auf, sie bezahlten, sie brauchten es zu ihren verbrecherischen Entwürfen.

Die Brüder des Königs und viele Edelleute, welche über die Vernichtung ihrer Vorrechte unwillig waren, lebten in großer Anzahl in benachbarten Ländern. Man wollte auch den König bewegen, sich zu entfernen, damit er alsdann an der Spitze der Ausgewanderten, und vielleicht verstärkt durch fremde Kriegsvölker, zurück kehre, um die verlorene Gewalt wieder zu erobern. Ludwig entfloh heimlich (27. Junius 1791), aber durch seine eigene Schuld mißlang die Flucht; er wurde nahe an der Gränze angehalten, und wie ein Gefangener nach Paris zurück geführt, wo er endlich (Septemb. 1791) die neue Verfassung annehmen mußte, welche ihm nur eine beschränkte Gewalt ließ. Aber mit der neuen Verfassung kamen nicht Ordnung und Ruhe in den zerrütteten Staat. Wilde Parteiwuth, Zuchtlosigkeit und Pöbelgräuel nahmen überhand in Paris und im ganzen Lande. Ein Haufen kühner Frevler herrschten in der neuen Versammlung der Abgeordneten des Volkes, welche die gesetzgebende Versammlung genannt wurde. Die Verhältnisse mit den Nachbarn

wurden nun immer verwickelter und feindseliger, besonders mit Teutschland. Durch die neue Eintheilung Frankreichs in 83 Gebiete (Departements) und durch die Abschaffung der gutsherrlichen Rechte, hatten mehre teutsche Fürsten, welche in Elsaß, Lothringen und andern französischen Gränzländern ansehnliche Güter und Rechte besaßen, großen Verlust erlitten, wofür die von Frankreich angebotene Entschädigung keinen angemessenen Ersatz versprach. Dieß gab den ersten Anlaß zu Beschwerden. Die französischen Machthaber hingegen klagten über die Begünstigungen, welche die ausgewanderten französischen Prinzen und ihre Anhänger in dem Gebiete des Kurfürsten von Trier und in andern Rheinländern fanden, wo sie zahlreiche bewaffnete Schaaren sammelten, und die Fürsten eigennützig zum Kriege reizten. Die herrschende Partei in Frankreich, die alles that, die kaum gegründete Verfassung wieder umzustürzen, wollte Krieg, und so wurde Oestreich (20. April 1792) zuerst heraus gefodert. Der König von Preußen, mit welchem Josefs II Nachfolger, sein Bruder Leopold II, ein Schutzbündniß geschlossen hatte, ließ seine Kriegsvölker mit Oestreichs Heeren (seit d. Julius 1792) gegen die französische Gränze ziehen. Unaufhaltsam drangen die Verbündeten vor; die meisten Vestungen fielen; der Weg nach Paris durch die Landschaft Champagne stand offen; aber die unerwartet zahlreichen und kampflustigen Kriegsvölker, welche sich gegen die täuschenden Versprechungen der Ausgewanderten den fremden Scharen entgegen stellten, die Folgen ununterbrochener Regengüsse, Mangel an Lebensmitteln und Seuchen, zwangen das Heer zum Rückzuge. Der Einfall der fremden Heere in Frankreich hatte indeß den Sturz des wankenden Thrones beschleunigt. Die Verwirrung, welche die ersten Unfälle der französischen Kriegsvölker und die wachsenden Gefahren

verbreiteten, benutzte die Jakobiner-Partei, um ihre Zerstörungsentwürfe auszuführen. Der Pöbel wurde gereizt und bewaffnet. Am 10. August geschah der Angriff auf das Schloß der Tuilerien, wo der unglückliche König wohnte. Alle, die Muth und Willen hatten, ihn zu vertheidigen, wurden grausam ermordet, als er mit den Seinigen in den Saal der gesetzgebenden Versammlung geflohen war. Die siegenden Jakobiner beschlossen darauf die Absetzung des Königs, der in das öffentliche Gefängniß, der Temple genannt, eingesperrt wurde. Die Königswürde ward abgeschafft, Frankreich zum Freistaate (21. Septemb. 1792) erklärt, und vier Monate später wurde Ludwigs unschuldiges Blut für die Thorheiten und Laster seiner Vorgänger vergossen. Noch in demselben Jahre (16. Oct.) mußte auch seine unglückliche Gemahlinn das Blutgerüste besteigen, und unzählige Schlachtopfer von jedem Alter und Stande, schuldige und schuldlose, reiche und arme, wurden binnen wenigen Jahren hingerichtet.

Viele europäische Völker waren nun gegen Frankreich bewaffnet. England, Holland, Spanien, von Frankreich trotzig herausgefodert, schlossen sich nebst Portugal, Savoyen und Neapel an Oestreich, Preußen und das teutsche Reich. Schweden nahm nach der Ermordung seines Königs, Gustavs III (1792), den die allgemeine Stimme zum Anführer des Bundesheeres wider Frankreich bestimmte, nicht Theil am Kriege, und Rußlands Kaiserinn, Katharina II, so laut sie auch gegen die französischen Machthaber sprach, sandte den Verbündeten doch keine Hilfsvölker. Das schnelle Kriegsglück der Franzosen nach dem ersten Rückzuge der Verbündeten, verschwand im zweiten Feldzuge (1793), wo Frankreichs Feinde überall siegten. Die Machthaber des Landes waren in zwei Parteien getheilt, welche um die Herrschaft

kämpften; in mehren Gegenden war innerer Krieg. Da siegte endlich diejenige Partei, welche aus den wüthendsten Jakobinern, Menschen ohne Tugend und ohne Mäßigung, bestand, und die sogenannte Schreckensregierung (Junius 1793) begann. An der Spitze der neuen Machthaber stand der blutdürstige Robespierre. Die furchtbare Gewalt, welche diese Regierung durch grausame Vernichtung aller Parteien an sich riß, entwickelte ungeheure Streitkräfte in Frankreich. Das ganze Land sollte ein Kriegslager sein, so lange die Gefahr dauerte, jeder Franzose Soldat werden und auf den Ruf der Sturmglocke alles zu den Waffen eilen. Wer zu schwach zum Kriegführen war, mußte Waffen schmieden, oder Lebensmittel herbei führen, Weiber sollten Kleider oder Zelte verfertigen, Kinder Wundfäden zupfen. Zahllose Heere rascher feuriger Krieger strömten an die bedrohten Gränzen, und die junge Mannschaft, welche unter die Regimenter vertheilt wurden, gewöhnten sich schnell an den Waffendienst. Carnot, ein Mann von Geist und Einsicht, leitete von Paris aus den Krieg. Die Uebermacht erzwang entscheidende Siege; die Verbündeten wurden bis zu Ende des Jahres 1794 aus Belgien und vom linken Rheinufer vertrieben und mitten im harten Winter (im Januar 1795) zog ein französisches Heer über die veste Eisdecke der Ströme in das unvertheidigte Holland. In demselben Jahre schlossen Preußen (5. April) und Spanien (22. Jul.), von ihren Verbündeten abfallend, zu Basel Frieden mit Frankreich, wo sich nach Robespierre's Hinrichtung (Julius 1794) eine veste Herrschergewalt zu bilden schien. Andere minder mächtige Fürsten folgten diesen Beispielen. Von den großen Mächten blieben nur England und Oestreich auf dem Kampfplatze. England hatte freilich von Anfang an nur wenig Antheil am Kriege auf dem vesten Lande genommen, aber

die kriegführenden Mächte reichlich mit Gelde unterstützt; desto glücklicher führte es seit dem ersten Ausbruche der Feindseligkeiten den Seekrieg, selbst in der Zeit, wo die Kriegsthaten der Franzosen Europa in Erstaunen setzten. Alle Niederlassungen der Franzosen in andern Erdtheilen wurden Englands Beute, das seinen Handel auf dem Verfalle aller übrigen handelnden Völker erhob.

Der Feldzug des Jahres 1796 war entscheidend für den Krieg auf dem vesten Lande von Europa. Da kam Napoleon Buonaparte, ein junger Feldherr aus Ajaccio auf der Insel Corsica, an der Spitze der französischen Heere in Italien. Während ein anderer glücklicher Feldherr Frankreichs, Moreau, auf dem Kriegsschauplatze in Teutschland den Ruhm eines menschlich gesinnten Helden gründete, flog Buonaparte, sich und sein Heer durch Erpressungen und Frankreich durch geplünderte Schätze der bildenden Kunst bereichernd, von Siege zu Siege, bis Oestreich endlich (17. Octob. 1797) zu dem Frieden von Campo Formio gezwungen wurde. Der alte Freistaat Venedig fiel auf den Wink des Siegers und ward im Frieden als Entschädigung an Oestreich gegeben. Genua verlor seine alte Verfassung. Die Lombardei, welche Oestreich an Frankreich abtrat, hieß nun die cisalpinische Republik. Oestreich hatte Belgien an Frankreich überlassen. Mit dem teutschen Reiche sollte zu Rastadt Friede geschlossen werden. Während man sich sechszehn Monate lang (vom Decemb. 1797 bis Apr. 1799) darüber besprach, ließen die französischen Machthaber neue Eroberungsentwürfe ausführen. Sie wollten Aegypten in Besitz nehmen, um von dort Englands Besitzungen in Ostindien zu bedrohen; denn von allen Feinden Frankreichs stand allein noch England auf dem Kampfplatze. Eine ansehnliche Seemacht segelte heimlich von Toulon ab und brachte

den siegreichen Buonaparte mit einem erlesenen Heere in das Mittelländische Meer. Die Insel Malta, der Sitz des Johanniterordens (s. S. 218) ward ihm (Junius 1798) übergeben. Im Anfange des folgenden Monats landete Buonaparte in Aegypten; Alexandria (s. S. 115) ward erobert; Kahira (Cairo) fiel in die Gewalt der Sieger (22. Jul. 1798) und das ganze Land schien bezwungen zu sein. Englands Seeheld, Nelson, fand am 1. August 1798 die französische Seemacht, die er mehre Wochen lang vergebens im Mittelländischen Meere aufgesucht hatte, unweit Alexandria, und vernichtete sie bei Abukir in einem mörderischen Kampfe. Dem französischen Heere, das in Aegypten vordrang, war nun die Verbindung mit Frankreich abgeschnitten. Auch die Türken, welche die Oberherrschaft über Aegypten besaßen, traten nun als Frankreichs Feinde auf, und ihre Heere zogen durch Syrien gegen die fremden Eroberer am Nil.

Die Niederlage der französischen Seemacht bei Abukir gab allen Feinden der Franzosen neuen Muth, wieder loszubrechen, um die gekränkte Freiheit der Völker zu rächen und zu retten. Frankreichs übermüthige Machthaber hatten vielfache Ursache zu Beschwerden und Besorgnissen gegeben. Die friedlichen Völker der Schweiz waren gleich nach dem Frieden mit Oestreich feindlich angegriffen, ausgeplündert und unterjocht, Rom und Neapel bezwungen worden. Auch Rußland, das seit dem Tode Katharina's II (17. Nov. 1796) Paul I beherrschte, trat jetzt, als Englands, Oestreichs und der Türken Verbündeter, auf den Kampfplatz. Die Friedensversammlung in Rastadt trennte sich, überall in Europa loderte wieder die Flamme des Krieges.

Spanien aber war fortdauernd im Bunde mit Frankreich und von ihm abhängig. Gleiches Schicksal hatte Holland, seit 1795 die batavische Repu-

blik, welche aber seit ihrer Entstehung mit England im Kriege war und fast alle Ueberreste ihres Handels und ihrer Seemacht verloren hatte. Dänemark und Schweden nahmen nicht Theil an dem neuen Kampfe. Auch Preußen hielt den Frieden, welchen es seit einigen Jahren mit Frankreich geschlossen hatte. Während der letzten Kriegsjahre war es ansehnlich vergrößert worden, und Friedrich Wilhelm II hatte bei seinem Tode (1797) vierthalb Millionen Menschen mehr unter seiner Herrschaft, als bei seiner Thronbesteigung. Polen mußte ihm ersetzen, was der Krieg mit Frankreich vorläufig ihm entrissen hatte. Im Jahre 1791 wollte das unglückliche Polen unter dem Einflusse seines wohl gesinnten Königs, Stanislaus Poniatowski, die Fesseln Rußlands brechen, und durch eine bessere Verfassung die Folgen langer inneren Zerrüttungen heben. Das Wahlreich wurde aufgehoben; die Krone sollte erblich sein in dem Hause des Kurfürsten von Sachsen. Kaum aber hatte die herrschbegierige Katharina II den Türkenkrieg geendigt, als sie, von einer Partei unter dem Adel begünstigt, ein Heer in Polen rücken ließ, die neuen Einrichtungen umwarf, und, da der schwache König, ungeachtet der Siege seiner Kriegsvölker, nachgab, konnte sie die alte Unordnung, die ihrer Herrschaft vortheilhaft war, wieder herstellen. Sie verband sich mit Preußen, und beide rissen zum zweiten Mahle große Landstriche von dem schmählich betrogenen Lande. Solche Handlungen gegen ein unabhängiges Volk hatte man in Europa noch nicht erlebt. Was von dem Lande übrig blieb, und ferner Polen heißen sollte, war nun abhängiger als je von Rußland, das seine Heere zurück ließ, unter einem Anführer, welcher mit allem Hohn und Uebermuthe des Siegers das unglückliche Volk vollends zu Boden trat. Da erwachte glühender Unwille in der Brust aller Freunde des Vaterlandes, und an ihre

Spitze trat Kosciusko, ein Mann, gleich groß als Mensch, als Staatsbürger und als Feldherr, der Liebling des Heeres und aller wohl gesinnten Polen, der früher in Amerika für die Freiheit gefochten und sich zum Krieger gebildet hatte. Der Kampf gegen die Russen begann, aber in der ersten Schlacht sank der edle Kosciusko verwundet und wurde gefangen. Das Schicksal des Landes war entschieden. Rußland, Oestreich und Preußen vereinigten sich (1795—96) noch einmahl, um die Beute zu theilen, und Polen hörte auf, ein eigener Staat zu sein.

Rußland, dessen Macht durch diese neuen Erwerbungen in Osten furchtbar gewachsen war, nahm (1799) eifrigen Antheil an dem neuen Kampfe gegen Frankreich. Italien, die Schweiz und Süd-Teutschland wurden die Schauplätze des Krieges. Die Fürsten des nördlichen Teutschlands aber blieben mit Preußen, welchem sie sich angeschlossen hatten, unthätige Zuschauer. Die Oestreicher unter dem Erzherzoge Karl, und die Russen, unter Suwarow, waren überall siegreich. Die Franzosen wurden, bis zum September, aus Italien vertrieben, wo sie nur in Genua sich halten konnten. Frankreichs Gränzen waren bedroht, und immer größer wurde die Gefahr, als Buonaparte, der während des Frühlings und Sommers einen unglücklichen Feldzug in Syrien gemacht und ein türkisches Heer in Aegypten bekämpft hatte, im October 1799 unerwartet mit einigen vertrauten Freunden im Hafen Frejus, an der südlichen Küste von Frankreich landete. Vier Wochen später stand er, als erster Consul, mit hoher Gewalt an der Spitze der Regierung. Seine rastlose Thätigkeit und seine kräftigen Maßregeln, brachten das Kriegsglück schnell wieder auf Frankreichs Seite. Rußlands launenvoller Kaiser, Paul I, hatte seine Verbündeten mißvergnügt verlassen und seine Heere zurück gezogen. Desto leichter

flegte Buonaparte über Oeſtreich. Sein Sieg bei Marengo (14. Junius 1800), Moreau's Sieg bei Hohenlinden (3. Decemb.), beveſtigten von neuen den Ruhm der franzöſiſchen Waffen, und führten den Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) herbei, worauf im folgenden Jahre (27. März 1802.) auch mit England zu Amiens ein Friede geſchloſſen wurde, welcher der mächtigen Inſel, außer einigen eroberten Beſitzungen in andern Erdtheilen, auch die Inſel Malta im Mittelländiſchen Meere, die den Franzoſen war entriſſen worden, ſicherte. Was Oeſtreich in ſeinem erſten Frieden abgetreten hatte, blieb verloren, und alle teutſche Länder auf dem linken Ufer des Rheines mit vier Millionen Einwohnern wurden Frankreich überlaſſen. Die teutſchen Fürſten, welche durch dieſe Abtretungen einbüßten, wurden in Teutſchland durch Länder entſchädigt, die ſonſt geiſtlichen Wahlfürſten gehört hatten. Buonaparte gab bei der Unterhandlung über die Entſchädigungen das Geſetz, und die teutſchen Fürſten mußten in Paris um die Länder anſuchen, die ſie begehrten. Seitdem wurde Frankreichs unglücklicher Einfluß auf Teutſchland beveſtigt.

Buonaparte führte in das Innere des zerrütteten Landes, welches er nun beherrſchte, die Ruhe zurück, ordnete die Geſetze, ſtellte den Gottesdienſt her, welcher während der Stürme der Revolution in tiefen Verfall gerathen war, und war unabläſſig bedacht, das Volk in Kriegsfertigkeiten zu üben, um ſtets einem neuen Kampfe gewachſen zu ſein. Neue Gewaltſchritte, die er mitten im Frieden ſich erlaubte, gaben auch bald Anlaß zum Kriege. Parma und Piacenza wurden mit Frankreich vereinigt; Ober-Italien ward immer abhängiger von Frankreich; in der Schweiz galt Buonapart's Gebot; Holland blieb von einem franzöſiſchen Heere beſetzt. Als nun Buonaparte überdieß ſeine Seemacht herzuſtellen begann,

brach der Krieg mit England (1803) von neuen aus. Das teutsche Land des Königs von England, das Kurfürstenthum Hanover, wurde alsbald von einem französischen Heere besetzt, und Teutschland mußte diese Verletzung seines friedlichen Gebietes dulden. Buonaparte sah nun seine Gewalt so sehr befestigt, daß er sich (1804), unter dem Nahmen Napoleon, zum erblichen Kaiser der Franzosen wählen (XXIV, 71.) und bald darauf mit seiner Gemahlinn zu Paris krönen ließ.

Neue empörende Gewaltthätigkeiten begleiteten seine Erhebung; ein junger Prinz aus dem Hause Bourbon, der Herzog von Enghien, wurde gefangen und erschossen, der einst siegreiche Feldherr und Eroberer Hollands, Pichegru, der zum Vortheil des verdrängten Hauses Bourbon gearbeitet hatte, heimlich ermordet, und Moreau aus Frankreich verbannt. Ein Jahr später schuf Napoleon die cisalpinische oder italienische Republik in ein Königreich Italien um, und wurde dessen erblicher Beherrscher. Genua ward gewaltsam mit Frankreich vereinigt. Diese Ereignisse erregten Oestreichs Besorgnisse, und von Rußlands jungem Kaiser Alexander I, mit einem Heere, von England aber mit Hilfsgeldern unterstützt, trat es (August 1805) wieder auf den Kampfplatz. Die Niederlagen bei Ulm (20. Oct.) und bei Austerlitz (2. Decemb. 1805) führten noch vor Ende des Jahres den Frieden zu Presburg herbei, welcher Oestreich, außer andern schweren Opfern, auch Venedig wieder entriß, welches ihm durch die letzten Friedensschlüsse zugefallen war. Auch legte dieser Friede den Grund zur Trennung des teutschen Staates, da Napoleon die Bedingung vorschrieb, daß die beiden Kurfürsten von Baiern und Würtemberg, mit welchen er schon vor Ausbruche des Kampfes sich verbündet hatte, die Königswürde annehmen und ihre Länder unumschränkt beherrschen sollten.

Im folgenden Jahre schlossen eben diese und mehre andere teutsche Fürsten einen Vertrag mit Napoleon (12. Julius 1806), wodurch sie von dem Kaiser und dem teutschen Reiche sich absonderten und einen neuen Bund, der rheinische Bund genannt, schlossen, an dessen Spitze der Kaiser der Franzosen als Beschützer stand. Der teutsche Kaiser, Franz II, der zwei Jahre früher schon die Würde eines Kaisers von Oestreich angenommen hatte, legte bald nachher die teutsche Krone nieder, und das teutsche Reich war, nach einer Dauer von beinahe 1000 Jahren, zerstört.

Immer willkührlicher verfügte nun Napoleon über Länder und Völker. Seinem ältesten Bruder, Josef, hatte er (März 1806) Neapel gegeben, dessen König bei dem Einbruche der Franzosen nach Sicilien geflohen war. Holland wurde (1806) zum Königreich erklärt und Napoleons jüngerem Bruder, Ludwig, die neue Krone zugesprochen. Sein Schwager, Joachim Murat, ein französischer Feldherr, erhielt ein Großherzogthum, das aus den, von Preußen und Baiern abgetretenen, Ländern Cleve und Berg bestand.

Preußen und mehre Fürsten des nördlichen Teutschlands waren nicht zu dem rheinischen Bunde getreten. Napoleon verleitete den König von Preußen zur Besetzung von Hanover, um ihn dadurch mit England in Unfrieden zu bringen, und that alles, was ihn erbittern mußte. So brach der Krieg aus, ehe Rußlands Hilfe für Preußen bereit war. Die Schlacht bei Jena (XXIV, 72.) und Auerstädt, wo die preußischen Heere, die im langen Frieden erschlafft waren, mit ihren Bundesgenossen, den Sachsen, unterlagen, und ihr Oberbefehlshaber, der heldenmüthige Herzog von Braunschweig, tödlich verwundet wurde, entschied über das Schicksal ihres Landes. Neun Tage später zog Napoleon durch das Brandenburger Thor,

73

Napoleons Einzug in Berlin 1806.

74

Schlacht bei Friedland. 1807.

75

Alexander und Napoleon auf dem Niemen 1807.

auf welchem die Göttinn des Sieges, ein Denkmahl der Heldenzeit Preußens, prangte, in Berlin ein (XXV, 73.), und sechs Wochen nach dem Anfange des Krieges stand er an den Ufern der Weichsel. Alle Vestungen des Landes, die schlesischen ausgenommen, waren durch die Schuld alter oder feiger Befehlshaber gefallen. Von Preußens Heeren waren nur noch schwache Ueberreste da, als der Kaiser von Rußland Hilfe sandte. Der Sieg bei Eilau (8. Febr. 1807) durch die Beharrlichkeit der Russen und die Tapferkeit der Preußen erfochten, wurde nicht benutzt; Napoleon zog frische Kriegsvölker an sich und es erfolgte die Schlacht bei Friedland (24. Junius 1807), worin die Russen, am Morgen siegreich, am Abend überrascht und geschlagen wurden. (XXV, 74.) In einer Zusammenkunft Alexanders und Napoleons auf dem Niemen (XXV, 75.) wurde der demüthigende Friede vorbereitet, der am 8. und 9. Julius (1807) mit Rußland und Preußen zu Tilsit geschlossen ward. Preußen mußte die früher erworbenen Theile von Polen abtreten, woraus ein Herzogthum Warschau gebildet wurde, das Sachsens Beherrscher erhielt, der dem Rheinbunde beigetreten war und auch die Königswürde angenommen hatte. Es wurde ein Königreich Westfalen für Napoleons jüngsten Bruder gebildet, das aus dem größten Theile der Länder zwischen der Elbe und dem Rhein, die Preußen verlor, dem Kurfürstenthume Hessen und dem Herzogthume Braunschweig bestand. Aber auch nach dem Frieden mußten die preußischen Vestungen französische Besatzungen behalten und schwer lasteten die Kriegssteuern, die der Sieger unerbittlich foderte, auf dem unglücklichen Lande.

Napoleon schaltete nun ohne Schonung über die unterworfenen und verbündeten Länder. Als auch das nördliche Teutschland, wie schon lange das südliche,

ſeiner Gewalt unterlag, hoffte er England ganz vom veſten Lande ausſchließen zu können. Er verbot allen Handel, allen Verkehr mit England; jedes Schiff, das auf dieſer Inſel, oder in einem andern, den Engländern unterworfenen, Lande geweſen war, ſollte als Beute weggenommen, engliſches Eigenthum, wo man es auf dem veſten Lande fände, ſollte als verbotenes Gut angeſehen werden. Aber dagegen eroberten die Engländer alle Beſitzungen ihrer Feinde in andern Erdtheilen, erwarben den Handel nach dem ſpaniſchen Amerika, nach allen Welttheilen. In ganz Europa aber ſtockten Betriebſamkeit und Handel.

Kaum war der Krieg im Norden geendigt, als Napoleon ſeine ſüdlichen Nachbarn zu unterjochen beſchloß. Er ließ ein Heer durch Spanien gegen Portugal ziehen, weil der Beherrſcher dieſes Landes ſich weigerte, die engliſchen Waaren in Liſſabon wegzunehmen, wie es Frankreich verlangt hatte. Der bedrängte Fürſt floh mit ſeiner Familie und vielen Schiffen nach Braſilien, welches ſeit dem ſechszehnten Jahrhunderte zu Portugals auswärtigen Beſitzungen gehörte, und die Franzoſen beſetzten ſogleich (Novemb. 1807) das ganze Land. Während die franzöſiſchen Kriegsvölker, die gegen Portugal zogen, in Spanien waren, entſtand Uneinigkeit zwiſchen dem König, Karl IV, der ſich ganz von ſeinem Lieblinge, dem hoch erhobenen Manuel Godoy, leiten ließ, und dem Kronprinzen, die endlich dahin führte, daß der alte König ſeinem Sohne, Ferdinand VII, die Regierung übergab. Dieß gab dem Kaiſer Napoleon eine willkommene Gelegenheit, ſeine Eroberungsentwürfe auszuführen. Der junge König und ſeine Aeltern wurden liſtig in die franzöſiſche Gränzſtadt Bayonne gelockt, wo Napoleon ſich befand. Ferdinand, nebſt ſeinen Brüdern, und ſein Vater mußten auf Spanien Verzicht leiſten, und Napoleon gab (1808) die ſpaniſche Krone ſeinem Bru-

der Joſef, welcher dafür Neapel an ſeinen Schwager Murat abtrat. Auch zog er aus Spanien und Portugal ganze Haufen einheimiſcher Krieger, und zwang ſie, mit ſeinen Heeren fern von ihrer Heimath gegen fremde Völker zu ſtreiten. Die Spanier waren empört über die Mißhandlung des Königs, und über die Anmaßung des Fremdlings, der ihnen einen König aufdringen wollte. Sie griffen zu den Waffen. Ueber das ganze Land verbreitete ſich, ſeit dem Mai 1808, ein furchtbarer Kampf. Ein engliſches Hilfsheer landete in Portugal, und zwang die Franzoſen, das Land zu räumen. Da zog Napoleon ſelbſt an der Spitze eines erleſenen Heeres über die Pyrenäen, und rückte bald (Decemb. 1808) in Madrid ein. Durch die Vernichtung des abſcheulichen Glaubensgerichtes, der Inquiſition (ſ. S. 244), durch die Aufhebung der meiſten Klöſter und der drückenden Vorrechte des Adels, zerſtörte er auf einmahl die größten Hinderniſſe, welche Spaniens Bildung lange aufgehalten hatten. Es war ein Geſchenk, das Spanien auch dem Feinde hätte danken und wohl bewahren ſollen! Bald nach der Eroberung von Madrid reiſete Napoleon aus Spanien ab, und ſeitdem mußten ſeine Feldherrn den blutigen Kampf gegen das empörte Volk führen. Aber dennoch würden die franzöſiſchen Heere endlich vielleicht alle Hinderniſſe überwunden haben, wenn nicht England mit dem Hilfsheere, das Spaniens und Portugals Freiheit erkämpfen ſollte, ſeinen Helden Wellington geſandt hätte, welcher Napoleons erfahrenſte Feldherrn ſchlug. Spanien wurde ſeitdem das Grab des Kerns der franzöſiſchen Heere. Bei der Zerrüttung des unglücklichen Landes blieben die großen und reichen Länder, die Spanien ſeit dem ſechszehnten Jahrhunderte (ſ. S. 258—60) in Amerika beſaß, ſich ſelbſt überlaſſen. Unwillig über die Behandlung, die ſie ſchon lange von den Europäern erfahren hatten, faßten mehre

jener Länder seit 1810 den muthigen Entschluß, sich frei zu machen. Im J. 1811 erklärten zwei große Länder, Venezuela und Cartagena, ihre Unabhängigkeit.

Während Frankreich das südwestliche Europa zu unterjochen trachtete, suchte Rußland seine Herrschaft im Nord-Osten auszubreiten; es kämpfte seit dem Ende des Jahres 1806 gegen die Türken, und entriß (1808—1809) den Schweden ihr kornreiches Finland. Schwedens König, Gustav IV, ein standhafter, erbitterter Feind Napoleons, wurde während dieses Kampfes (1809) von einer feindseligen Partei unter seinem Volke entthronet, und die Krone ward seinem Oheime, Karl XIII, gegeben, welcher im folgenden Jahre den, zum Thronfolger erwählten, französischen Feldherrn Bernadotte, Fürsten von Pontecorvo, an Kindesstatt annahm.

Als Napoleon aus Spanien zurück kehrte, rüstete sich Oestreich, um noch einmahl für Teutschlands Ehre und Freiheit zu streiten, und die immer drohender wachsende Gefahr von sich abzuwenden. Es trat allein (April 1809) auf den Kampfplatz, und nie hatte es so große und ruhmvolle Anstrengungen gemacht. Mit Frankreich war Rußland verbündet, und es mußten auch die Fürsten des rheinischen Bundes ihre Kriegsvölker zu Napoleons Heere senden. Napoleon fand einen kräftigern Widerstand, als er erwartet hatte, aber glänzend erschien auch seine Feldherrngröße. Nach der Ueberwältigung des östreichischen Hauptheeres in Baiern drang er siegreich ins Innere des Landes vor und nahm Wien. Die heldenmüthige Tapferkeit der Oestreicher schlug ihn entscheidend bei Aspern (21—22 Mai 1809); aber der Sieg konnte nicht verfolgt werden, und wenige Wochen nachher erzwang Napoleon durch die glückliche Schlacht bei Wagram (XXVI, 76.) den Frieden von Wien (14. October), der Oestreich neue, harte Opfer auflegte. Während dieses Krieges

76

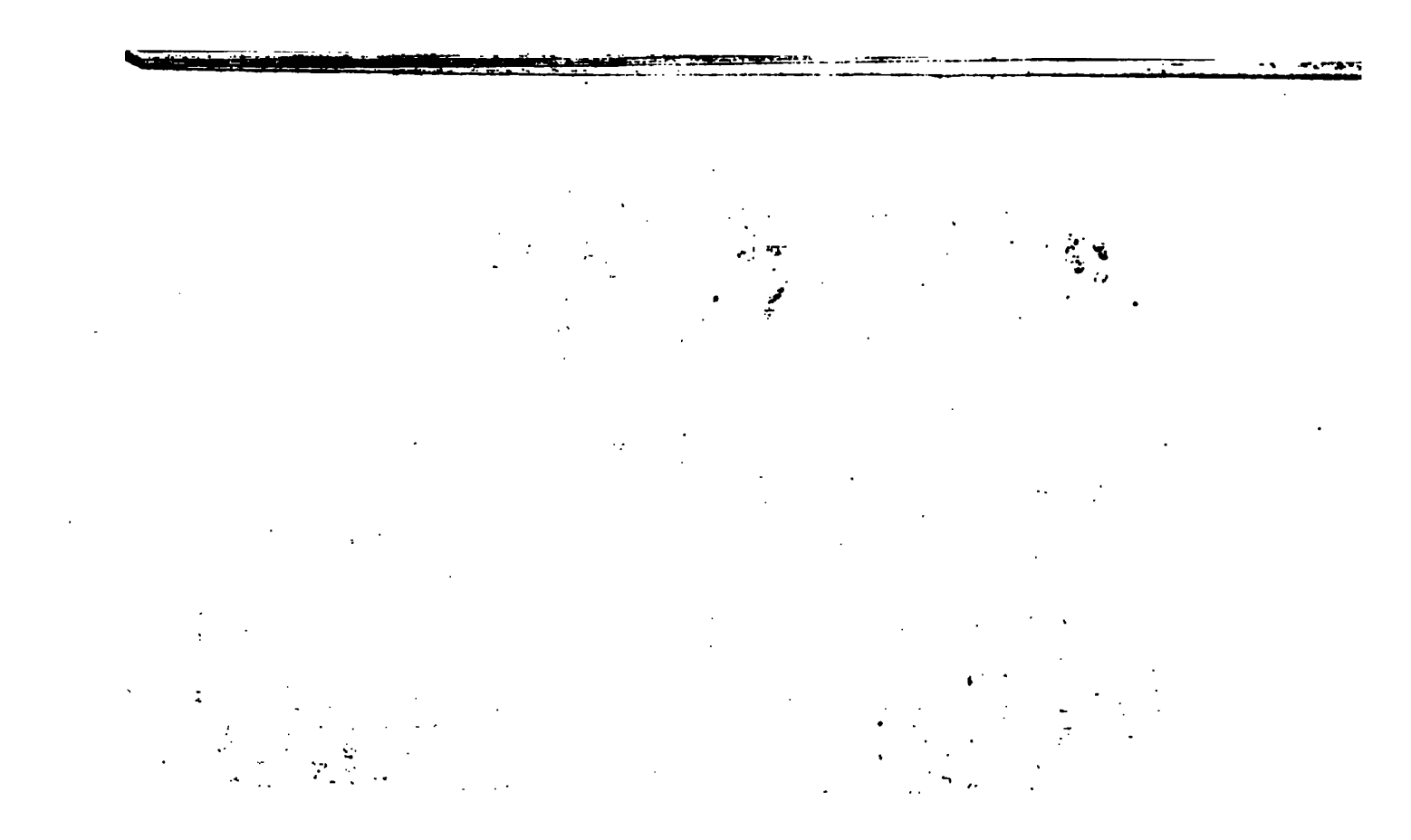
Schlacht bei Wagram. 1809.

77

In Amsterdam werden die französischen Adler angeheftet. 1810.

78

Polnische Confoderation in Warschau. 1812.



geschahen in mehren Gegenden Teutschlands einzele Versuche, das Joch der Franzosen zu brechen und die Völker gegen sie in die Waffen zu bringen. In Preußen stand der tapfre Schill mit seinen Husaren und einer Anzahl freiwilliger Männer auf, und zog durch das Königreich Westfalen. Er fand seinen Tod in Stralsund; aber glücklicher war der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der Sohn des Feldherrn, der bei Jena die tödliche Wunde empfangen hatte. Aus seinem Erblande vertrieben, hatte er einige Jahre im Auslande gelebt, als der Krieg ihm neue Hoffnung gab. Mit einer kleinen, immer anwachsenden, tapfern Schaar zog er aus Böhmen, immer fechtend, durch Teutschland, bis endlich Oestreichs Friede ihn zwang, sich am Ausflusse der Weser nach England einzuschiffen, worauf er mit seinen Kriegern in Portugal und Spanien gegen die Franzosen kämpfte. Auch in dem Gebirgslande Tirol, das Oestreich im Preßburger Frieden an Baiern hatte abtreten müssen, brach unter Andreas Hofer und andern kraftvollen Männern ein herrlicher Freiheitskampf aus; aber auch diese Helden mußte der unglückliche Friede zu Wien ihrem Schicksale und der Rache der Franzosen preis geben.

Napoleon stand nun auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. Er fühlte seine unwiderstehliche Gewalt, und kühner, wie einst Ludwig XIV, glaubte er, ohne Schonung der Nachbarn alles wagen zu können. Selbst im Kriege mit Oestreich griff er schon den Papst an, raubte ihm vollends die früher schon verkleinerte weltliche Macht, und führte ihn gefangen hinweg. Der Kirchenstaat wurde mit dem französischen Reiche vereinigt. Gleiches Schicksal hatte Holland. Napoleon zwang seinen eigenen Bruder, die Krone niederzulegen, die nicht mehr mit Ehre getragen werden konnte, und ganz Holland (XXVI, 77.) wurde (9. Julius 1810) Frankreich einverleibt. Wenige Monate später

gab Napoleon einen Wink, und ein großer Theil des nördlichen Teutschlands, die Mündungen der Weser, Ems und Elbe, waren Theile von Frankreich. Im demselben Jahre hatte er durch seine Vermählung mit der Tochter des Kaisers von Oestreich sein Ansehen noch mehr befestigt, und die Geburt eines Sohnes (1811), den er König von Rom nannte, schien die erbliche Herrschaft seines Stammes in Frankreich zu sichern.

Noch dauerte der blutige Kampf in Spanien, aber im stolzen Gefühle seiner Macht hoffte Napoleon, nun auch seinen bisherigen Bundesgenossen, Rußland, zu bezwingen, und vielleicht gar durch Rußland und Persien zu Lande nach Indien vorzudringen, um seine standhaften Feinde, die Engländer, in dem Hauptsitze ihrer Macht anzugreifen. Nie hatte man in Europa solche Vorbereitungen zu einem Kriege gemacht, wie zu dem Kampfe gegen Rußland, noch nie hatte man ein Heer gesehen, das besser gerüstet und kampflustiger gewesen wäre. Fünfmalhunderttausend Krieger, und unter diesen sechzigtausend erlesene Reiter, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Schweizer, Holländer, Polen, alle Völkerschaften Italiens und Teutschlands, zogen gegen Rußlands Gränzen. Auch Oestreich und Preußen mußten Hilfsheere stellen. Sobald der Krieg gegen Rußland erklärt war (22. Junius 1812), ließ Napoleon die Wiederherstellung des Königreichs Polen in einer Versammlung zu Warschau (XXVI, 78.) verkündigen. Napoleon drang siegreich vorwärts. Die Russen brauchten zu ihrer Vertheidigung dasselbe Mittel, wodurch einst Peter I. die Tapferkeit Karls XII. überwunden hatte; sie zerstörten ihre Städte und Dörfer, verwüsteten weit umher das Land und zogen sich ins Innere ihres unermeßlichen Reiches zurück. Napoleon gewann Schlachten, aber die russische Macht wurde nicht gebrochen. Nach einem blutigen Siege zog er

(14. Septemb. 1812) in die Hauptstadt Moskwa (Moskau) ein, und glaubte nun, wie einst in Wien und Berlin, den Krieg entschieden zu haben. Da wurde, bald nach dem Einzuge der Franzosen, der größte Theil der ungeheuren Stadt von den Flammen ergriffen, und in kurzer Zeit lagen ihre prächtigen Kirchen, ihre kostbaren Paläste und reichen Waarenvorräthe in Asche. Die Russen nährten mit Eifer die Flamme und freuten sich, daß nichts von ihren Gütern die verhaßten Feinde bereichern konnte. Das russische Heer bewegte sich um die menschenleere Stadt, um den Weg in die südlichen Länder des Reiches zu verschließen. Napoleon suchte Frieden, und verlor die Zeit in fruchtlosen Unterhandlungen; denn Rußland verwarf standhaft seine Anträge. Der zunehmende Mangel an Lebensmitteln zwang ihn endlich, im früh eingetretenen Winter (October und November) auf demselben Wege, den sein Heer und die Russen zur Einöde gemacht hatten, den Rückzug anzutreten. Die Russen fielen über die fliehenden Feinde; das erbitterte Landvolk brach los, um blutige Rache zu nehmen für seine entweihten Kirchen, seine zerstörten Wohnungen, seine geplünderte Habe. Durch beständige Gefechte, durch Hunger, Frost und Krankheiten wurde fast das ganze französische Heer aufgerieben. Aller Gehorsam und alle Ordnung im Heere hörten auf; jeder dachte nur daran, sein Leben zu retten. Die Siegeszeichen, welche man aus Moskwa mitgenommen hatte, über 1200 Kanonen, der zusammengeplünderte Reichthum der Krieger, alles ging verloren. Gefallene Pferde, erfrorene Menschen, bedeckten die nackten Schneebahnen. Da sah man Hunderte von unglücklichen Flüchtlingen, Gespenstern mehr als Menschen gleich, in einem Haufen sich um die Flamme drängen, und als ihre Glieder aufthauten, todt niedersinken und Andere kommen, die sich auf die Leichen der gefallenen Waffenbrüder setzten, gefühllos,

schon halb todt, und sterben, wie jene. In Wilna allein fanden 53,000 Menschen ihr Grab, und um Moskwa, Witepsk und Mohilow wurden 253,000 Leichen verbrannt. (XXVII, 79.)

Im Anfange des Jahres 1813 betrat das russische Heer, die fliehenden Feinde verfolgend, das preußische Gebiet. Die Kunde von Napoleons furchtbarer Niederlage erhob den Muth aller Völker. Die Zeit, das französische Joch zu brechen, schien gekommen zu sein. Die Preußen, von Vaterlandsliebe begeistert, griffen zuerst zu den Waffen, als ihr König sie aufrief, und es wurde ein Bund mit Rußland (28. Febr.) geschlossen. Die Heere beider Mächte zogen nun vereint gegen die Elbe, um die Ueberreste der Franzosen zu vertilgen. Aber zum Theil war es die Schuld des rauhen Winters, daß schnelles Vorrücken unterblieb, und so erhielt Napoleon, der im December von Warschau über Dresden auf einem Schlitten nach Paris geeilt war, Zeit genug, mit seiner gewöhnlichen rastlosen Thätigkeit ein neues Heer zu bilden. Am Ende des Aprils stand er zwischen der Saale und der Elbe. Bei Lützen (2. Mai) und bei Bauzen (20. und 21. Mai) siegte er über die glorreiche Tapferkeit der Verbündeten, und drang bis Schlesien vor. Während des Waffenstillstands (vom 4. Junius bis 16. August) machte Oestreich einen fruchtlosen Versuch, den Frieden herzustellen, den aber Napoleon trotzig verschmähte, und endlich trat es zu dem Bunde, den auch Schweden schon verstärkt hatte. Der große Kampf begann. Das vereinte Heer der Schweden, Russen und Preußen schlug bei Groß-Beeren (23. August) die, gegen Berlin vordringenden, Franzosen. In Schlesien siegte Blücher an der Katzbach (26. August) gegen die französischen Feldherrn; denn Napoleon selbst war vom raschen Vordringen schnell umgekehrt, als das Hauptheer der Verbündeten aus Böhmen gegen die Elbe

Rückzug der Franzosen aus Russland 1812.

Moreaus Fall bei Dresden 1813.

Tod der Herzoge v Braunschweig 1814.

hervor brach. Die Russen, Oestreicher und Preußen vereinten sich (am 25. August) vor Dresden, und suchten diese neu bevestigte Stadt (26. August) zu erstürmen, als Napoleon, kaum angekommen, sie zurück trieb. Am folgenden Tage griff er die Verbündeten in ihrer Stellung unweit der Stadt an, und zwang sie, nachdem besonders die Oestreicher großen Verlust erlitten hatten, zum Rückzuge. An diesem Tage fiel auch Moreau bei dem Dorfe Räcknitz auf den südlichen Anhöhen vor Dresden, von einer feindlichen Stückkugel getroffen. Er war kurz zuvor, nach neunjähriger Verbannung, (s. S. 337) aus Amerika zurück gekehrt, und hatte sich zu dem Kaiser von Rußland begeben, um an dem Kampfe gegen Napoleon Theil zu nehmen. Nach seiner tödlichen Verwundung wurde der Held von einigen Kosacken auf Piken in ein nahes Dorf getragen (XXVII, 80.), aber als ihm beide zerschmetterte Beine waren abgenommen worden, starb er einige Tage nachher zu Laun in Böhmen. Die Nachtheile, welche die Verbündeten in diesem Kampfe erlitten, wurden glorreich ersetzt durch die Siege bei Culm (30. August) und bei Dennewitz (6. Sept.) und endlich entschied die furchtbare Schlacht bei Leipzig (16., 18. und 19. Oct.) Teutschlands Schicksal. Napoleon floh über den Rhein, aber vorher hatte er bei Hanau mit den Baiern (30. Oct.) zu kämpfen, deren König sich bereits am 8. October von dem Bunde mit Frankreich losgesagt und mit den Verbündeten vereinigt hatte. Der Rheinbund löfete sich auf. Mit dem Anfange des Jahres 1814 zogen Preußen, Oestreicher und Russen über den Rhein, an dessen Ufern so lange nicht teutsche Fahnen geweht hatten, und nach wechselndem Waffenglücke rückten sie am 31. März 1814 in Frankreichs Hauptstadt ein. Zu gleicher Zeit drang Wellington siegreich aus Spanien im südlichen Frankreich vor. Napoleon wurde abgesetzt,

er entsagte der Krone, und erhielt durch einen Vertrag die Insel Elba im Mittelländischen Meere, wohin er bald darauf abreisete. Ludwig XVIII, der Bruder des unglücklichen Ludwigs XVI, bestieg als König den Thron von Frankreich, und schloß (30. Mai) zu Paris einen Vertrag mit den siegreichen Verbündeten, wodurch Frankreich alle Eroberungen, die es seit 1792 gemacht hatte, verlor.

Alle Völker Europa's sahen im Genusse des Friedens das Jahr 1814 scheiden. Auch Schweden versöhnte sich noch vor Ende desselben mit Dänemark, das der Verbindung mit Frankreich am längsten treu geblieben war, und Norwegen wurde, als Preis des Friedens, an Schweden abgetreten. Die weltliche Herrschaft des Papstes wurde hergestellt; er empfing die Länder, welche Napoleon ihm genommen hatte, zurück und nahm wieder seinen Sitz in Rom. Leider aber war einer der ersten Schritte, die er nach seiner Rückkehr that, die Wiederherstellung des schädlichen Jesuitenordens, welcher von einem seiner Vorgänger, Papst Clemens XIV, zum Glücke der Völker (1773) feierlich war aufgehoben worden. Auch der neue König von Spanien, Ferdinand VII, den Napoleon bald nach der Niederlage bei Leipzig aus der Gefangenschaft entlassen hatte, fing seine Herrschaft damit an, verderbliche Einrichtungen wieder herzustellen, die während der inneren Unruhen untergegangen waren; er setzte sogleich die abscheuliche Inquisition wieder in Thätigkeit, und suchte eine willkührliche harte Gewalt über sein Volk zu befestigen, das so tapfer und rühmlich gekämpft hatte, ihm den Thron seiner Väter wieder zu erwerben. Der Freund der Menschheit sah mit Schmerz die schöne Hoffnung verschwinden, daß auch dieses Volk sich zu einem glücklichern bürgerlichen Zustande erheben und seine Anlagen zu hoher geistigen Ausbildung frei entwickeln werde, denn alles war dar-

auf angelegt, es in ſeinem Verfalle zurück zu halten. — Auch in Amerika ruhten am Ende dieſes Friedensjahres die Waffen, welche die eiferſüchtigen Engländer ſeit 1812 gegen die immer glücklicher anwachſende Macht des Freiſtaats Nord-Amerika mit ſo heftiger Erbitterung geführt hatten, daß ſie ſelbſt die neu erbaute prächtige Bundesſtadt Waſhington verbrannten, wo ſeit dem Jahre 1800 die Verſammlung der Abgeordneten der vereinten Staaten ihre Sitzungen hielt. Der Friede wurde zu Gent geſchloſſen. Der große Staatenverein, welcher dem bedrängten Europa gegenüber jugendlich aufblüht, hat die Spuren der Kriegsverheerung ſchnell wieder vertilgt. Seine ſteigende Macht iſt ſeitdem nur noch auffallender ſichtbar geworden. Sein Gebiet vergrößert ſich mit jedem Jahre durch Uebereinkünfte mit den Stämmen der wilden Eingeborenen an ſeinen Gränzen, und wird immer mehr angebaut, immer fruchtbarer und mehr mit Erzeugniſſen milder Himmelsgegenden bedeckt. Die Volksmenge ſteigt mit außerordentlicher Schnelligkeit, wozu in den neuſten Zeiten zahlreiche Einwanderungen aus Teutſchland, der Schweiz, aus England und Frankreich beigetragen haben. Viele Tauſende ſind über das Meer gegangen, um eine neue Heimath für ſich und ihre Kinder, leichten Erwerb und ein ruhiges Leben zu ſuchen; viele — zumahl aus dem ſüdlichen Teutſchland — verarmt durch den Druck und die Noth der Zeit, mit der traurigen Ausſicht, in fernen Erdgegenden unter neuer Noth und Kümmerniß ein neues Erbe ſich zu erarbeiten, ſehr viele aber auch mit gerettetem Vermögen und großen Reichthümern, wie die ausgewanderten Engländer und beſonders diejenigen Franzoſen, welche als Anhänger Napoleons aus ihrem Vaterlande verbannt, ſich in Amerika niederließen, um große neue Anſiedlungen, ſelbſt neue Städte zu gründen. Eben ſo auffallend ſind der innere Gewerbfleiß, die Seemacht und der Handel der ver-

einigten Staaten gestiegen, deren Schiffe jetzt auf allen Meeren fahren und selbst auf dem Mittelländischen Meere einen immer gewinnvoller werdenden Handel treiben.

Die verbündeten Fürsten Europa's kamen in Wien zusammen, wo zu Anfange des Octobers 1814 ein Kongreß eröffnet wurde, um die Angelegenheiten jenes Erdtheils, welche durch fünf und zwanzig Kriegsjahre in Verwirrung waren gebracht worden, friedlich zu ordnen und auszugleichen. Noch waren sie nicht über alles einig, als Napoleon von der Insel Elba entwich, und mit einigen hundert Kriegern, die ihm auf die Insel gefolgt waren, am 1. März in Frankreich landete. Fast das ganze zerstreute Heer fiel ihm zu, und zwanzig Tage nach seiner Landung erneute er in Paris seine ehemahlige Herrschaft, nachdem der verrathene König nach Belgien geflohen war. Die verbündeten Mächte rüsteten sich zum neuen Kampfe. Napoleons Schwager, Joachim Murat, König von Neapel, brach zuerst gegen Oestreich los, aber nach einem kurzen Kampfe unterlag er, und der vertriebene König kam aus Sicilien nach Neapel zurück. Schnell sammelte auch Napoleon ein neues wohl gerüstetes Heer, mit welchem er im Junius in Belgien vordrang, wo nur erst das preußische Heer unter Blücher, und das englische unter Wellington ihn erwarteten. Napoleon siegte über die Preußen bei Ligny (17. Junius), als es aber am folgenden Tage mit dem tapfern englischen Heere, wozu auch niederländische und einige teutsche Hilfsvölker gehörten, bei Waterloo zum Gefechte kam, und im Augenblicke der Entscheidung Blücher mit den Preußen herbei flog, erlitten die Franzosen eine furchtbare Niederlage und Napoleon eilte in verwirrter Flucht nach Paris. An jenem ersten Schlachttage bei Ligny fiel in heldenmüthigem Kampfe, auch der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, dem die Schlacht bei Leipzig sein Erbland wieder gegeben hatte.

(XXVII, 81.) Die siegreichen Heere der Verbündeten, mit welchen sich bald auch die Oestreicher und Russen vereinigten, zogen darauf schnell gegen Paris, das zum zweiten Mahle ihnen die Thore öffnen mußte. Ludwig XVIII folgte ihnen; Napoleon aber hatte bereits zum zweiten Mahle der Herrschaft entsagt, und als keine Hoffnung war, zur See entfliehen zu können, sich den Engländern (22. Julius) übergeben, welche ihn bald nachher auf die Insel St. Helena brachten, wo er seitdem in Gefangenschaft lebt. Der zweite Friede zu Paris (20. Novemb. 1815) brachte Frankreich auf seine Gränzen von 1790 zurück, legte dem Lande eine Kriegssteuer von 175 Millionen Thalern auf und ließ ein ansehnliches, aus den Kriegsvölkern der verbündeten Mächte gebildetes, Heer unter Wellington's Oberbefehl in Frankreich zurück, welches 5 Jahre lang das unbeständige Volk bewachen und den Frieden sichern sollte.

Der Kongreß zu Wien war indeß einige Wochen nach der entscheidenden Schlacht bei Waterloo, am 9. Julius 1815, geschlossen worden. Polen kam, als eigenes Königreich an Rußland, mit Ausnahme einiger Gränzlandschaften, die an Preußen abgetreten wurden. Oestreich errichtete in Ober-Italien aus den Ländern von Meiland, Mantua und Venedig ein besonderes Reich unter dem Nahmen des lombardisch-venetianischen Königreiches, erhielt Tyrol, Salzburg und andere an Baiern abgetretene Länder zurück, und nahm wieder Besitz von den, 1809 an Frankreich abgetretenen, illyrischen Provinzen, welche im J. 1816 zu einem besondern Königreich Illyrien erhoben wurden. Der König von Sardinien erlangte seine verlorenen Länder in Ober-Italien, Piemont und Savoyen, wieder und wurde durch das Gebiet des Freistaats Genua verstärkt. Der Großherzog von Toscana, des Kaisers von Oestreich

Bruder, dem Napoleon Wirzburg zur Entschädigung gegeben hatte, wurde wieder in sein verlornes Land eingesetzt. Die Schweiz erhielt drei neue Cantone, Genf, Neufchatel und Waadt, und sollte in allen künftigen Kriegen parteilos sein. Belgien wurde mit Holland vereinigt, und das vereinigte Land zum Königreiche der Niederlande für das Haus Oranien erhoben. Die Länder, aus welchen ehedem das teutsche Reich bestanden hatte, mit Ausnahme von Belgien, sollten einen Staatenverein, der teutsche Bund genannt, bilden, um die äußere und innere Sicherheit Teutschlands und die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der teutschen Staaten zu erhalten. Dieser Bund besteht nun aus 35 Fürsten, wozu, außer Oestreich und Preußen, vier teutsche Könige (Baiern, Sachsen, Hanover und Würtemberg) und zwei auswärtige Könige (Dänemarks und der Niederlande) als Besitzer von Bundesländern gehören. Außer diesen sind auch vier freie Städte in dem Bunde. Die beständige Bundesversammlung, der Bundestag, sollte die Grundgesetze des Bundes abfassen, die gemeinsamen Angelegenheiten desselben besorgen und zu Frankfurt am Main ihren Sitz haben, wo sie sich auch im November des Jahres 1816 gebildet hat.

Bei dem zweiten Frieden mit Frankreich wurde nachgeholt, was bei dem ersten war versäumt worden. Die Franzosen mußten die zahllosen Schätze der Gelehrsamkeit und Kunst, herrliche Gemählde, Marmorbilder, Handschriften und seltene Bücher, welche sie seit 1796 in ihren Kriegen in Italien und Teutschland geplündert und nach Paris geführt hatten, wieder heraus geben, und jedes Land empfing das Seinige zurück.

England erhielt auch in jenen beiden Friedensschlüssen neue Vortheile. Von den außereuropäischen

Besitzungen Frankreichs, Hollands und Spaniens, welche es im glücklichen Seekriege seit zwanzig Jahren erobert hatte, blieben ihm einige der wichtigsten, z. B. das Vorgebirge der guten Hoffnung und die große Insel Ceylon, die einst den Holländern gehört hatten, und die, den Franzosen entrissene, Insel Frankreich, im indischen Meere. Nicht minder wichtig war es für England, daß es bei dieser Gelegenheit die Schutzherrschaft über die ionischen Inseln, oder sieben Inseln, im mittelländischen Meere, erhielt. Diese, durch ihre Erzeugnisse und ihre günstige Lage für den Handel bedeutenden, Inseln, von welchen Cephalonia, Corfu und Zante die größten sind, hatten ehedem dem Freistaate Venedig gehört, nach dessen Falle sie an Frankreich kamen. Später wurden sie von den Russen und den Türken, und endlich von den Engländern besetzt.

Rühmlich und wirksam waren bei dieser Friedenstiftung die Bemühungen der Engländer, dem Handel mit Negern (s. S. 251) überall ein Ende zu machen. Seit dem funfzehnten Jahrhunderte waren die unglücklichen Afrikaner in ungeheurer Menge ihrer Heimath entführt worden, um als Sklaven die Pflanzungen von Kaffee und Zuckerrohr in Westindien und andern Erdtheilen für die europäischen Eigenthümer zu bearbeiten. Das erste Beispiel, diesen schändlichen Handel abzuschaffen, gab im J. 1792 Dänemark. Frankreich schenkte im Anfange der Revolution allen Negersklaven in seinen außereuropäischen Besitzungen die Freiheit. Dieß gab auf der großen Insel St. Domingo, die ehedem zur Hälfte den Franzosen und zur Hälfte den Spaniern gehörte, Anlaß zu blutigen Gräueln, wobei die meisten weißen Bewohner ermordet wurden. Vergebens suchte Frankreich späterhin die Insel wieder zu bezwingen. Die Neger behaupteten ihre Freiheit, sie wurden, nach dem Untergange der Weißen, die Herren der Insel, der sie

den alten Nahmen Hayty (s. S. 254) gaben, und der größte Theil derselben wird jetzt von einem Negerkönig, Heinrich I, beherrscht, der sein Reich ganz nach europäischer Art eingerichtet hat, und in vielen Dingen so viel Weisheit und gute Herrschergrundsätze offenbart, daß man das Gedeihen dieses neuen Staates hoffen kann. Auf den übrigen Inseln blieben die Neger in harter Sklaverei. Im J. 1806 endlich gelang es den Bemühungen edler Männer in England, ein Gesetz zur Abschaffung des Sklavenhandels auszuwirken. Frankreich und andre Mächte haben auf Englands Betrieb gleiche Anordnungen gemacht. Am längsten weigerte sich der König von Spanien, doch hat er nun auch nachgegeben, und für das Gesetz, das dem Menschenhandel nach seinen Inseln ein Ende macht, sich von den Engländern — eine große Geldsumme bezahlen lassen!

Als der Grund zum Frieden in Europa gelegt war, wurde am 26. September 1815 der heilige Bund von den vereinigten Fürsten von Rußland, Oestreich und Preußen, ehe sie die Hauptstadt Frankreichs verließen, feierlich geschlossen; von drei Fürsten, welche zu den drei verschiedenen Zweigen, worein das Christenthum sich getheilt hat, der griechischen, der katholischen und der protestantischen Kirche, gehören. Es sollte fortan, das war der Sinn dieses Bündnisses, christliche Tugend die Regierungsweise der verbündeten Fürsten leiten, Gerechtigkeit und christlicher Sinn sollten das Band zwischen den Völkern knüpfen, es sollte demnach nicht mehr geschehen, was dem Geiste des Christenthums widerstreitet. Viele Fürsten haben seitdem dem heiligen Bunde sich angeschlossen. Möge die Gesinnung, welche dieses Bündniß ausgesprochen hat, möge der Geist frommer Eintracht und treuer Wahrhaftigkeit, der Geist des Rechts, worin das innere Wesen des Christenthumes besteht, immer mehr in dem Verkehr zwischen Völkern, und überall in den Verfassungen und in den Verwaltungen der Staa-

ten ſichtbar werden, mögen ſie der helle Leitſtern für Herrſcher und Beherrſchte ſein! Dann werden die lange bedrängten, viel gedrückten Völker im Genuſſe eines dauernden Friedens ihre Anlagen immer ſchöner entwickeln, im häuslichen, wie im bürgerlichen Leben ſich glücklich fühlen und durch immer veſtere Bande an Vaterland und vaterländiſches Geſetz gebunden ſein.

Seit dem Frieden hörte man nur an Europa's ſüdlichen Küſten wieder die Donner des Krieges. Auf der Küſte von Nord-Afrika haben ſich ſeit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts Raubſtaaten, Algier, Tunis und Tripoli, gebildet, die unter dem Schutze der Türken ſtehen. Sie ſenden ihre Schiffe in alle Meere, und wo ſie Schiffe chriſtlicher Länder antreffen, rauben ſie dieſelben und bringen alle Chriſten, die ſich darauf befinden, nach Afrika, wo die unglücklichen Gefangenen in harter Sklaverei leben müſſen, bis ſie ſich durch Löſegeld ihre Freiheit verſchaffen können. Seit dreihundert Jahren haben die Europäer, ſelbſt die mächtigſten Fürſten, dieſe Beleidigungen geduldet, und wenn ſie ihren Schiffen eine ruhige Fahrt ſichern wollten, von den Räubern gegen eine jährliche Abgabe den Frieden erkauft. Nur einzelne Mächte rächten zuweilen durch Waffen die Beſchimpfungen, welche ſie von einem jener Räuberſtaaten empfangen hatten. Die gegenſeitige Eiferſucht unter den europäiſchen Mächten, die es oft gern ſah, wenn Nebenbuhler im Handel und in der Schifffahrt geſtört wurden, hat aber bis jetzt eine Vereinigung gegen die afrikaniſchen Seeräuber gehindert und dieſe immer verwegener gemacht. Beleidigt von Algier, verbanden ſich England und die Niederlande im Sommer des Jahres 1816, und ſchickten Schiffe gegen die Seeräuber, beſchoſſen ihre Stadt und zwangen ſie zu einem Frieden, wodurch ihr Fürſt, der Dey von Algier, ſich verbinden mußte, ſeine Chriſtenſklaven frei zu geben,

und künftig die Seeräuberei einzustellen. Aber leider ist dieser Vertrag seitdem von den Räubern wieder verletzt worden, und es hat sich abermahl gezeigt, daß die Fürsten Europa's nur durch kräftige Vereinigung ihre Völker gegen jene Räuber schützen können. — In Südamerika dauerte der Kampf für die Unabhängigkeit fort, und wurde gegen die Kriegsvölker, welche der neue König von Spanien schickte, so tapfer geführt, daß wohl zu hoffen ist, die Völker jener Gegenden werden sich einen freien und glücklichen Zustand erringen. Ihr Beispiel schien auch ihre Nachbarn in Brasilien zu ermuntern, das der König von Portugal, welcher fortdauernd sich hier aufhielt, mit seinem europäischen Lande zu einem Königreiche vereinigt hatte; aber der Aufstand, der in einem Theile des großen Landes ausbrach, wurde in kurzer Zeit gestillt. Auch in Portugal, wo das Volk die verlängerte Abwesenheit des Hofes ungern sah, wurde durch die Entdeckung einer Verschwörung große Gefahr abgewendet.

Das übrige Europa fing an, sich von langen Kriegsleiden zu erholen. Selbst in Frankreich, wo die Stürme entstanden waren, die unsern Erdtheil seit 25 Jahren getroffen haben, folgte, unter dem Schutze ungern bewirtheter fremden Heere, auf heftige Parteikämpfe, welche die Anhänger veralterter Einrichtungen erregten, eine ruhigere Stimmung und ein ungestörteres Fortschreiten zu dem Ziele gesetzmäßiger bürgerlichen Freiheit. Das Streben nach diesem glücklichen Ziele, das Streben nach wohl geordneten Verfassungen und Staatseinrichtungen, welche den Völkern ihre Rechte sichern, und sie gegen willkührliche Gewalt schützen können, ist überall in Europa lebendig geworden. Nach so vielen Leiden und harten Erfahrungen wollen die Völker bewahrt sehen, was sie mit ihrem Blute gewonnen haben,

den Anſpruch auf äußern Frieden und geſichertes Bürgerglück im Innern. Gern überläßt man ſich der Hoffnung, daß auch dieſe Beſtrebungen zum Beſſern führen werden.

Ja, ein frommes gläubiges Gemüth hält veſt an jeglicher Hoffnung, die auf das Fortſchreiten zum Beſſern gerichtet iſt! Denn auch bei der Betrachtung des großen Gemähldes der Weltbegebenheiten offenbaret ſich das Walten einer weiſen Vorſehung, welche die Schickſale der Menſchen lenkt, durch Stürme zum ruhigen Hafen, durch Nacht zum Lichte, durch Drangſale zur Freiheit, durch Leiden zu reineren Geſinnungen führt, und dem Guten und Heilſamen, das auf Erden ſich bildet, trotz Kampf und Widerſtand, veſte Dauer gibt. Bewahret in tiefer Bruſt dieſen Glauben, und wenn ihr einſt, meine jungen Freunde, mit aller Wiſſenſchaft und Kunſt ausgerüſtet, welche ihr euch jetzt erwerben ſollet, in die Welt und ins handelnde Leben tretet, dann wirke jeder auf ſeinem Platze und nach ſeinem Vermögen, durch Wort und That, durch Lehre und Vorbild, die Abſichten der Vorſehung in Förderung des Guten und Schönen, in Hinderung des Böſen und Schlechten, zu erfüllen. Und wo Zweifel euch verwirren, wo ihr irre werdet, ob der Gang der Begebenheiten zum Guten führen möge, da erhebe euch das Wort des teutſchen Dichters:

Es iſt kein leerer ſchmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut ſich an,
Zu was Beſſerm ſind wir geboren;
Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht.

Ende.

Berichtigungen.

Seite	54	Zeile	9	lies: Handelsschiffe
—	70	—	3	l. dem statt den
—	73	—	4	l. Geschichte statt Geschäfte
—	81	—	6	v. u. l. befreien
—	82	—	12	v. u. l. Verfalle
—	98	—	13	v. u. l. Anhang st. Anfang
—	114	—	15	v. u. l. des Perserkönigs st. desselben.
—	116	—	20	streiche: des
—	123	—	2	v. u. l. Verbindung
—	126	—	17	l. Fremde st. Freunde
—	148	—	1	l. welchem
—	150	—	6	v. u. l. Anbang st. Anfang
—	151	—	20	l. Anhänger st. Anfänger
—	170	—	17	l. der nun (780) schon
—	190	—	6	v. u. l. Zerruttungen
—	201	letzte	Z.	l. Togrul
—	203	Zeile	10	l. nach st. noch
—	212	—	17	l. zu der großen
—	219	—	6	v. u. l. Cimabue
—	235	—	13	v. u. l. verschafften.
—	237	—	13	v. u. streiche: für
—	240	—	6	v. u. l. glücklicheres.
—	231	—	11	l. fand st. stand
—	232	—	6	l. erhaben
—	255	—	4	l. daß st. das
—	270	—	13	l. anmaßenden
—	274	—	8	l. derselben befördert
—	281	—	17	l. sechzehnten
—	289	—	1	l. hangen st. hängen
—	297	—	17	l. Niederlagen st. Niederlanden
—	298	—	8	v. u. l. hatte
—	300	—	9	v. u. l. empfänglichem
—	310	—	13	v. u. l. protestantischen
—	313	—	3	l. seines st. seine
—	323	—	15	l. Verletzung st. Verlegung
—	325	—	10	l. drückenden
—	327	letzte	Z.	l. Viele st. viele

Bei J. C. Hinrichs in Leipzig sind folgende Schul-, Erziehungs- und Jugendschriften erschienen:

Stein, D. C. G. D., Handbuch der Geographie und Statistik nach den neuesten Ansichten für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen. Dritte ganz umgearbeitete und verm. Auflage in drei Bänden. gr. 8. 1817. 3 Bände. 4 thl. 8. gr.

— — kleine Geographie, oder Abriß der mathemat. phys. u. besonders polit. Erdkunde. Mit 1 Charte. Neunte verb. Aufl. gr. 8. 1818. 16 gr.

— — Geographie nach Naturgränzen für Real- und Bürgerschulen. 2te Aufl. gr. 8. Mit 1 Charte. 1818. 14 gr.

— — geographisch-statistisches Zeitungs-, Post- und Comtoirlexikon. Mit Nachträgen und 2 Charten 2 Bde. in 8. geheftet 3 thl. ohne die große Welteharte. 2 thl. 8 gr.

— — großes geographisch-statist. Zeitungs-, Post- und Comtoir-Lexikon in 4 Bden. gr. 8. Prän. Preis auf Schreibp. 12 thl. auf weiß Druckp. 10 thl. ord. Druckp. 8 thl.

— — Handbuch der Naturgeschichte. 2 Bde mit 116 Abbild. gr. 8. schwarz 1 thl. 18 gr. illum. 2 thl. 12 gr.

— — dieselbe für Real- und Bürgerschulen. Mit 21 illum. Abbildungen. gr. 8. 16 gr.

Atlas, neuer, der ganzen Welt, nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, Gymnasien und Schulen. Zu den Lehrbüchern von D. C. G. D. Stein. 2te berichtigte Aufl. In 14 Charten und 5 Tabellen. gr. Fol. 1818. 3 thl.

Schulatlas, neuer kleiner, mit besonderer Hinsicht auf die geogr. Lehrbücher von D. Stein. 18 Blatt. 1818. 2 thl. Partb. Pr. 12 Ex. 18 thl.

Adler, M. F. C., kurze Geschichte der christl. Religion und Kirche von ihrer Entstehung an ꝛc. 2te Aufl. gr. 8. 2 ar. 25 Exempl. 1 thl.

Beck, I. R. W., Lexicon Latino-Graecum manuale in usum scholarum. 8. 1817. 1 thl. 4 gr.

Deutschland unter Rudolph v. Habsburg bis Sigismund. N. A. 8. 10 gr.

Erzählungen (52 interessante) aus der Welt- und Menschengeschichte zur Unterhaltung. 3te Aufl. ohne Kupf. 8 gr., mit schwarzen Kupf. geb. 14 gr., mit illum. Kupf. geb. 18 gr.

Fröbing, F. C., Lutherus seu historia reformationis breviter comprehensa, libellus lectioni juventutis inferior. ordin. Ed. II. 8. 18 gr.

GutsMuths, J. C. F., mechanische Nebenbeschäftigungen für Jünglinge und Männer. Als Anhang zu seiner Gymnastik. Mit 9 Kupfertafeln. 2te verm. und verbess. Aufl. 8. 1817. 2 thl.

Hardorf, J., new english Grammar, oder neue englische Sprachlehre, systematisch bearbeitet nach Meidingers Manier. 2te verm. Aufl. 8. Druckp. 15 gr. Schreibp. 18 gr.

Herrmann, Fr., Lehrbuch der mathematischen Geographie für den ersten Cursus des Jugendunterrichts. 8. 1 thl. 8 gr.

— — und K. B. Schade neue lateinische Sprachlehre für Schulen und zum Selbstgebrauch. gr. 8. 16 gr. Schreibp. 1 thl.

Hofmann, B. F., kurze deutsche Sprachlehre für Bürger- und Landschulen. 2te Aufl. 8. 8 gr. Partbie-Preis 6 gr.

Holle, C., erstes Buch für Kinder, oder ABC- und Lesebuch. 3te verb. Aufl. mit vielen Kpfrn. gr. 8. geb. illum. 1 thl. 4 gr. schwarz 21 gr.

— — Zweites Buch für Kinder zur Begründung ihrer Kenntnisse von der Welt, dem Menschen und der Natur. 3te verb. Aufl. mit vielen Kupfern. illum. 1 thl. 4 gr. schwarz 21 gr.

— — neue Fibel für Bürger- und Landschulen. gr. 8. 3 gr. Mit 18 Kpfrn. geb. schw. 8 gr. illum. 12 gr.

— — neuer Briefsteller für Kinder; oder practische Anweisung zur Abfassung und Einrichtung der Briefe. 8. 18 gr.

— — neue Erzählungen für die Jugend zur Bildung des sittl. Gefühls. 8. 12 gr. mit 8. schw. Kpfrn. geb. 20 gr. colorit 1 thl. 4 gr.

— — Geschichten aus der Jugendwelt, m. 18. Kpfrn. 8. geb. 1 thl. 4 gr.

Holdt, C., Weltgeschichte für die Jugend; als ein Vorbereitungsbuch
dem histor. Unterricht. Mit 81 schwarzen Kupfern. gr. 8. 2 th
color. 3 th
Hühners biblische Historien zum Gebrauch für die Jugend in Volk
schulen, umgearbeitet u. herausgeg. von M. F. C. Adler. 2 Theil
3te Aufl. mit Religionsgeschichte. gr. 8. 1818. roh 8 gr. geb. 10 g
Dieselben mit 104 Kpfrn. roh 20 gr. geb. 22 g
Dieselben für Armenschulen ohne Kupfer und ohne die Religionsg
schichte. gr. 8. 25 Exemplare für 6 th
Katechismus der Sittenlehre, durchgängig mit Erklärungen, Beisp
len, Beweisen und Denksprüchen erläutert für Bürger- und Lan
schulen. Neue A. 8. 16 g
Koch, C. G., Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lat
nische. Mit Anmerk. gr. 8. 1817. 20 g
La Combe und Seebaß nouvelle Grammaire française, oder syste
Anweisung zur leichtern und gründlichen Erlernung der franz. Spr
che. 3te verb. und verm. Aufl. 8. 16 gr. ord. Papier 12 g
Derselben 2r u. pract. Thl. v. Z. de Beaurains. 2te verm. Aufl. 8. 10
Lempe, F. W., Lehrbuch der reinen Arithmetik. 8. 12 gr. Parthp. 10
Leonhardi, C. G., kleine französ. Sprachlehre für Kinder. 8. N. A. 8
Lesebuch nützlicher Kenntnisse aus der Natur. 18—12 Bändch. 8. 6 th
Magazin, historisches, für Verstand und Herz, in 209 Erzählung
(von Pfeffel). 6te Aufl. 8. 1 thl. 8
Maurer, F., Gewerbkunde, oder Kenntnisse aller Künste und Gew
zur nützlichen Unterhaltung für Jedermann. 2 Theile. Neue m. 36
verm. Aufl. 8. geh. 1 thl. 16 gr. mit col. K. schön geb. 2 thl. 12 g
Newton für die Jugend, oder belehrende Gespräche eines Vaters m
seiner kleinen Familie aus der Physik, Astronomie u. Chemie. Heraus
vom Prof. F. Herrmann. M. franz. Text zur Seite. 8. geb. 1 thl. 8
Parrot, D. C. F., vollständ. Rechenkunst N. A. mit 13 Tab. 8. 1 th
Pölitz, Prof. K. H. L., Lehrbuch der teutschen Sprache in ihrem ga
zen Umfange ꝛc. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1 th
— — kurze Geschichte des Königreichs Sachsen für den Unte
derselben auf Lyceen und besseren Erziehungsanstalten. gr. 8. 8 g
— — Weltgeschichte für Real- und Bürgerschulen. 3te bis 18
fortgeführte Ausg. gr. 8. 1818. 12 gr. Schreibp. 18 g
— — Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende dargestel
Neue Bearbeitung in 4 Bänden mit Kupfr. gr. 8. 7 th
wohlf. Ausg. ohne Kupf. 5 th
— — kleine Weltgeschichte oder compendiar. Darstellung ders. fü
höhere Lehranstalten. 3te bearb. Aufl. gr. 8. 1818. 21 g
Rebs, M. C. G., tägliche Morgen- und Abendbetrachtungen nach de
Zeitfolge der Jahreszeiten gr. 8. weiß Druckp. geh. 20 gr. ord. Pap. 14 g
— — Naturlehre für die Jugend nach der Elementarmethode. mi
Holzschn. 8. 1817. 18 g
Schade, M. C. B., englisch-deutsch und deutsch-engl. Hand- un
Taschenwörterbuch. 4te umgearb. Aufl. 8. 2 Thle. geh. 2 thl. 12 g
Schoppach, G. A., sächsische Geschichte. N. A. 8. 8 gr. geh. 9 g
Schmidt, Prof. J. G., Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften
theils für den öffentlichen, theils für den Privatunterricht in, den
selben. 4 Theile. gr. 8. m. vielen Kupfern. 5 thl. 20 g
(Jeder Theil auch einzeln.)
Schmidt, M. K. C. G., griechische Schulgrammatik, oder praktisch
Anleitung zur gründlichen Erlernung der griech. Sprache. 8. 10 g
Partiepreis 8 g
Schmiedtgen, J. G. D., Erzählungen aus dem alten und neuen T
stamente für die Jugend. 2 Theile. Neue mit 72 Kupfr. verm
Ausg. 8. geb. 1 thl. ohne Kupfr. 12 g
Vorbereitungsbuch, erstes, der latein. Sprache, in kurzen Sätzen na
der Stufenfolge des Syntax. N. A. 8. 4 g

19) 66 7.50

Held, C., Weltgeschichte für die Jugend; als ein Vorbereitungsbuch zu dem histor. Unterricht. Mit 81 schwarzen Kupfern. gr. 8. 2 thl. color. 3 thl.

Hühners biblische Historien zum Gebrauch für die Jugend in Volksschulen, umgearbeitet u. herausgeg. von M. F. C. Adler. 2 Theile. 3te Aufl. mit Religionsgeschichte. gr. 8. 1818. roh 8 gr. geb. 10 gr.

Dieselben mit 104 Kpfrn. roh 20 gr. geb. 22 gr.

Dieselben für Armenschulen ohne Kupfer und ohne die Religionsgeschichte. gr. 8. 25 Exemplare für 6 thl.

Katechismus der Sittenlehre, durchgängig mit Erklärungen, Beispielen, Beweisen und Denksprüchen erläutert für Bürger- und Landschulen. Neue A. 8. 16 gr.

Koch, C. G., Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Mit Anmerk. gr. 8. 1817. 20 gr.

La Combe und Seebaß nouvelle Grammaire française, oder systemat. Anweisung zur leichtern und gründlichen Erlernung der franz. Sprache. 3te verb. und verm. Aufl. 8. 16 gr. ord. Papier 12 gr.

Derselben 2r u. pract. Thl. v. Z. de Beaurains. 2te verm. Aufl. 8. 10 gr.

Lampe, F. W., Lehrbuch der reinen Arithmetik. 8. 12 gr. Parthp. 10 gr.

Leonhardi, C. G., kleine französ. Sprachlehre für Kinder. 8. N. A. 8 gr.

Lesebuch nützlicher Kenntnisse aus der Natur. 1s—12s Bändch. 8. 6 thl.

Magazin, historisches, für Verstand und Herz, in 209 Erzählungen (von Pfeffel). 6te Aufl. 8. 1 thl. 8 gr.

Maurer, F., Gewerbskunde, oder Kenntnisse aller Künste und Gewerbe zur nützlichen Unterhaltung für Jedermann. 2 Theile. Neue m. 36 K. verm. Aufl. 8. geh. 1 thl. 16 gr. mit col. K. schön geb. 2 thl. 12 gr.

Neuton für die Jugend, oder belehrende Gespräche eines Vaters mit seiner kleinen Familie aus der Physik, Astronomie u. Chemie. Herausg. vom Prof. F. Herrmann. M. franz. Text zur Seite. 8. geb. 1 thl. 8 gr.

Parrot, D. C. F., vollständ. Rechenkunst N. A. mit 13 Tab. 8. 1 thl.

Pölitz, Prof. K. H. L., Lehrbuch der teutschen Sprache in ihrem ganzen Umfange ꝛc. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1 thl.

— — kurze Geschichte des Königreichs Sachsen für den Vortrag derselben auf Lyceen und besseren Erziehungsanstalten. gr. 8. 8 gr.

— — Weltgeschichte für Real- und Bürgerschulen. 3te bis 1817 fortgeführte Ausg. gr. 8. 1818. 12 gr. Schreibp. 18 gr.

— — Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende dargestellt. Neue Bearbeitung in 4 Bänden mit Kupfr. gr. 8. 7 thl. wohlf. Ausg. ohne Kupf. 5 thl.

— — kleine Weltgeschichte oder compendiar. Darstellung ders. für höhere Lehranstalten. 3te bearb. Aufl. gr. 8. 1818. 21 gr.

Rebs, M. C. G., tägliche Morgen- und Abendbetrachtungen nach der Zeitfolge der Jahreszeiten gr. 8. weiß Druckp. geh. 20 gr. ord. Pap. 14 gr.

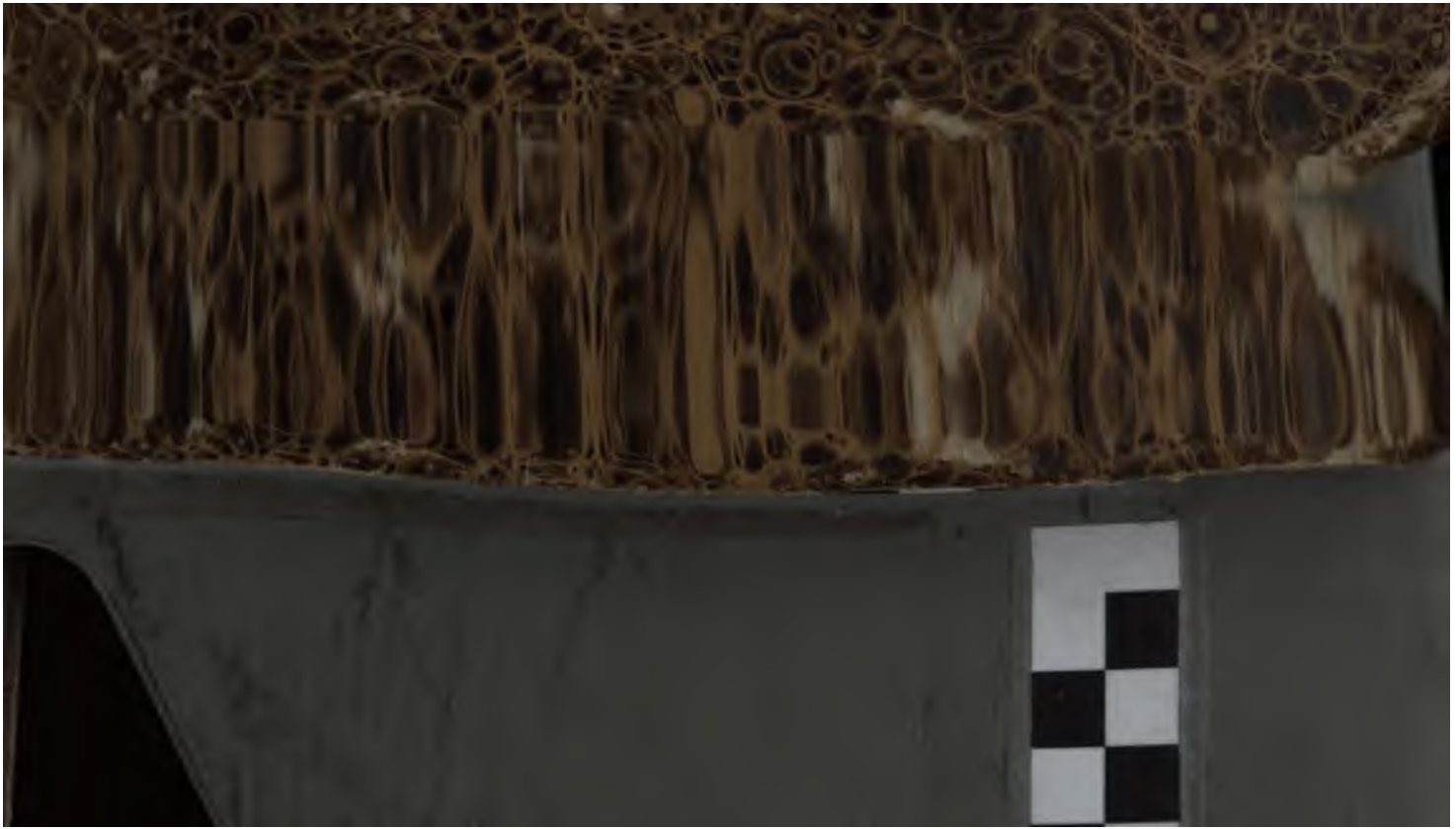
— — Naturlehre für die Jugend nach der Elementarmethode. mit Holzschn. 8. 1817. 18 gr.

Schade, M. C. B., englisch-deutsch und deutsch-engl. Hand- und Taschenwörterbuch. 4te umgearb. Aufl. 8. 2 Thle. geh. 2 thl. 12 gr.

Scheppach, G. A., sächsische Geschichte. N. A. 8. 8 gr. geh. 9 gr.

Schmidt, Prof. J. G., Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften, theils für den öffentlichen, theils für den Privatunterricht in denselben. 4 Theile. gr. 8. m. vielen Kupfern. 5 thl. 20 gr.
(Jeder Theil auch einzeln.)

Schmidt, M. K. C. G., griechische Schulgrammatik, oder praktische Anleitung zur gründlichen Erlernung der griech. Sprache. 8. 10 gr. Partiepreis 8 gr.

Schmiedtgen, J. G. D., Erzählungen aus dem alten und neuen Testamente für die Jugend. 2 Theile. Neue mit 72 Kupfr. verm. Ausg. 8. geb. 1 thl. ohne Kupfr. 12 gr.

Vorbereitungsbuch, erstes, der latein. Sprache, in kurzen Sätzen nach der Stufenfolge des Syntax. N. A. 8. 4 gr.